

Das Individuelle und das Kollektive

Acta Universitatis Wratislaviensis No 4114

GERMANICA WRATISLAVIENSIA 147

Das Individuelle und das Kollektive

HERAUSGEGEBEN VON

**Tomasz Małyszek
Anna Małgorzewicz
Urszula Bonter
Ekkehard Felder**

Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego

Herausgeber:

Tomasz Małysek (Chefredakteur; Universität Wrocław, Polen), Anna Małgorzewicz (Universität Wrocław, Polen), Urszula Bonter (Universität Wrocław, Polen), Ekkehard Felder (Universität Heidelberg, Deutschland)

Schriftleitung:

Julianna Redlich (Universität Wrocław, Polen)

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Martine Dalmas (Universität Sorbonne Paris, Frankreich), Prof. Dr. Dmitrij Dobrovolskij (Russische Akademie der Wissenschaften, Staatliche Lomonosov-Universität Moskau, Russland), Assoc. Prof. Rūta Eidukevičienė (Vytautas-Magnus-Universität Kaunas, Litauen), Prof. Dr. Ulrich Engel (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Deutschland), Prof. Dr. Peter Ernst (Universität Wien, Österreich), Prof. Dr. Csaba Földes (Universität Erfurt, Deutschland), Prof. Dr. Joachim Knappe (Universität Tübingen, Deutschland), ao. Univ.-Prof. Dr. Wynfrid Kriegleder (Universität Wien, Österreich), Prof. Dr. Rudolf Lenz (Philipps Universität Marburg, Deutschland), Prof. Dr. Frank Liedtke (Universität Leipzig, Deutschland), Prof. Dr. Heinz-Helmut Lüger (Universität Koblenz-Landau, Deutschland), Prof. Dr. Wolfgang Mieder (Universität Vermont, USA), Prof. Dr. Hans-Harald Müller (Universität Hamburg, Deutschland), Prof. Dr. Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal, Deutschland), Prof. Dr. Joachim Scharloth (Waseda Universität Tokyo, Japan), Prof. Dr. Hannelore Scholz-Lübbering (Humboldt-Universität Berlin, Deutschland), Prof. Dr. Georg Schuppener (Universität Leipzig, Deutschland), Prof. Dr. Matthias Weber (Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa Oldenburg, Deutschland), PD Dr. Tobias Weger (Ludwig-Maximilians-Universität München, Deutschland), Prof. Dr. Claudia Wich-Reif (Universität Bonn, Deutschland), Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Universität Zürich, Schweiz)

Gutachter:

Benjamin Biebuyck (Ghent University, Belgien), Waldemar Czachur (Uniwersytet Warszawski), Katarzyna Grzywka-Kolago (Uniwersytet Warszawski), Petra Josting (Universität Bielefeld), Matthias Mayer (Universität Augsburg), Krystyna Mihułka (Uniwersytet Rzeszowski), Nils Rottschäfer (Universität Bielefeld), Aldona Sopata (Uniwersytet Adama Mickiewicza w Poznaniu), Matthias Schöning (Universität Konstanz), Fred Schulz (Hochschule Zittau/ Görlitz)

Sprachliche Redaktion:

Viktoria Szmíd

© Copyright by Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego sp. z o.o., Wrocław 2022

ISSN 0239-6661

ISSN 0435-5865

Die ursprüngliche Version der Zeitschrift ist eine Druckversion

Gesetzt in Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego sp. z o.o.

50-137 Wrocław, pl. Uniwersytecki 15

Tel./Fax: +48 71 375 24 74, E-Mail: sekretariat@uwvr.com.pl

Germanica Wratislaviensia 147, 2022

© for this edition by CNS

Inhalt

<i>Nachruf auf Prof. Dr. Stanisław Prędoła (Artur Tworek)</i>	9
---	---

Literaturwissenschaft

Lucjan Puchalski: <i>Gesichtsvariationen. Faciale Motivik im Textbuch der Zauberflöte</i>	13
Christiane Baumann: <i>Geisterspuk: Eine unbekannte Rezension des jungen Peter Hille</i>	29
Natalia Źarska: <i>Ernst Jünger und die Jugendbewegung</i>	45
Tomasz Małyśzek: <i>Pu der Bär und Harry Rowohlt</i>	61

Sprachwissenschaft

Magdalena Białek: <i>Post- und neokommunikative Fremdsprachendidaktik mit besonderer Berücksichtigung des polnischen Kontexts</i>	81
Agnieszka Mucha: <i>Interdisziplinarität der politischen Wahlkampf- und Wahlsloganforschung – Rückblick und Forschungspotenziale</i>	99
Teresa Maria Włosowicz: <i>Die Sprachverarbeitung bei mehrsprachigen Lernern am Beispiel der L2–L3, L3–L2 und L3–L1-Übersetzung und der Erkennung auf der L2 basierter Fehler in der L3</i>	111
Agnieszka Pawłowska-Balcerska: <i>„Es ist schwer, ein ganzes Land auf ein paar Eigenschaften und Besonderheiten zu reduzieren“ – Zu nationalen Stereotypen polnischer und deutscher Studierender</i>	129

Rezensionen

Beata Giblak unter Mitwirkung von Fabian Wilhelmi und Simone Zupfer (Hrsg.): <i>Max Herrmann-Neiße, Kritiken und Essays (1909–1939)</i> , Bd. I. Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2021 (= <i>Max Herrmann-Neiße, Kritiken und Essays (1909–1939). Kritische Edition</i> . Herausgegeben von Sibylle Schönborn), 799 S. (Wojciech Kunicki)	141
<i>Franz Kafka in der Literaturwissenschaft</i> (Hans-Christoph Graf v. Naye: <i>Wege mit Kafka – Wege der Literaturwissenschaft. Bio-Bibliographische und literaturwissenschaftliche Annäherungen an ausgewählte Werke Franz Kafkas</i> . Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2020, 252 S.) (Ewa Musiał)	144

Jana Hrdličková: *Zweiter Weltkrieg und Shoah in der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945*. Frank & Timme, Berlin 2021, 336 S. (Beate Sommerfeld). 147

Berichte

Dimensionen des Transgressiven in Friederike Mayröckers Spätwerk – Internationale Tagung, Online, 7.–8. Mai 2021 (Beate Sommerfeld) 151

Martin Pollack i polsko-austriacki transfer kulturowy (Martin Pollack und der polnisch-österreichische Kulturtransfer), 12. Dezember 2021, Universität Wrocław (Justyna Radłowska) 154

Die internationale wissenschaftliche Konferenz „Translaton 2”, Online, 23.–24. September 2021 im Rückblick (Karolina Kazik) 160

Cassandra: Krisenfrüherkennung durch Literaturauswertung. Ein Projektbericht (Monika Wolting) 163

Contents

<i>Obituary for Prof. Dr. Stanisław Prędota (Artur Tworek)</i>	9
--	---

Literary studies

Lućjan Puchalski: <i>Face variations in the libretto of The Magic Flute</i>	13
Christiane Baumann: <i>Ghost Haunting: A newly discovered review by the young Peter Hille</i>	29
Natalia Źarska: <i>Ernst Jünger and the German Youth Movement</i>	45
Tomasz Małyśzek: <i>Winnie-the-Pooh and Harry Rowohlt</i>	61

Linguistics

Magdalena Białek: <i>Post- and neo-communicative foreign language didactics with particular emphasis on the Polish context</i>	81
Agnieszka Mucha: <i>Interdisciplinarity of research on political campaigns and election slogans: A retrospective overview on the subject and its research potential</i>	99
Teresa Maria Włosowicz: <i>Multilingual learners and their language processing using the example of L2–L3, L3–L2 and L3–L1-translation and the detection of L2-based errors in L3</i>	111
Agnieszka Pawłowska-Balcerska: <i>“It is difficult to reduce a country to several characteristics and peculiarities”: On national stereotypes regarding Polish and German students</i>	129

Reviews	141
-------------------	-----

Conference Report	151
-----------------------------	-----

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.1>

Nachruf auf Prof. Dr. Stanisław Prędoła

Am 18. September 2021 verstarb nach langer schwerer Krankheit Professor Stanisław Prędoła – einer der wichtigsten Mitarbeiter in der Geschichte des Instituts für Germanistik und des Erasmus von Rotterdam-Lehrstuhls für Niederlandistik an der Universität Wrocław. Er war nicht nur ein ausgewiesener Sprachwissenschaftler, sondern auch ein hervorragender Didaktiker und engagierter Organisator des akademischen Lebens. Der bei Tarnów in Kleinpolen geborene, damals gerade 18-jährige junge Mann kam zum Germanistikstudium nach Breslau und sollte sein persönliches und berufliches Leben für immer mit der schlesischen Hauptstadt verbinden. Er setzte sein Studium in Leipzig, Utrecht und Leuven fort und begann im Anschluss im Jahre 1967 seine wissenschaftliche Tätigkeit im Breslauer germanistischen Institut. Er promovierte 1974, habilitierte sich 1982 und seit 1993 war er ordentlicher Professor. Sein Doktorvater war Professor Norbert Morciniec, mit dem er an der Breslauer Universität die erste und bis heute wichtigste polnische Niederlandistik organisierte: Zuerst als Abteilung innerhalb der Germanistik und seit 1990 als Lehrstuhl, den er gründete und fünf Jahre lang leitete. Einige Jahre unterstützte Professor Prędoła mit seinen Kompetenzen und Erfahrungen auch das Germanistische Institut der Universität Opole.

Sein wissenschaftliches Oeuvre ist imponierend und in vielen Bereichen bahnbrechend. Er hat sich mit Phonetik und Phonologie, Lexikologie und Lexikographie, Phraseologie und Parömiologie, Sprachgeschichte sowie Fremdsprachendidaktik erfolgreich beschäftigt. In seinem Publikationsverzeichnis sind über 300 Texte zu finden, darunter zahlreiche Monographien, Wörterbücher, Lehrwerke, unzählige Artikel sowie Herausgeberschaften wissenschaftlicher Zeitschriften und Serien. Das vielleicht wichtigste Wahrzeichen seiner Forschungen und der daraus resultierenden Veröffentlichungen waren vergleichende Analysen. Er war immer an anderen Sprachen interessiert: Nicht nur an seiner eigenen Erstsprache – Polnisch, nicht nur an den zwei wichtigsten Sprachen seiner Ausbildung – Deutsch und Niederländisch, zu seinem Interessens- und zum Teil auch Forschungsbereich gehörten viele mehr – u.a. Afrikaans, Englisch, Französisch, Latein, Russisch, Tschechisch und Ungarisch. Dies ermöglichte ihm nicht nur einzelne Sprachphänomene unilateral zu erkunden, sondern den Sinn der Sprache aus kommunikativer und gesellschaftlicher Perspektive besser nachzuvollziehen. Zusammen mit Norbert Morci-

niec verfasste er die erste maßgebende vergleichende Phonetik des Deutschen und des Polnischen: „Fonetyka kontrastywna języka niemieckiego“ aus dem Jahre 1973 und das didaktisch orientierte „Podręcznik wymowy niemieckiej“ aus dem Jahre 1982 mit vielen weiteren Neuauflagen. Im Jahre 1983 erschien die ebenfalls wegweisende „Konfrontative Phonologie Polnisch-Niederländisch“. Jeder Phonetiker sowie auch Phonodidaktiker nutzt heute noch seine Typologie von graphisch-phonischen Interferenzen, die in mehreren Beiträgen und in der Monographie „Die polnisch-deutsche Interferenz im Bereich der Aussprache“ aus dem Jahre 1979 detailliert zusammengefasst und erläutert wurden. Das gleiche gilt für viele seiner späteren parömiologischen Analysen, die sowohl methodologisch als auch in Bezug auf das untersuchte Material nach wie vor einen maßgebenden Charakter haben.

Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden im In- und Ausland anerkannt. Professor Stanisław Prędoła war Mitglied des Ausschusses für Sprachwissenschaft und der Kommission für Phraseologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der philologischen Kommission ihrer lokalen Abteilung in Breslau. Er gehörte zu internationalen germanistischen und niederlandistischen Gremien und publizierte seine Texte in vielen europäischen und nordamerikanischen Zeitschriften und Veröffentlichungsreihen. Als Gastprofessor weilte er unter anderem an Universitäten in Belgien, Deutschland, Österreich, Ungarn und in den Niederlanden. Es ist symptomatisch, dass in der Festschrift, die 2004 zu seinem 60. Geburtstags von seinen Mitarbeitern Stefan Kiedroń und Agata Kowalska-Szuberz mit dem zutreffendem Titel „Thesaurus polyglottus et flores quadrilingues“ herausgegeben wurde, über 50 Freunde des Professors aus 11 Ländern (Belgien, Bulgarien, Deutschland, Großbritannien, Niederlande, Österreich, Polen, Südafrika, Tschechien, Ungarn, USA) ihre wissenschaftlichen Beiträge veröffentlichten.

Für diejenigen, die das Glück hatten und Professor Stanisław Prędoła als Studenten oder jungen bzw. auch erfahrenen Wissenschaftler begegnen konnten, war es eine unvergessliche und lehrreiche Angelegenheit, einen außerordentlichen Menschen kennen zu lernen. Die vielen humorvollen Momente bleiben ewig in Erinnerung. Seine Magistranten konnten bei ihm beobachten, wie bequem und effektiv die berühmten „fiszki“ (kleine Zettel für Notizen) waren. Die jungen Mitarbeiter konnten lernen, wie man eine mühevollen und stressige Arbeit in einer Prüfungskommission leichter und lockerer organisieren kann, indem man sich früh genug um ausreichend „paluszki“ (Salzstangen) kümmerte. Alle konnten seine Weltoffenheit bewundern, die positive Begierde, die Anderen mit ihren Sprachen, Kulturen, Stärken und Schwächen kennen zu lernen und sie zu akzeptieren. Das Reisen war seine große Leidenschaft und er liebte es, die kleinen Ortschaften in der Umgebung sowie ferne Länder und andere Kontinente zu besuchen. Immer fühlte er sich aber mit seinem Heimatdorf und mit der Stadt seiner Jugend eng verbunden. Die sportlichen Traditionen von dort waren stets lebendig und „Staszek“ ließ sich regelmäßig über die Ergebnisse der Speedwaymannschaft „Unia“ Tarnów im Detail berichten.

Mit seinem Tod haben wir einen hervorragenden Wissenschaftler, ausgezeichneten Pädagogen und effizienten Organisator aber auch einen lebensfreudigen, wissenssüchtigen und fröhlichen Menschen, einen großartigen Fachkollegen und guten Freund verloren, der aber in unseren Herzen und in unseren Erinnerungen auf immer und ewig lebendig bleiben wird.

Artur Tworek

Literaturwissenschaft

Lucjan Puchalski

ORCID: 0000-0002-3139-4925

Universität Wrocław, Wrocław

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.2>

Gesichtsvariationen. Faciale Motivik im Textbuch der *Zauberflöte*

Abstracts

Der vorliegende Aufsatz setzt sich mit der Problematik der *Zauberflöte* auseinander, deren Libretto im Hinblick auf Szenen und Situationen untersucht wird, in denen die Frage des menschlichen Gesichts aufgegriffen wird. Es geht in erster Linie darum, die auf die Physiognomik zurückgehenden Inspirationen im Textbuch der Oper zu ermitteln und den hier gehandhabten Umgang mit der Bildlichkeit des Gesichts unter Bezugnahme auf kulturwissenschaftliche Erkundungen dieses Themas zu analysieren, um daraus Anhaltspunkte für die Interpretation des gesamten Werkes zu gewinnen. Die so gewonnenen Erkenntnisse zeigen, dass das Gedankengut der Physiognomik in der dargestellten Welt der Oper durchaus rezipiert wurde, es war allerdings eine sehr kritische Rezeption. Der Gesichtsdiskurs in der *Zauberflöte* bestätigt, dass deren Botschaften weit über die Schwarzweißmalerei des auf den ersten Blick märchenhaften Konflikts zwischen Gut und Böse hinausgehen.

Schlüsselwörter: die *Zauberflöte*, Gesicht, Physiognomik, Visualität

Face variations in the libretto of *The Magic Flute*

The paper discusses the intellectual content of *The Magic Flute* in the context of scenes and situations which touch on the subject of the human face. The main point of the paper is to identify inspirations which trace back to the concept of physiognomy by Johann Caspar Lavater, drawing on perspectives from cultural studies. The article analyses how Schikaneder and Mozart deal with the visibility of the face. It shows that the physiognomic ideas were indeed received in the libretto of the opera, but in a critical way. The face discourse in *The Magic Flute* confirms that its messages go beyond the main Manichean-like conflict between good and evil happening on the stage.

Keywords: *The Magic Flute*, face, physiognomy, visibility

Lucjan Puchalski, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: lucjan.puchalski@uwr.edu.pl

Received: 20.09.2021, accepted: 8.04.2022

Unter den vielen stilistischen Feinheiten der Prosa von Thomas Mann findet man umfangreiche und sprachlich raffinierte Charakteristika des äußeren Erscheinungsbildes der von ihm ins literarische Leben gerufenen Figuren. Der Schriftsteller widmet ihnen so viel Platz, dass die durch die Überfülle der visuellen Reize erlahmende Vorstellungskraft der heutigen Leser nur mit Mühe der präzisen Wortkunst des Schriftstellers folgen kann, dem es ein besonderes Vergnügen bereitet, die individuellen Nuancen im Bereich der Körperhaltung, der Gestik und des Sprachverhaltens seiner Helden zu beschreiben, natürlich nicht ohne spöttische Untertöne und subtile Sticheleien. Die Charakteristika beginnen meistens mit suggestiven Gesichtsbeschreibungen, die sich dem aufmerksamen Leser tief einprägen und eine Art visuelle Signatur der jeweiligen Figur bilden. Der die Erzählräume des *Zauberbergs* füllende große weltanschauliche Konflikt zwischen Naphta und Settembrini würde seine menschliche, d.h. zutiefst humane Dimension verlieren, wenn man sich „die schwarzen Augen“ und „den weich geschwungenen Schnurrbart“ des Italieners sowie die „etwas spöttische Vertiefung und Kräuselung seines einen Mundwinkels“¹ nicht vorstellen könnte.² Er erinnert Hans Castorp an „gewisse ausländische Musikanten, die zur Weihnachtszeit in den heimischen Höfen aufspielten“,³ so dass er mit dem wenig schmeichelhaften Etikett „Drehorgelmann“ versehen wird. Naphta wird hingegen als ein „kleiner, magerer Mann“ von „ätzender Häßlichkeit“ dargestellt: „Alles war scharf an ihm: die gebogene Nase, die sein Gesicht beherrschte, der schmal zusammengenommene Mund, die dickgeschliffenen Gläser der im übrigen leichtgebauten Brille, die er vor seinen hellgrauen Augen trug, und selbst das Schweigen, das er bewahrte und dem zu entnehmen war, daß seine Rede scharf und folgerecht sein werde“.⁴

Es ist nicht leicht, eine Brücke vom *Zauberberg* zur *Zauberflöte* zu schlagen, aber eine solche frivole Versuchung stellt sich ein, wenn man die beiden Titel zusammenstellt. Thomas Mann muss dies bemerkt haben – seinem tiefironischen Sinn für Humor ist dieser vielleicht nicht ganz abwegige Zusammenhang nicht entgangen. Der „Drehorgelmann“ Settembrini kommentiert nämlich die erste Begegnung Hans Castorps mit Hofrat Behrens, der bei dem jungen Besucher wegen dessen anämischen Aussehens die Gefahr einer Lungenkrankheit wittert, mit einem Zitat aus der *Zauberflöte*, und zwar mit den Anfangsworten der berühmten Arie von Papageno: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heissa, hopsassa“.⁵ Der an der Schwelle des großen intellektuellen Abenteuers stehende Hans Castorp – die Konvention des deutschen Bildungsromans ließ in dieser Hinsicht einiges

¹ Mann 1952: 61.

² Zum Gesicht als Bildnis des Humanum vgl. Weigel 2013: 7–12.

³ Mann 1952: 61.

⁴ Ebd., S. 394.

⁵ Ebd., S. 65.

erwarten – ist zwar eher mit Tamino verwandt,⁶ aber mit Papageno verbinden ihn der gesunde Menschenverstand und die Zugehörigkeit zur Welt der gedanklichen Simplizität, über die er sich erheben soll, als er in der alpinen, d.h. „hohen“ Region des Sanatoriums „Berghof“ im schweizerischen Davos ankommt.

Der Zusammenhang zwischen dem Roman von Thomas Mann und der Oper von Mozart scheint damit zu enden, aber in den gesungenen und gesprochenen Dialogen der *Zauberflöte* kann man eine Spur entdecken, die zu den ausgefeilten facialen Entwürfen des ‚Zauberers‘, wie der Schriftsteller im engen Familienkreis genannt wurde, hinführt. In dem von Emanuel Schikaneder verfassten Textbuch⁷ wird nämlich an einigen Stellen auffallend viel Aufmerksamkeit den Gesichtern der Helden gewidmet, obwohl der Librettist natürlich nicht auf die Mittel zurückgreifen konnte, die dem „raunenden Beschwörer des Imperfekts“ zur Verfügung standen. Das kommt bereits am Anfang der Oper vor, die mit einer dramatischen Szene beginnt. Wenn der Vorhang hochgeht, sehen wir auf der Bühne den von einer riesigen Schlange verfolgten Tamino, in dem man trotz seiner exotischen Verkleidung einen Jäger erkennen kann. Er ist zwar mit einem Bogen ausgestattet, aber weil er keine Pfeile mehr hat, scheint er auf verlorenem Posten zu stehen, so dass ihm nichts anderes übrigbleibt als ein wenig heroisches Rufen nach Hilfe.

Abgesehen von der ganzen Symbolik der Szene und deren Umwandlungen in den späteren Bearbeitungen der Oper,⁸ kann man darin einen Nachklang der Vorstellung finden, welche die Debatte der damaligen Kunsttheoretiker über den Tod Laokoons bei dem gebildeten Publikum des 18. Jahrhunderts hinterlassen hat. Eine wichtige Stimme in der Diskussion war die aus dem Jahr 1766 stammende Abhandlung von Gotthold Ephraim Lessing *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie*. Indem der Autor die aus der *Aeneis* stammende Schilderung der Todesumstände des von zwei Schlangen angegriffenen trojanischen Priesters mit der berühmten griechischen Skulptur verglich, die dieselbe Szene darstellt, machte er auf einen markanten Unterschied aufmerksam: Während der Dichter diesen Tod mit allen drastischen, ja abstoßenden Details beschrieb, verzichtete der Bildhauer auf jede realistische Nachahmung der Natur. Sein Laokoon leidet, aber sein Gesicht ist nicht entstellt, anstelle von einem Schrei des Schreckens scheint er nur einen Seufzer hervorzubringen. Die erstaunliche Schönheit dieses sterbenden Gesichts ließ Lessing zu dem Ergebnis kommen, dass der Schriftsteller und der Bildhauer nach anderen Prinzipien verfahren hatten, gemäß ihrem jeweils anderen Stoff. Die Folge davon war die Erkenntnis, dass die Malerei und die Poesie zwei verschiedene Kunstarten darstellen und nach unterschiedlichen Kriterien beurteilt werden müssen.

⁶ Im Mittelunkt der Oper steht die Kategorie der Bildung, so dass deren Problematik im intellektuellen Kontext des Bildungsromans betrachtet werden kann. Vgl. dazu Zeman 2016: 67–69.

⁷ Die Forschung ist sich heute darüber einig, dass auch Mozart an der Gestaltung der Librettos seiner Opern beteiligt war. Vgl. dazu Splitt 1998: 59–69.

⁸ Vgl. Czaplá 2016: 253–265.

Der von der Schlange angegriffene Tamino stirbt zwar nicht, er fällt nur in Ohnmacht, aber wenn ihn kurz danach die Drei Damen beobachten, sehen sie nicht seine dekonstruierte Jäger-Männlichkeit. Sie wenden sich von seinem durch Schrecken entstellten Gesicht nicht ab, ganz im Gegenteil, sie begeistern sich für dessen Schönheit. Im Text wird zwar nicht direkt auf sein Gesicht hingewiesen, aber der Reiz des ohnmächtig gewordenen Tamino ist vor allem der Wirkung seines Gesichts zu verdanken. Alle drei wiederholen einhellig, dass er „schön“ sei, sogar „zum Malen schön“,⁹ und sind sofort bereit, sich in ihn zu verlieben. Die Schönheit des durch die Umstände seiner Flucht entgeisterten Jägers ist ebenso erstaunlich¹⁰ wie das in Stein gehauene harmonische Gesicht des sterbenden Laokoon.

Die Wahrnehmung und Einschätzung des menschlichen Antlitzes gewannen allerdings in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zu dem Zeitpunkt also, an dem in Wien die *Zauberflöte* entstand, einen vielleicht nicht neuen, aber neu aktualisierten Hintergrund, der für die Schrift von Lessing noch irrelevant blieb. Es geht um das Konzept der Physiognomik, das im Europa der Aufklärung der Schweizer Theologe Johann Caspar Lavater entstaubt und popularisiert hat. Die vier Bände seiner in den Jahren 1775–1778 veröffentlichten *Physiognomischen Fragmente* fanden eine breite Resonanz, nicht nur im deutschsprachigen Raum, aber hier wirkten sie sich besonders stark auf die damals entstehende Kunst und Literatur aus. Der Grundgedanke der Physiognomik besagte, dass man den moralischen Charakter des Menschen und seine intellektuellen Fähigkeiten von seinem Gesicht her erkunden kann. Diese nicht neue und an und für sich wenig umwerfende Theorie sorgte im aufgeklärten Europa für großes Aufsehen und Lavater wurde beinahe zum Propheten einer neuen Gesichtsreligion, da man mit den sich daraus ergebenden Erkenntnissen die anerkannten Autoritäten und erstarrten Positionen des rationalen Mainstreams des 18. Jahrhunderts kritisch hinterfragen und zurückweisen konnte. Argumente dagegen ließen sich schon aus der religiös-irrationalen Untermauerung seines Konzepts ableiten, das er mit der inneren Überzeugung und rednerischen Wucht eines Abraham a Sancta Clara vermittelte (allerdings ohne dessen rhetorisches Können), aber die größte Wirkung ging wohl von seiner individualisierenden Betrachtung des Menschen aus. Indem er jedem Individuum das Recht auf eine besondere Gesichtssignatur zusprach und gleichzeitig bereit war, sich damit auseinanderzusetzen, entfernte er sich von den normativen Positionen der Aufklärung und lieferte Munition für das individualistische Denken der jungen Generation, die in dem Geniebegriff eine Vorstellung fand, mit deren Hilfe man gegen die der Objektivität und Norm verschriebene klassizistische Poetik der Väter ausziehen konnte. Mit dem Konzept der Physiognomik ließen sich die individualistischen Ansprüche des Sturm und Drang sehr gut begründen – kein

⁹ Vgl. Mozart 1991: 7.

¹⁰ Das Motiv der Schönheit Taminos taucht im weiteren Verlauf der Handlung nicht mehr auf. Jan Assmann weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass dies eine mögliche Anspielung auf die Programmatik der Freimaurerei ist. Vgl. dazu Assmann 2005: 45–46.

Wunder, dass Lavater bald einen Briefpartner, Verbündeten und Freund in dem jungen Goethe fand, dem er übrigens ein physiognomisches Denkmal im dritten Band seiner *Fragmente* setzte. Der hier abgedruckte Schattenriss des Dichters wurde einer Interpretation unterzogen, in der dessen besondere schöpferische und intellektuelle Qualitäten erörtert wurden.¹¹

Das physiognomische Gedankengut war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit verbreitet. Dessen Spuren findet man sowohl auf dem von Georg Melchior Kraus gemalten Porträt von Goethe (1775), das den Dichter in einer lässigen Pose mit einer Silhouette in der Hand darstellt, als auch in der von Friedrich Nicolai verfassten *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz*, deren erster Band 1783 erschien. Als der reisende Berliner in Wien ankam, ließ er seiner kritischen Fantasie freien Lauf. Seiner aufklärerisch inquisitorischen Aufmerksamkeit ist die große Zahl der hier lebenden katholischen Mönche nicht entgangen, deren ‘Unwesen’ er bereits an deren entstellten Gesichtern zu erkennen glaubte:

Einem Protestanten fällt die große Menge von Mönchen, welche in Wien herum wandeln, mit ihren gar verschiedenen Kleidungen und Gestalten, gleich gar sehr in die Augen. Einem aufmerksamen Beobachter aber fallen außerdem noch die seltsamen Mönchsphysiognomien sehr auf. [...] Da giebt es Gesichter, dergleichen man sonst nirgends sieht: perpendikuläre Stirnen und spitze Kinne dabey; heraus klotzende Augen und dabey einen beutelförmigen Mund; herabwärts gedruckte und doch aufgeblähte Nasen an einem durch öftere Verzuckungen gespannten Antlitze, und trübe Augen dabey. Ferner eine Menge kugelrunder, von Wohlleben aufgeschwollener Köpfe und Bäuche, die auf watschelnden Beinen einhergehen, welche die unförmliche Last kaum tragen können. [...] Es wäre der Mühe wohl werth, daß ein erfahrener Physiognomist den Physiognomien der Mönche eine besondere Abhandlung widmete. [...] Man würde alsdann anschauend erkennen, daß Institute und Lebensarten, welche geradezu den Zwecken der menschlichen Natur widersprechen, indem sie die Seele verzerren, auch den Leib gewöhnlich in so gänzlich widersprechende Kontraste versetzen, als man bey keinem anders erzogenen Menschen findet.¹²

Das Gedankengut Lavaters kam im josephinischen Wien natürlich früher als Nicolai an und fand hier große Resonanz, die bis hin zu populären Broschüren reichte, so wie dies etwa *Eine kleine Physiognomik für Grabennymphen* von Joseph Richter belegen kann. Mozart konnte mit den Ideen von Lavater durch die Vermittlung des Grafen Franz Joseph von Thun bekannt geworden sein, der bereits Anfang der 80er Jahre in enger Verbindung mit Lavater stand. Im vierten Band der *Physiognomischen Fragmente* taucht er namentlich auf, und zwar als vertrauter Anhänger des Autors und kundiger Physiognomist.¹³ Die Frau des Grafen, Maria Wilhelmine von Thun, war eine einflussreiche Förderin Mozarts gleich zu Beginn seines Aufenthalts in Wien. Graf von Thun spielte später eine wichtige Rolle in der Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“, die enge Kontakte zu der Loge Mozarts

¹¹ Vgl. Lavater 1777 (Bd. 3): 222–223.

¹² Nicolai 1785 (Bd. 5): 29–31.

¹³ Vgl. Lavater 1788 (Bd. 4): 138–139.

unterhielt („Zur Wohltätigkeit“). Es kann also nicht überraschen, dass man in dem 1791 entstandenen Libretto der *Zauberflöte* auf Situationen und Formulierungen stößt, in denen die Lesbarkeit bzw. die Unlesbarkeit des Gesichts im Sinne der Lehre von Lavater thematisiert wird. Im vorliegenden Aufsatz wird der Versuch unternommen, die auf die Physiognomik zurückgehenden Inspirationen im Text der Oper zu ermitteln und den hier gehandhabten Umgang mit der Bildlichkeit des Gesichts unter Bezugnahme auf kulturwissenschaftliche Erkundungen dieses Themas zu analysieren, um daraus Anhaltspunkte für die Interpretation des gesamten Librettos zu gewinnen.

Dass die erste Szene der *Zauberflöte* physiognomisch zu interpretieren ist, wird bald im Gespräch zwischen den Drei Damen und dem mittlerweile wiedererwachten Tamino direkt bestätigt. Die Zweite Dame erklärt nämlich, warum gerade Tamino zur Durchführung der gefährlichen Mission auserwählt wurde, was übrigens im Kontext der ersten Szene keine gute Idee zu sein scheint. Sie setzt sich über die wortbezogene (also rationale) Perspektive der Ersten Dame hinweg und kommentiert die Entscheidung der Königin der Nacht ganz im Sinne Lavaters: „(Erste Dame.) Sie hat jedes deiner Worte gehört, so du sprachst; sie hat - (Zweite Dame.) Jeden Zug in deinem Gesichte gelesen“.¹⁴ So wird auf Tugenden hingewiesen, die der wenig erfolgreiche Jäger noch nicht demonstrieren konnte. Die Physiognomik scheint damit über den gesunden Verstand zu triumphieren.

Dieselbe Argumentation findet man dann auch bei Sarastro, der den versuchten Mord des Monostatos an Pamina mit Worten quittiert, die die ganze Niederträchtigkeit des Aufsehers entlarven und dabei als praktische Anwendung der Physiognomik des Schweizers verstanden werden können: „Ich weiß nur allzuviel. – Weiß, daß deine Seele ebenso schwarz als dein Gesicht ist“.¹⁵ Monostatos wird damit moralisch disqualifiziert, wobei dies abwertende Urteil sich nicht auf die besondere Form, sondern auf die Farbe seines Gesichts beruft. In dieser Szene klingt die durchaus koloniale Vorstellung vom „fürstlichen Mohren“ nach, die in der Kultur des 18. Jahrhunderts als Bestandteil der spätfeudalen Prachtentfaltung fungiert hat. Man schmückte sich gern mit der attraktiven Exotik, aber gleichzeitig war man keineswegs bereit, die rassenspezifischen Vorbehalte abzulegen.¹⁶ Dementsprechend wurden diese Vorbehalte oft ästhetisch getarnt. Monostatos argumentiert daher völlig richtig, wenn er später auf das ästhetische Vorurteil gegenüber den Schwarzen hinweist: „Und ich soll die Liebe meiden, weil ein Schwarzer häßlich ist!“¹⁷

Das schwarze Gesicht des Aufsehers kann als Signatur seines Außenseitertums interpretiert werden, aber es verweist zugleich auch auf Risse und Inkonsistenzen im Reich Sarastros: Ein schwarzes Gesicht passt ja nicht zum allgegen-

¹⁴ Mozart 1991: 15.

¹⁵ Ebd., S. 50.

¹⁶ Vgl. Wigger; Klein 2009: 91–95.

¹⁷ Mozart 1991: 45.

wärtigen Licht seiner Machtsphäre und legt nahe, dass es hier auch Elemente gibt, die eher in das dunkle Reich der Königin der Nacht gehören. Es wird am Ende der Oper deutlich, wenn der enttäuschte Diener Sarastros sich mit den Mächten der Nacht verbündet.

Die auf Lavater zurückgehende einfache ‚Farbenlehre‘ wird allerdings in der Szene der ersten Begegnung Papagenos mit Monostatos ironisch relativiert. Zuerst erschrecken beide, jeder über das ungewöhnliche Erscheinungsbild des anderen. Das schwarze Gesicht des Aufsehers und der mit Federn bedeckte Leib Papagenos erwecken jeweils den Eindruck des Ungewöhnlichen, ja des Unheimlichen, das bei den beiden übereinstimmend den Gedanken an den Teufel aufkommen lässt.¹⁸ Papagenos Schreck legt sich aber, sobald er für die schwarze Gesichtsfarbe des Fremden eine quasi naturrechtliche Begründung findet: „Es gibt ja schwarze Vögel in der Welt, warum denn nicht auch schwarze Menschen“.¹⁹ Der einfältige Papageno widerspricht also dem physiognomisch motivierten Urteil des weisen Herrschers, auch wenn dieses Urteil im Falle des Monostatos als gerechtfertigt erscheinen mag. Wenn man aber die beiden Szenen miteinander konfrontiert, liegt es auf der Hand, dass die Lavatersche Methode der moralischen Verwertung des Gesichts angezweifelt wird. Dem aufmerksamen Zuhörer der Oper kann es nicht entgehen, dass nicht alle Wahrheiten des von Sarastro verkörperten aufgeklärten Verstandes für bare Münze genommen werden können. Sie sind mit kritischer Vorsicht zu betrachten. Seine hohen Priester (und er selbst) versuchen zwar, das kritische Denken für sich allein zu beanspruchen, aber es zeigt sich, dass auch dem Naturmenschen Papageno das Recht darauf nicht abgesprochen werden kann. Vom schwarzen Gesicht des Monostatos ausgehend, kann man also interpretatorische Schlüsse ziehen, die das Gesamtkonzept der Oper besser verstehen lassen: Die komische Papageno-Handlung ist keineswegs nur als lustige Unterbrechung des Geschehens auf der hohen Ebene aufzufassen.

Das Gesicht und dessen Wirkung stehen auch im Mittelpunkt der Szene, in der Tamino zum ersten Mal das Porträt von Pamina erblickt und sich sofort in sie verliebt. Sein Handeln gewinnt dadurch eine ganz neue Motivation, die es in den früheren Versionen dieser Geschichte nicht gegeben hat.²⁰ Liebe und Porträt gehören zum festen Bestand der literarischen Motive nicht nur des 18. Jahrhunderts. Ein das Gesicht darstellendes Artefakt wurde meistens in seiner stellvertretenden Funktion herbeigerufen: Indem es den abwesenden Liebhaber repräsentierte, ließ es den Liebesdiskurs weiterführen, ja manchmal auch intensivieren. Es sei nur

¹⁸ Vgl. ebd., S. 23.

¹⁹ Ebd., S. 24.

²⁰ Es geht um das Märchen von August Jakob Liebeskind *Lulu oder die Zauberflöte* (1789). Es bildete die Vorlage auch für das einige Monate vor der Premiere der *Zauberflöte* in Wien aufgeführte Singspiel von Joachim Perinet und Wenzel Müller *Kaspar, der Fagottist, oder: Die Zauberzither*. Zum Verhältnis zwischen dem Text der Vorlage und deren beiden dramaturgischen Bearbeitungen vgl. Puchalski 2016: 62–78.

auf *Emilia Galotti* von Lessing, *Così fan tutte* von Mozart oder auf *Das Bildnis des Dorian Gray* von Oscar Wilde hingewiesen. Einen solchen Zusammenhang postulierte übrigens auch Lavater, bei dem man lesen kann, dass die Porträtmalerei von der Liebe erfunden worden sei.²¹

Der sich in das Porträt Paminas verliebende Tamino erinnert zunächst an den Prinzen von Guastalla, der von Emilia Galottis Porträt ebenso fasziniert ist, aber Lessing macht gleichzeitig darauf aufmerksam, dass die Schönheit eines porträtierten Gesichts trügerisch sein kann. Dessen Wirkung hängt nämlich von der aktuellen Disposition des Betrachters ab. Das früher in Auftrag gegebene Porträt der Gräfin Orsina vermag den Herrscher nicht zu beeindrucken, weil er sie nicht mehr liebt. Bei Lessing wird der Widerspruch zwischen dem transitorischen Charakter der Liebe und dem der Zeit trotzens Gestus, der sich hinter jedem Porträt versteckt, thematisiert. In der Bildnis-Arie passiert interessanterweise das Gegenteil. Das Porträt löst einen Gefühlssturm aus, und die Zuhörer werden in das Geheimnis der entstehenden Liebe eingeweiht, die sich natürlich ihr Ende nicht vorstellen kann und deshalb mit dem überzeitlichen Charakter des im Porträt festgehaltenen Augenblicks völlig zu korrespondieren scheint. Wir werden hier mit der Perspektive des Sprechenden (eigentlich singenden) Helden konfrontiert, der seine emotionale Ergriffenheit nicht anders als zeitlos aufzufassen weiß.

Der Bildnis-Arie wurde in der einschlägigen Forschung viel Aufmerksamkeit gewidmet. Jörg Krämer machte darauf aufmerksam, dass hier der jenseits des Rationalen liegende Moment der Geburt der Liebe thematisiert wird.²² Günter Meinhold verwies darauf, dass die Arie den Geist des amor rationalis atmet, indem das erwachende Gefühl sofort vom Verstand kanalisiert und dessen Gesetzen unterworfen wird.²³ Stefan Kunze sprach von der Sprachbezogenheit der Arie und stellte fest, dass Mozart „sich in seiner Vertonung der Anlage und dem Aktionsgehalt des Textes angeschlossen“²⁴ habe. In den meisten Kommentaren wird aber nicht darauf eingegangen, dass diese Liebe sich an dem im Porträt festgehaltenen und erstarrten Gesicht Paminas entzündet. Dass Tamino das porträtierte Gesicht als gleichwertigen Ersatz der Person wahrnimmt, wundert nicht. Das war der Fall bei Lavater, das gehörte auch zur selbstverständlichen Praxis der metonymischen Gesichtsdeutung im Liebesdiskurs. Was dabei allerdings auffällt, ist die Tatsache, dass man in der Bildnis-Arie recht wenig über das Gesicht Paminas erfahren kann. Stattdessen erleben wir die geheimnisvolle Wirkung des Gesichts, das Angesehen- und Angesprochenwerden vom Gesicht, das sich einer einfachen verbalen Erklärung oder Umsetzung entzieht. Tamino fällt es jedenfalls schwer, diese Wirkung in klare Worte zu kleiden: „Ich fühl es, wie dies Götterbild / Mein Herz mit neuer Regung füllt./ Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen,/ Doch fühl ich’s hier wie

²¹ Vgl. Lavater 1776 (Bd. 2): 78.

²² Krämer 1998: 550–551.

²³ Meinhold 2001: 127.

²⁴ Kunze 1984: 599.

Feuer brennen. /Soll die Empfindung Liebe sein?²⁵ Zu sprachlichen Schwierigkeiten gesellt sich die Verwirrung darüber, wie er auf die Begegnung mit Pamina reagieren würde: „Ich würde – würde – warm und rein – / Was würde ich?“²⁶

Wir haben es hier im Grunde genommen mit einem Dialog zu tun,²⁷ der zwei (oder gar drei) verschiedene Medien in Anspruch nimmt. Tamino versucht mit den Mitteln der Sprache (und der Musik natürlich) auf die stumme, aber doch bedeutungsvolle, ja bezaubernde Botschaft zu reagieren, die vom porträtierten Gesicht Paminas ausgeht. Er unterliegt diesem Zauber so stark, dass er ihn allein auf das dargestellte Objekt zurückführt. Mit dem Wort „Götterbild“ ist das Gesicht Paminas gemeint, nicht das vom Künstler entworfene Artefakt. Das entspricht übrigens der Vorstellung Lavaters, der im menschlichen Antlitz ein Werk, aber auch einen „Spiegel der Gottheit“ sah.²⁸ Stefan Kunze schreibt, dass in der Szene die „elementare Begegnung mit der Schönheit“²⁹ stattfindet, aber er erklärt nicht, ob er damit das Gesicht oder die Leistung des Künstlers meint. Dieses Unterschied ist sich übrigens der Prinz von Guastalla bewusst, wenn er das Porträt der Gräfin Orsina betrachtet und dabei das Verhältnis zwischen dem Werk des Malers und dem Original kritisch reflektiert. Er liebt allerdings die Gräfin Orsina nicht mehr, während der auf den ersten Blick verliebte Tamino von der Schönheit des im Bild festgehaltenen Gesichts so ergriffen ist, dass dessen distanziertere Betrachtung nicht in Frage kommt. Wenn man die Lehre von Lavater heranzieht, könnte man sagen, dass hier gleichzeitig auch ein moralisches Ideal im Spiel ist. Das schöne Gesicht lässt nämlich auf moralische Schönheit schließen, auf die es letzten Endes bei den beiden Protagonisten ankommt. Tamino ist von den sich im Gesicht Paminas offenbarenden Tugenden erschüttert; kein Wunder, dass er seine Begierde sofort moralisch zu züchtigen weiß. Die abschließenden Worte „Und ewig wäre sie dann mein“³⁰ weisen darauf hin, dass das sinnliche Verlangen („Ich würde sie dann voll Entzücken/ An diesen heißen Busen drücken“³¹) im moralisch fundierten Versprechen aufgefangen wird.

Der Leser oder Zuschauer kann das Gesicht Paminas zwar nicht sehen, aber er gewinnt die Möglichkeit, dieses Gesicht als eine bühnenmäßige (und natürlich auch musikalische) Inszenierung zu betrachten und zu ‚lesen‘. Es wird in einem anderen Verfahren produziert, und zwar als eine Art Wort- und Musikmaske, die vom singenden Tamino hergestellt wird. Das im Porträt widergespiegelte Gesicht Paminas wird sozusagen nochmals widergespiegelt, indem es in die Realität ande-

²⁵ Mozart 1991: 15.

²⁶ Ebd.

²⁷ Laut Sigrid Weigel ist die Dialogizität immanenter Aspekt der Gesichtsproblematik. Vgl. Weigel 2013: 7–8.

²⁸ Lavater 1775 (Bd. 1): 46.

²⁹ Kunze 1984: 598.

³⁰ Mozart 1991: 15.

³¹ Ebd.

rer Medien übertragen, d.h. in einen poetischen Sprechakt (es handelt sich ja um ein Sonett) verwandelt wird, der zugleich ein Musikakt ist. Das erinnert ein wenig an das ‚sprechende‘ Doppelporträt von Raffael, wo Maler und Modell im vertrauten Zwiegespräch zu sehen sind, nicht aber das Porträt selbst, das allerdings der Gegenstand des Gesprächs zu sein scheint. Dem Maler ist damit – so Hans Belting – ein „brillanter Sprechakt gelungen, der in einem Porträt die Arbeit am Porträt zum Thema macht“.³² Belting, der auf den fundamentalen Zusammenhang zwischen Porträt und Maske aufmerksam macht, benutzt in diesem Kontext den Begriff der Inszenierung, aber bei Raffael haben wir es mit bloß malerischen Mitteln zu tun. Die Porträtinszenierung in der Bildnis-Arie ist dagegen multimedial. Als Zuhörer und Zuschauer erfahren wir zunächst das Gesicht Paminas im Bild des Verhaltens von Tamino bei der Übergabe des Porträts. Er ist dabei so überwältigt, dass er gegenüber den Reden der Umgebung taub zu sein scheint. Wenn er dann seine Arie zu singen beginnt, wird uns das Gesicht als „Götterbild“ präsentiert, von dem eine magische Wirkung ausgeht, die ihn emotional erschüttert und von Grund auf verändert, indem sein Herz plötzlich „mit neuer Regung“ gefüllt wird. Der sich daran anschließende Versuch, das eigene Gefühlsleben zu erkunden und zur Schau zu stellen, sowie die spätere Beschwörung der noch unbekanntem Geliebten lassen deutlich die Spuren der empfindsamen Poetik erkennen, die zusätzlich durch das „charakteristische Einsetzen der spontanen Impulse“ in der musikalischen Satztechnik³³ herbeigerufen wird. Aus Versatzstücken dieser Poetik wird das Gesicht Paminas als eine entkörperlichte empfindsamen Maske konstruiert, die mit seiner Werther-Rolle korrespondiert. Seine Worte, seine Mimik und dazu noch sein Gesang lassen ein Porträt entstehen, das auf die sentimentale Mode der Epoche zugeschnitten ist und uns mit seiner Literarizität anzusprechen sucht. Es entfernt sich von der Topografie des menschlichen Gesichts, die hier überhaupt nicht vorkommt, und wird aus Vorstellungen, Inhalten und Emotionen zusammengesetzt, die im kulturellen Speicher der Epoche unter dem Stichwort „Empfindsamkeit“ präfiguriert vorlagen. So wird in der Bildnis-Arie ein neues mediales Format für das Gesicht erprobt – dabei werden Bedeutungen generiert, die von Merkmalen des Bildlichen befreit sind.³⁴ Hinter dieser Transposition steht die Einsicht in das medienbedingte Gemacht-Sein eines künstlerisch darzustellenden Gesichts, ein Sachverhalt, den bereits Lessing in seinem *Laokoon* erkannte und analysierte.

Die von der unmittelbaren körperlichen Anschaulichkeit befreite Darstellung des Porträts von Pamina in der Bildnis-Arie steht im Widerspruch zu einer späteren Szene, in der dasselbe Bild von Papageno betrachtet wird. Der Vogelfänger ‚liest‘ es völlig anders, indem er es auf die Ähnlichkeit mit Pamina überprüft. Es ist eine völlig legitime Lesart. Porträts beanspruchten schon immer die Ähnlichkeit mit der dargestellten Person und wollten als deren Repräsentation gelten.

³² Belting 2013: 165.

³³ Vgl. Borchmeyer 2005: 38.

³⁴ Vgl. Löffler 2004: 246.

Papageno, der das Porträt als Nachweis der Identität von Pamina auffasst, kommentiert es mit folgenden Worten: „Die Augen schwarz – richtig, schwarz. – Die Lippen rot – richtig, rot – blonde Haare – blonde Haare. – Alles trifft ein, bis auf Händ⁴ und Füße. – – – Nach dem Gemälde zu schließen, sollst du weder Hände noch Füße haben; denn hier sind auch keine angezeigt“.³⁵

Diese Szene demonstriert natürlich die kulturelle Inkompetenz Papagenos, der als Naturmensch die Konvention dieser Kunstform nicht versteht, aber sie besagt auch etwas über die Beschaffenheit des Porträts, dessen beanspruchte Ähnlichkeit mit der dargestellten Person eine Fiktion ist.³⁶ Der Anspruch verspricht etwas, was ein Porträt nicht leisten kann. Von diesem Anspruch irreführt, vermisst Papageno völlig zu Recht Hände und Füße auf dem Bildnis von Pamina. Dabei entdeckt er gleichzeitig dessen maskenhaften, fiktionalen Charakter, der in der Bildnis-Arie anscheinend nicht zur Sprache kommt. Anscheinend, weil hier diese Fiktion im Sinne einer Maske von Tamino performativ gestaltet wird.

Hinter der auf den ersten Blick rein ästhetischen Begeisterung der Drei Damen für das schöne Gesicht Taminos verbirgt sich die physiognomische Einsicht in die Qualitäten der Seele und des Verstandes, die sich als wichtiger als die erbärmliche Demonstration seiner Ohnmacht auf der Flucht vor der Schlange erweisen. Die gesichtsmäßige moralische Identifikation des Helden entspricht wohlgehemmt der Art und Weise, in der später Pamina moralisch verortet wird, und zwar in Bezug auf ihr porträtiertes Gesicht. So gesehen, könnte man sagen, dass die beiden Liebhaber-Figuren zunächst aus der Perspektive der Physiognomik charakterisiert und zueinander geführt werden. Dies passiert allerdings noch in der Sphäre der Königin der Nacht, bevor sie sich auf den schwierigen Weg der Proben im Reich Sarastros machen und unter seiner Ägide zueinanderfinden. Der von den Drei Damen und ihrer Herrscherin vorgenommenen gesichtsmäßigen Einschätzung Taminos wird dann die sich auf Taten und Proben gründende Bewährungsethik in der Sphäre der Eingeweihten gegenübergestellt. Die Physiognomik erweist sich somit erneut als ein unzureichendes Instrument zur ‚Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe‘, weil sie zu stark auf die Ordnung der Natur vertraut. Das freimaurerische Bildungsethos bietet in dieser Hinsicht – so Mozart und Schikaneder – viel bessere Mittel und Wege.

Die Drei Damen leiten zur nächsten Gesichtsvariation in der *Zauberflöte* über, und zwar zur Variation rund um ein verschleiertes Gesicht. Ihre Gesichter sind nämlich, so wie später auch das Gesicht der Königin der Nacht, verschleiert. Papageno interpretiert dies als Ausdruck ihrer mangelnden Schönheit, „denn wenn sie schön wären, würden sie ihre Gesichter nicht bedecken“.³⁷ Der konditionale Modus seiner Erklärung geht mit seinem Unwissen über ihre Identität einher. Das verborgene Gesicht macht auch den Zugang zur Person unmöglich: „Wer

³⁵ Mozart 1991: 24–25.

³⁶ Belting 2013: 120.

³⁷ Mozart 1991: 13.

sie eigentlich sind, weiß ich selbst nicht“.³⁸ Der Schleier verdeckt nicht nur ihre Gesichter, seine Wirkung ist auch die der Gleichschaltung, so dass sie ihre individuelle Identität und Unverwechselbarkeit verlieren. Ihre Textpartien werden zum großen Teil gemeinsam gesungen; wenn sie alleine das Wort ergreifen, sprechen sie im selben Tonfall, benutzen ähnliche Worte und syntaktische Konstruktionen. Alle drei reagieren immer ähnlich, sind z.B. in gleicher Weise von Tamino ange-
tan. Wenn sie dann Papageno bestrafen, führt jede einen Teil der Strafe aus: Die Erste Dame überreicht ihm Wasser statt Wein, die Zweite gibt ihm einen Stein statt Zuckerbrot und die Dritte schlägt ihm das Schloss vor den Mund. Ein schönes Beispiel dafür gibt es in der fünften Szene, wenn sie einen Satz solidarisch zu dritt formulieren und dessen jeweils weiteren Verlauf wie die Läufer den Staffelstab aneinander weiterreichen. Die Erste Dame beginnt mit „Die Fürstin“, die Zweite setzt fort: „Hat mir aufgetragen, dir zu sagen“, und die Dritte Dame beschließt den Satz: „Daß der Weg zu deinem künftigen Glücke nunmehr gebahnt sei“.³⁹ Deshalb brauchen die Drei Damen nicht mit besonderen Namen gekennzeichnet zu sein, es erübrigt sich angesichts ihres gleichsam ausgelöschten individuellen Profils. Ihre verschleierte Gesichter sind der metaphorische Ausdruck ihrer im Kollektiven aufgelösten Individualität.

Dieser Status bestimmt einerseits ihre unterlegene Position als Dienerinnen der Königin der Nacht, auf der anderen Seite entscheidet er über ihre Überlegenheit gegenüber Papageno. Die Konfrontation des unverschleierte Gesichts Papagenos mit dem verschleierte Kollektivgesicht der Drei Damen ergibt ein Machtverhältnis, in dem der Schleier immer eine überlegene Position garantiert. Nach seinen abfälligen Worten über die Schönheit der Drei Damen überfällt Papageno die Angst vor deren möglichen Repressionen. Seine Angst ist, wie es sich bald zeigt, völlig begründet, die gegen ihn gerichteten Maßnahmen haben allerdings einen anderen Grund. Er wird ohne die kleinste Spur des Widerstands, was seine völlige Unterordnung unter ihre Macht anschaulich vor Augen führt, für seine Lüge gegenüber Tamino bestraft. Eine von diesen Maßnahmen betrifft merkwürdigerweise das Gesicht: Es wird ihm ein goldenes Schloss vor den Mund geschlagen. Das dadurch verunstaltete Gesicht Papagenos bedeutet, dass er um sein wichtigstes Attribut gebracht wird, d.h. um die Sprache, die in seinem Fall nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern auch eine Waffe ist, ohne die er der Welt wehr- und hoffnungslos ausgeliefert ist. Das stumme Gesicht Papagenos verurteilt ihn, den einigermaßen zivilisierte Nachfahren des alten Hanswursts, der immer ein Meister des Witzes und der scharfen Pointen war, zu einem Schattendasein. Er wird zu einem Behinderte, der sich unter Sprechende nicht behaupten kann. Wenn man diesen Hintergrund bedenkt, rückt die Lüge Papagenos in ihren eigent-
lichen Kontext. Sie ist Ausdruck seiner „hanswurstischen“ Freiheit, aber auch Mit-

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd., S. 15.

tel seiner schlaun Überlebensstrategie. Sein verunstaltetes Gesicht strahlt zwar mit Gold und verspricht „Lieb und Bruderbund“⁴⁰ in einer Welt ohne Lüge, aber es wäre auch eine Welt ohne Hanswurst und ohne Fiktion seines Theaters. Deshalb muss ihm das Schloss abgenommen werden, damit das „Hanswurstische“ in der Handlung der *Zauberflöte* nicht ausbleibt. Das mit dem Schloss verunstaltete und zum Schweigen gebrachte Gesicht Papagenos ist damit auch eine polemische Spitze gegen die aufgeklärten Bemühungen um die Verbannung des „grünen Huts“ von den Wiener Vorstadtbühnen und um deren pädagogische Säuberung.

Das Motiv des verschleierte[n] Gesichts kommt dann wieder vor, wenn Papageno auf die Königin der Nacht zu sprechen kommt. Tamino fragt ihn, ob er die Königin je gesehen habe. Papageno ist über den darin enthaltenen Anspruch merklich empört und erklärt, dass ihr Gesicht verschleiert sei und sich den Blicken der Sterblichen entziehe: „Sehen? – [...] Welcher Sterbliche kann sich rühmen, sie je gesehen zu haben? Welches Menschaugen würde durch ihren schwarz durchwebten Schleier blicken können“.⁴¹ Das sich dem menschlichen Blick entziehende Gesicht der unnahbaren Herrscherin wird üblicherweise als Metapher für die religiös-mythologische Fundierung ihrer Macht aufgefasst, die aus der Perspektive der Beherrschten als eine Sphäre voller Geheimnisse und unverständlicher Symbolik wahrgenommen wird. Das im Dunkeln verborgene Gesicht der Königin steht dabei in auffallendem Widerspruch zum Gesicht der Fee Perifirime, einer Figur, die im *Lulu*-Märchen von August Jakob Liebeskind, das als Vorlage für das Libretto der *Zauberflöte* diente, die Rolle der Auftraggeberin für die gefährliche Mission des jungen Prinzen spielte, also im Gesamtgefüge der Handlung der Position der Königin der Nacht entsprach. Sie wird nämlich im Text des Märchens, aber auch im Text des von Joachim Perinet verfassten Singspiels *Kaspar, der Fagottist, oder: Die Zauberzither*, das einige Monate vor der Premiere der *Zauberflöte* in Wien aufgeführt worden ist, als „strahlende Fee“ bezeichnet, da sich aus ihren Augen Strahlen des hellsten Sonnenlichts ergießen, das für die Sterblichen äußerst gefährlich ist: „Wer sie darin erblickte, der verlor entweder auf einige Zeit den Verstand oder wurde wohl gar, wenn er die Augen zu weit auftat, auf der Stelle stockblind. Das Volk nannte sie die strahlende Fee und beschrieb ihre Schönheit als überirdisch, obgleich niemand sagen konnte, daß er ihr ins Angesicht gesehen habe“.⁴²

Das in der *Zauberflöte* vorkommende Motiv einer unnahbaren, mächtigen, zauberkundigen Herrscherin – selbst die Waldtiere meiden das Gebiet rund um das Schloss von Perifirime – wird hier präfiguriert. In der von Schikaneder und Mozart vorgenommenen Attribuierung dieses Gesichts werden die wertenden Vorzeichen umgekehrt: Die das Licht ersetzende Dunkelheit bringt durchaus negative Konnotationen hervor. Im Grunde genommen aber wirken die beiden Gesichter ähnlich befremdend, beide sind unzugänglich, unnahbar und gefährlich. Der Unterschied

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 19.

⁴¹ Ebd., S. 12.

⁴² Liebeskind 1999: 7.

ist nur eine Frage der Perspektive, oder anders gesagt: der Beleuchtung. Wenn ein helles Gesicht ohne weiteres in ein dunkles Gesicht umgewandelt werden kann, ist offenbar Vorsicht bei dessen Zuordnung geboten. Man kann dem Augenschein nicht trauen. Die Botschaft richtet sich an Tamino, wenn er vor das sonst unzugängliche Gesicht der Herrscherin tritt, aber auch an die Zuschauer der Oper, die sich auf die einfache Gegenüberstellung von Licht und Finsternis nicht verlassen können. In beiden Fällen, im Märchen und in der Oper, ist übrigens der Weg zur wahren Erleuchtung nicht jedermanns Sache. Nur Auserwählten ist es gestattet, zu Wahrheit und Liebe vorzustoßen, die jenseits der plakativen und vereinfachenden Rhetorik des aufgeklärten Verstandes liegen. Das umgemünzte, im Zeichen der Dunkelheit stehende und verschleierte Gesicht der Königin der Nacht verweist darauf, dass in der *Zauberflöte* die Schwarz-Weiß-Malerei zwar vorkommt, aber permanent kritisch hinterfragt und gegen die einfache märchenhafte Wahrheit ihrer Vorlage kontrapunktisch ausgespielt wird. Das gilt auch für die im Medium des Gesichts stattfindenden Bemühungen um eine eindeutig bewertende und den Anspruch auf göttliche Inspiration erhebende Erkenntnis des Menschen im Sinne der Lehre von Johann Caspar Lavater.

Literatur

Primärliteratur

- Lavater, Johann Caspar (1775–1778): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*, Bd. 1–4. Leipzig-Winterthur.
- Liebeskind, August Jakob (1999): *Lulu oder Die Zauberflöte*. Frankfurt am Main-Leipzig.
- Mann, Thomas (1952): *Der Zauberberg*. Frankfurt am Main.
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1991): *Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwei Aufzügen*, Libretto von Emanuel Schikaneder. Stuttgart.
- Nicolai, Friedrich (1785): *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781*, Bd. 5. Berlin-Stettin.
- Perinet, Joachim (1791): *Kaspar, der Fagottist, oder: Die Zauberzither*. Wien.

Sekundärliteratur

- Assmann, Jan (2005): *Die Zauberflöte. Oper und Mysterium*. München-Wien.
- Belting, Hans (2013): *Faces. Eine Geschichte des Gesichts*. München.
- Borchmeyer, Dieter (2005): *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*. Frankfurt am Main-Leipzig.
- Czapla, Karolina (2016): *Z węzłem czy bez węzła (?) oraz inne ważne pytania towarzyszące badaniu recepcji libretta „Czarodziejskiego fletu” w literaturze niemieckojęzycznej przełomu XVIII i XIX wieku*. In: Puchalski, Lucjan (Hrsg.): *„Czarodziejski flet”. Tekst i konteksty. Studia nad librettem opery*. Kraków. S. 249–267.
- Krämer, Jörg (1998): *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*. Tübingen.
- Kunze, Stefan (1984): *Mozarts Opern*. Stuttgart.

- Löffler, Petra (2004): *Intro: Krisen der facialen Semantik*. In: Löffler, Petra / Scholz, Leander (Hrsg.): *Das Gesicht ist eine starke Organisation*. Köln. S. 243–247.
- Meinhold, Günter (2001): „Zauberflöte“ und „Zauberflöten“ – Rezeption. *Studien zu Emanuel Schikaneders Libretto „Die Zauberflöte“ und seiner literarischen Rezeption*. Frankfurt am Main-Berlin-Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Wien.
- Puchalski, Lucjan (2016): *Literackie wzorce i inspiracje „Czarodziejskiego fletu“*. In: Puchalski, Lucjan (Hrsg.): „Czarodziejski flet”. *Tekst i konteksty. Studia nad librettem opery*. Kraków. S. 59–94.
- Splitt, Gerhard (1998): *Mozarts Musiktheater als Ort der Aufklärung. Die Auseinandersetzung des Komponisten mit der Oper im josephinischen Wien*. Freiburg im Breisgau.
- Weigel, Sigrid (2013): *Das Gesicht als Artefakt. Zu einer Kulturgeschichte des menschlichen Bildnisses*. In: Weigel, Siegrid (unter Mitarbeit von Tine Kutschbach) (Hrsg.): *Kulturgeschichtliche Szenen aus der Arbeit am Bildnis des Menschen*. München. S. 7–31.
- Wigger, Iris / Klein, Katrin (2009): „Bruder Mohr“. *Angelo Soliman und der Rassismus der Aufklärung*. In: Hund, Wulf D. (Hrsg.): *Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung*. Bielefeld. S. 81–115.
- Zeman, Herbert (2016): *Wolfgang Amadeus Mozart und Emanuel Schikaneder „Die Zauberflöte“ – Studien zum Textbuch der Oper*. In: *Wiener Jahrbuch für historische Freimaurer-Forschung* 36, S. 13–77.

Christiane Baumann

ORCID: 0000-0001-7936-2001

Magdeburg

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.3>

Geisterspuk: Eine unbekannte Rezension des jungen Peter Hille

Abstracts

Peter Hille veröffentlichte sein literarisches Debüt 1876 in der in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift *Deutsche Dichtershalle*. Ein Jahr später erschienen im gleichen Journal erste Rezensionen von ihm. Zu nennen sind Hilles Kritiken *Gela* und *Macalda* sowie der Essay *Der Verehrer Shelley's*. Nunmehr konnte eine weitere Rezension in diesem Journal nachgewiesen werden, die Hille 1877 während seines Leipziger Aufenthaltes zu einem Gedicht Friedrich Hofmanns publizierte. Der Beitrag ordnet diese Rezension Hilles in den biographischen und Zeitkontext ein und verortet sie als eine Wortmeldung im frühen naturalistischen Umfeld der Brüder Heinrich und Julius Hart. Diese arbeiteten 1877 für ihre erste Zeitschrift *Deutsche Dichtung* mit zahlreichen jungen Leipziger Mitstreitern zusammen, die auch Hille gekannt haben dürfte. Der Fund fügt sich in die Erforschung von Hille's Frühwerk ein und ergänzt die Hille-Bibliographie um einen weiteren Baustein.

Schlüsselwörter: Peter Hille, Friedrich Hofmann, Naturalismus, Literaturgeschichte, Deutsche Dichtershalle

Ghost Haunting: A newly discovered review by the young Peter Hille

Peter Hille made his literary debut in 1876, in the Leipzig-issued periodical *Deutsche Dichtershalle*. A year later, his first reviews appeared in the same periodical. Hille's most noteworthy works include his critiques of *Gela* and *Macalda*, as well as his essay *Der Verehrer Shelley's*. A previously unknown review of a Friedrich Hofmann poem, written during Hille's stay in Leipzig in 1877, has now been discovered in the periodical. The following article places this rediscovered review in a biographical and contemporary context as well as situates it as a contribution to the early naturalistic environment of the brothers Heinrich and Julius Hart. In 1877, the brothers worked on their first periodical *Deutsche Dichtung* together with numerous Leipzig collaborators, some of whom

may have been known to Hille. The discovery aligns with research of Hille's early work and adds another building block to his bibliography.

Keywords: Peter Hille, Friedrich Hofmann, Naturalism, literary history, Deutsche Dichterhalle

Christiane Baumann, Egerländer Weg 2, 39110 Magdeburg, Deutschland, E-Mail: dr.christiane.baumann@gmx.de.

Received: 30.09.2021, accepted: 5.05.2022

I

Überblickt man die beachtliche Forschung zu Leben und Werk Peter Hilles, so scheinen Überraschungen kaum noch erwartbar. Werk- und Briefausgaben, eine Biografie, eine Hille-Chronik, Bände zur Rezeptionsgeschichte sowie zahlreiche Einzelstudien dokumentieren die jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Dichter, seinen nachgelassenen Schriften und Briefen sowie seinem Werk. Allerdings weisen Forschungsbeiträge in Biografie und Editionsgeschichte auch auf Leerstellen hin, die bis heute bestehen und sich möglicherweise nicht mehr füllen lassen, es sei denn, der verschollene Königsberger Nachlass, die, wie Pfanmüller urteilte, „reichhaltigste(n) Hillesammlung“,¹ ließe sich nachweisen. Insofern sind Handschriften-Funde eine kleine Sensation. Eine solche war die Hille-Autographen-Sammlung, die 2014 auftauchte, unveröffentlichte Texte enthielt und ein Jahr später unter dem Titel *Welt und Ich* herausgegeben wurde.² Ebenso überraschend war im Jahr 2020 ein Brief-Fund in der Universitätsbibliothek Leipzig.³ Bei dem Hille-Autographen aus dem Jahr 1877 handelt es sich um den frühesten überlieferten Brief des Autors und das bislang einzige authentische Dokument zu seinem Leipziger Aufenthalt, der nunmehr zeitlich und inhaltlich konkretisiert werden konnte.⁴ Überdies enthielt der Brief als Anlage eine Urschrift des Gedichtes *Prometheus*, das bisher lediglich in gedruckter Form vorlag und das zuerst 1877 in der von den Brüdern Heinrich und Julius Hart herausgegebenen Zeitschrift *Deutsche Dichtung* erschien. Die jetzt entdeckte Rezension des jungen Hille, ebenfalls aus dem Jahr 1877, liefert einen weiteren Baustein zu Hilles Leipziger Zeit, in der er im Umfeld der frühen naturalistischen Bestrebungen der Harts auf der Suche nach Publikationsmöglichkeiten und einem eigenen künstlerischen Profil war. Der Fund fügt sich somit in die Erforschung von Hilles Frühwerk ein, das bislang eine überschaubare Zahl literarischer und authentischer Dokumente umfasst und ergänzt die Hille-Bibliografie um ein weiteres Puzzleteil.

¹ Pfanmüller 1940: 12.

² Gödden, Kienecker, Knüppel 2015.

³ Baumann 2022. Der Beitrag enthält einen vollständigen Briefabdruck.

⁴ Der Brief widerlegt die Annahme, Hille sei erst im Herbst 1877 nach Leipzig gewechselt.

Vgl. Bernhardt 2004: 53; Hille 2010: 16, Anm. 1; Rottschäfer 2010: 58.

Hilles Rezension *Geisterspuk oder das große Umgehen auf der Veste Koburg* widmet sich dem gleichnamigen Buch des Schriftstellers Fritz, eigentlich Friedrich, Hofmann (1813–1888). Die Kritik erschien in der von Ernst Eckstein in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift *Deutsche Dichtershalle*,⁵ in der Hille 1876 mit dem Gedicht *Hymnus der Dummen* seinen literarischen Einstand gegeben hatte und in der darüber hinaus 1877/78 weitere Beiträge von ihm nachgewiesen sind. So publizierte er 1877 im Heft 14 (Juli) und in den Heften 17 und 18 (September) die Rezensionen *Gela* und *Macalda*. Im April 1878 veröffentlichte Hille in dem Journal seinen Essay *Der Verehrer Shelley's*.⁶ Im Juni 1878 endete sein Aufenthalt in Leipzig. Die nunmehr aufgefundene Kritik, unterzeichnet mit seinen Initialen „P.H.“, erschien am 15. August 1877 in Heft 16, somit zwischen den beiden bereits bekannten Buchbesprechungen. Hille, der im Mai 1877 seine Stelle als Supernumerar beim Kreisgericht in Höxter aufgegeben hatte und völlig mittellos sowie bar jeder familiären Unterstützung nach Leipzig gegangen war, befand sich in der Stadt, die als „teures Pflaster“ galt, in prekären Verhältnissen. In dem aufgetauchten Leipziger Brief vom 15. Juni 1877 beschreibt er seine finanzielle Not, sein tristes Dasein als Kopist und seine Bemühungen, als Journalist und Übersetzer in der Buch-Metropole Fuß zu fassen. Hille sprach dazu in Leipzig bei literarischen Schwergewichten der Zeit und bei Zeitschriften-Herausgebern wie Rudolf von Gottschall und Ernst Eckstein vor. Eckstein, der 1875 als Autor mit seinem Buch *Der Besuch im Karzer* Popularität erlangt hatte, zeigte sich bereits in den 1870er Jahren der jungen Autorengeneration gegenüber aufgeschlossen. Er hatte als Korrespondent unter anderem Erfahrungen in Paris und in Wien bei der *Neuen Freien Presse* gesammelt, die sich frühzeitig für die literarische Moderne, insbesondere Émile Zola, engagierte und aufgrund ihrer antiklerikalen und liberalen Positionen im Ruf eines fortschrittlichen Blattes von europäischem Rang stand. Im Herbst 1874 übernahm Eckstein in Leipzig die Redaktion der *Deutschen Dichtershalle*, die er bis 1882 innehatte.⁷ In seinem Journal publizierten in den 1870er Jahren spätere Naturalisten wie Heinrich und Julius Hart. Auch Michael Georg Conrads frühe Werke fanden Beachtung. Julius Hart würdigte den Herausgeber rückblickend überschwänglich: „Wie Peter Hille aber blickten wir alle in höchster Ehrfurcht auf zu Ernst Eckstein als zu dem einflussreichsten Manne des damaligen Deutschlands. Denn er war der Herausgeber der von Oskar Blumenthal gegründeten *Deutschen Dichtershalle*, in der wir das wichtigste und bedeutendste Organ der gesamten deutschen Zeitungsliteratur erblickten“.⁸ Trotz Überzeichnung weist dieses Statement auf die Verbundenheit der jungen Autoren mit Eckstein hin, an dessen Hilfsbereitschaft sich auch Hille mehrfach erinnerte. Der „für angehende Dichter so fördernde und unendlich liebevoll besorgte Dr. Ernst

⁵ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877.

⁶ Vgl. die bibliografischen Nachweise in Hille 2007 (Teil 2): 765–766.

⁷ Zu Leben und Werk Ecksteins vgl. Rimmel 1993: 9–19.

⁸ Hart 1921: 17–18.

Eckstein“,⁹ wie Hille 1886 in einer biografischen Skizze formulierte, half mit Rat und Tat. Möglicherweise fungierte er auch als Türöffner bei Gottschall, auf den sich Hille, neben Eckstein, in seinem Brief vom 15. Juni 1877 bezog. Vor allem aber bot Eckstein dem als Rezensenten völlig unerfahrenen 22-jährigen Hille, der weder über einen Studienabschluss noch über Referenzen verfügte, in seiner Zeitschrift erste Publikationsmöglichkeiten als Literaturkritiker, die dem jungen Autor dringend benötigtes Geld für seinen Lebensunterhalt verschafften.

II

Während Hilles Leipziger Aufenthalt gaben seine Freunde, die Brüder Hart, in Münster in Westfalen ihre erste Zeitschrift, die *Deutsche Dichtung*, heraus, die Ernst Eckstein in seinem Journal popularisierte und für die Hille zwei Gedichte, *Prometheus* und *Das Vergißmeinnicht*, beisteuerte. Nicht nur Hille, auch andere junge Autoren, die als Mitarbeiter der Hart'schen *Deutschen Dichtung* hervortraten und teilweise 1878/1879 an ihren *Deutschen Monatsblättern* mitwirkten, lebten zu diesem Zeitpunkt in Leipzig und tauchten parallel in Ecksteins *Deutscher Dichtershalle* als Beiträger auf. In Ecksteins Journal finden sich die Harts, ihr Mitstreiter und späterer Herausgeber ihres Literaturkalenders Joseph Kürschner sowie die mit diesem seit ihrer Leipziger Studienzeit bekannten Wilhelm Henzen und Otto Hammann, die gerade die Theaterzeitschrift *Dramaturgische Blätter* in Leipzig gegründet hatten. Als Autor der *Deutschen Dichtershalle* trat auch der mit Henzen befreundete Johannes Proelß, der im Herbst 1877 in Leipzig die Redaktion der *Allgemeinen Literarischen Correspondenz für das gebildete Deutschland* übernahm, hervor. Die Journale von Henzen und Hammann sowie Proelß ähnelten in Profil und Intentionen den frühnaturalistischen Zeitschriften der Harts, der *Deutschen Dichtung* und den *Deutschen Monatsblättern*. Die Brüder Hart, das lässt sich in der *Deutschen Dichtung* nachvollziehen, waren über die Aktivitäten ihrer Altersgenossen in Leipzig im Bilde. Eckstein bot diesen jungen aufstrebenden Autoren in seinem Journal eine Plattform und begleitete auch ihre ersten Buchpublikationen. Darunter befand sich die 1877 von Johannes Proelß herausgegebene Anthologie *Weinphantasien aus Auerbachs Keller*,¹⁰ die aufgrund einer Widmung an Joseph Kürschner und der versammelten Beiträger Hammann, Henzen und ihres Freundes Karl Kehrbach auf persönliche Begegnungen in Leipzig schließen lässt.¹¹ Die Harts kannten und lobten in der *Deutschen Dichtung* die „prächtige Sammlung“

⁹ Hille 2010: 87–88. Vgl. zu Eckstein auch Hilles Skizze *Tauseele*, in Hille 1984–1986 (Bd. 1): 253.

¹⁰ N.N. 1877b: 256.

¹¹ Proelß (1877) Widmung an Joseph Kürschner auf dem Einband: „Herrn Jos. Kürschner zur fr. Erinnerung. Joh. Proelß“. Das Exemplar stammt aus Kürschners Bibliothek.

ihres „hochgeschätzte(n) Mitarbeiter(s)“.¹² Dass auch Peter Hille, der später *Lieder des betrunkenen Schuhus* verfasste und in früher Jugend mit den Harts fröhliche Zechgelage absolvierte, im berühmten Auerbach'schen Keller verkehrte, legen Äußerungen in autobiografischen Texten nahe. So erinnerte er sich 1903: „Dann so um 1877 schindete ich schändlich in faustischer Art tausendundein Kollegien, nippte von dem wie Kindheit unersetzlichen deutschen Studentenleben und begann meine erwerbsmäßige Schriftstellerei in Leipzig“.¹³ Hille kam sehr wahrscheinlich mit diesem Leipziger Kreis junger Autoren in Kontakt, zumal Wilhelm Henzen, dem Heinrich Hart bereits an der Münchner Universität im Winter 1876/1877 begegnet sein konnte, als Brücke zur Bremer Verlagsbuchhandlung Kühtmann gedient haben dürfte. Dieser Verlag gehörte Henzens Tante Juliane Kühtmann und ihrem Kompagnon Henricus J. Fischer und verlegte kurze Zeit später unter anderem die *Deutschen Monatsblätter*, den Literaturkalender und die literarischen Buchdebüts der Harts.

In diesem kommunikativen Umfeld entstanden Hilles erste, in der *Deutschen Dichtershalle* publizierte Versuche als Literaturkritiker. Die bereits bekannten Hille-Rezensionen zur epischen Dichtung *Gela* von Karl Zettel (1831–1904) und zum Trauerspiel *Macalda* von Hermann Lingg (1820–1905) legen die Vermutung nahe, dass er bei der Wahl und Ausformung seiner Beiträge am kommunikativen Netzwerk partizipierte, das sich zwischen den Harts in Münster und dem Leipziger Kreis zu entwickeln begann. So sind teils wörtliche Übereinstimmungen seiner *Gela*-Kritik zu der etwa zeitgleich in der *Deutschen Dichtung* erschienenen Besprechung auffallend. Karl Zettel war Autor sowohl der Hart'schen Zeitschrift als auch der *Deutschen Dichtershalle*. Er war ein erfolgreicher Anthologist, dessen Lyriksammlungen *Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz* (1869) oder *Ich denke Dein* (1883) hohe Auflagen erreichten. Für das erste Heft der *Deutschen Dichtung* steuerte er einen Beitrag über Joseph Viktor von Scheffel bei. Im zweiten Heft war er mit einer Ballade vertreten. Die Harts nannten Zettel auf dem Titelblatt des ersten Heftes ausdrücklich als Mitarbeiter. Die *Gela*-Kritik im Hart'schen Blatt wusste sich den Autor mit lobenden Worten zu verbinden. Augenfällig ist die wiederholte Verwendung von „duftig“. So werden die „waldduftige, echt deutsche Mähr“ und das „duftige Bild“¹⁴ der Kaiser Rotbart-Dichtung hervorgehoben. Hille bediente sich in seiner Besprechung der gleichen Wortwahl. Aus dem Werk „duftet uns jener unsagbare poetische Hauch entgegen“, schrieb er, und schwärmte vom „Duft von dunkel-goldner Narkose“.¹⁵ Seine ausschweifende Rezension lieferte eine breite Inhaltsangabe mit zahlreichen Zitaten und versicherte trotz aufgelisteter formaler Mängel und kritikwürdiger Tautologien, dass diese dem „Gesamtwer-

¹² N.N. 1877a: 86.

¹³ Hille 2007 (Teil 2): 741. Bernhardt deutet diese Passage mit „Gelagen in ‚Auerbachs Keller““. Bernhardt 2004: 54.

¹⁴ Döllner 1877: 98.

¹⁵ Hille 2007 (Teil 1): 17.

te“¹⁶ keinen Abbruch tun würden. Die etwas hölzern wirkende Kritik offenbarte den Hang des Autors, sich in Einzelheiten zu verlieren. Der Blick auf das Ganze ging im Summieren von Textbeispielen und in seiner Detailverliebtheit verloren.

Ähnliches lässt sich zu Hilles *Macalda*-Kritik feststellen. Der Autor des Trauerspiels, Hermann Lingg, zählte wie Karl Zettel zum Autorenkreis der *Deutschen Dichtershalle*. Eine Besprechung dürfte dem Herausgeber Ernst Eckstein somit willkommen gewesen sein. Lingg erfreute sich zudem noch 1885 in der naturalistischen Programm-Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere* eines bemerkenswerten Zuspruchs und wurde von den Jüngstdeutschen von der ansonsten scharf attackierten Gründerzeit-Lyrik positiv abgehoben. Julius Harts *Macalda*-Rezension in der *Deutschen Dichtung* betonte somit eingangs nicht zufällig die „sonstige Hochachtung vor dem Dichter“, wies dann jedoch anhand einer mit ironisch-bissigen Bemerkungen gespickten Inhaltsangabe des Trauerspiels auf „die ungemein lose und einheitsbare Komposition, in der man vor eitel Episoden die reine Handlung nicht entdecken“ könne und sprach kurz und bündig von einem „misslungenen Ganzen“.¹⁷ Henzen, der sich in den *Dramaturgischen Blättern* dazu verstieg, Lingg das Etikett als „Dichter von Gottes Gnaden“¹⁸ anzuheften, ging in seinem etwa zeitgleich veröffentlichten Beitrag differenzierter mit dem Drama um. Zum einen hob er die gelungene Gestaltung einzelner Figuren, „echt poetischer Szenen und farbenprächtiger Schilderungen“ hervor, zum anderen nahm er die soziale Intention des Werkes, „das Recht der freien Selbstbestimmung des mündig gewordenen Volkes und das Missliche jeder Fremdherrschaft“,¹⁹ in seine Überlegungen auf. Henzen machte jedoch grundsätzlich den Mangel an theatralischer Wirksamkeit geltend. Gegenüber Henzens gewandter Rezension, die Anlage und Intention reflektierte, wirkt Hilles Besprechung in der ihm eigenen akribischen Textanalyse unbeholfen und gelangt über das summative Aufreihen gelungener und missglückter Beispiele kaum hinaus. Dennoch zeugt sie von der gleichen Ambivalenz, die in der Besprechung von Henzen erkennbar ist. Wie dieser arbeitete sich Hille vom Lob des Werkes, das „die reichen Lorbeeren des gefeierten Sängers“ als „durchaus hervorragende Erscheinung“²⁰ mehrten würde, zu vorsichtig kritischen Tönen vor, wenn er „Anordnung“ und „dramatische Gruppierung“²¹ des Stoffes vermisste. Sein Fazit, das Werk habe „große Fehler, aber größere Vorzüge“,²² das in seiner Wendung des Kritikwürdigen ins Positive seinen Hang zur Harmonisierung und damit etwas Hille-Typisches aufweist, unterstreicht die Unentschiedenheit, wohl auch Unsicherheit des im kritischen Metier noch unerfahrenen Schreibers, dem die

¹⁶ Ebd., S. 22.

¹⁷ Hart 1877: 81, 82.

¹⁸ Henzen 1877: 308.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Hille 2007 (Teil 1): 22.

²¹ Ebd., S. 27.

²² Ebd., S. 28.

Rezensionen in der *Deutschen Dichtung* und in den *Dramaturgischen Blättern* als Orientierung vermutlich willkommen waren.

III

Von diesen beiden *Dichterhallen*-Besprechungen Hilles hebt sich seine nun aufgefundene Rezension zu Fritz Hofmanns Heldengedicht *Geisterspuk oder das große Umgehen auf der Veste Koburg* in mehrfacher Hinsicht ab. Anders als bei den beiden bekannten Kritiken fehlt der redaktionelle Hinweis „besprochen von Peter Hille“. Lediglich am Schluss der *Geisterspuk*-Rezension sind die Initialen Hilles vermerkt. Im Inhaltsverzeichnis wurde selbst auf diese verzichtet. Das dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb der Beitrag trotz unmittelbarer Nähe zu seinen anderen beiden Kritiken von der Hille-Forschung bislang übersehen wurde. Im Zeitkontext betrachtet, ermöglichte die Verwendung der Initialen Distanz und führte zur Anonymisierung des Autors, der nur für den eingeweihten Leser erkennbar blieb. Da Hille anstrebte, bekannt zu werden, konnte ihm an einem solchen Vorgehen eigentlich nicht gelegen sein. Es sei denn, es bestand ein Interessenkonflikt oder er wollte weder mit dem Autor noch mit dem Werk in Verbindung gebracht werden, brauchte aber das Geld. Ernst Eckstein stand, darauf deuten zumindest Briefe späteren Datums,²³ mit Friedrich Hofmann in Kontakt. Dass er diesen Beitrag wünschte, ist somit nicht auszuschließen, aber fraglich, da sich die Redaktion von der „Sympathie des geehrten Herrn Referenten für diese Verse“, die als „unbehülflich“ und „durchaus alltäglich“²⁴ kritisiert wurden, distanzierte. Wenn Eckstein dem Autor Hofmann mit der Rezension eine Gefälligkeit erweisen wollte, hätte er vermutlich auf diesen Hinweis verzichtet, zumal Hille am Schluss seiner Kritik den tendenziösen Charakter des Gedichtes monierte. Vielleicht stieß Hille zufällig auf das Buch Hofmanns, dessen Behandlung des Stoffes er als „launig“²⁵ bezeichnete. Mitunter weckten solche „launigen“ Bücher Hilles Interesse, wie seine Besprechung des Reisebuches *Nach der Mosel! Von Coblenz bis Trier. Trinkfahrt in den verschiedensten Stadien* (1879) zeigt.²⁶ Alles in allem wird sich nicht zweifelsfrei erhellen lassen, wie die *Geisterspuk*-Rezension zustande kam. Geht man aber davon aus, dass Hille Geld benötigte und sich in Leipzig um Kontakte zum Buchmarkt und zum Verlags- und Zeitschriftenwesen bemühte, was sein Brief vom 15. Juni 1877 belegt, dann war Friedrich Hofmann aufgrund seiner Popularität und vielfältigen Vernetzung für ihn eine durchaus interessante Leipziger Persönlichkeit.²⁷

²³ Rimmel 1993: 150, 153, 154.

²⁴ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 271.

²⁵ Ebd., S. 272.

²⁶ Hille 2007 (Teil 1): 118.

²⁷ Zur Biografie Hofmanns vgl. *Meyers Konversationslexikon* (1885–1892), S. 619; N.N. 1886: 497–499; Human 1896: 77–78.

IV

Der in Koburg 1813 geborene Hofmann entstammte einfachen Verhältnissen. Nach dem frühen Tod seiner Eltern ging er nach Jena, wo ihm ein Mäzen an der Universität das Studium der Philosophie, Geschichte und Literatur ermöglichte. Parallel schrieb er Beiträge für Zeitschriften und für bibliographische Unternehmungen. 1838 erschien sein erstes Schauspiel *Die Schlacht bei Focksan*. Ab 1841 gehörte er zum „Generalstab der Autoren“²⁸ des in Hildburghausen ansässigen Bibliographischen Instituts von Carl Joseph Meyer (1796–1856). Der Verleger, ein Anhänger der Juli-Revolution von 1830, war umtriebiger. Er gab 1832 das politische und schließlich verbotene Blatt *Der Volkfreund* heraus.²⁹ Meyer setzte auf politisch-publizistische Aufklärung und Bildung als Mittel zur Veränderung der gesellschaftlichen Zustände in Deutschland, das er sich als deutschen Nationalstaat und unabhängig von den Restriktionen des Metternich-Regimes, von Zensur, Verboten und Polizeiüberwachung, wünschte. Diesem Anspruch folgte sein verlegerisches Konzept. So publizierte er verschiedene Reihen, unter anderem seine *Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker für alle Stände*, unter dem Motto „Bildung macht frei“³⁰. Seinen Bildungsanspruch spiegelten auch von ihm begründete Großprojekte wie das Konversationslexikon und das erfolgreiche *Universum* wider.³¹ An beiden Editionen war Hofmann maßgeblich beteiligt. Er entwickelte und realisierte zusammen mit dem Verleger auch das seit 1841 erscheinende, für Kinder aus sozial schwachen Familien initiierte Projekt *Weihnachtsbaum für arme Kinder*. Nach dem Tod Meyers im Jahr 1856 kämpfte das Bibliographische Institut ums Überleben und musste zeitweilig in Konkurs gehen.³² Das mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb Hofmann 1858 nach Leipzig übersiedelte und Redakteur von *Paynes Panorama des Wissens und der Gewerbe* wurde, einem Journal, das ähnlich wie Meyers *Universum* Wissensvermittlung und Bildung breiter Volkskreise, hier speziell der Gewerbe, als oberstes Anliegen formulierte. Dass Hofmann sich diesem Credo verpflichtet fühlte und der modernen Wissenschaft aufgeschlossen gegenüberstand, belegt sein Essay aus dem Jahr 1865, in dem er als „höchstes Ziel“ der Wissenschaft „Wahrheit und durch Wahrheit Menschenglück“³³ postulierte. Ein weiteres Argument für Hofmanns Wechsel nach Leipzig dürften die attraktiven Arbeitsmöglichkeiten in der Buchmetropole gewesen sein, die dem vielseitigen Hofmann, der neben seiner publizistischen Tätigkeit als Lyriker, Dramatiker, Operntexter und Märchensamm-

²⁸ Human 1896: 77.

²⁹ Meyer 1832.

³⁰ Siehe u.a. Hofmann (o.J.): 3.

³¹ *Meyer's Universum, oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde* erschien 1833 bis 1860.

³² Knopf 2011: 40.

³³ Hofmann 1865: 3.

ler wirkte, entgegenkamen. Bereits 1861 wurde Hofmann ständiger Mitarbeiter der von Ernst Keil (1816–1878) in Leipzig begründeten populären Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*, später sogar zeitweilig deren Chefredakteur. Von 1864 bis 1866 war er verantwortlicher Redakteur des *Illustrierten Dorfbarbier*, den Keil seit 1851 herausgab. Nicht zuletzt mag es den liberal und fortschrittlich gesinnten sowie sozial ambitionierten Hofmann nach Leipzig gedrängt haben, weil die Stadt um 1860 „als einer der Hauptsitze des Liberalismus und der Demokratie“³⁴ galt. Nach dem Tod Meyers fand Hofmann in der Zusammenarbeit mit Ernst Keil, dessen politischen Überzeugungen er nahestand, eine neue geistige Heimat. Keil war Parteigänger der 1848er Revolution in Deutschland, träumte vom deutschen Nationalstaat und von Demokratie und Freiheit. Sein Journal *Der Leuchtturm* (1846–1850), an dem führende Köpfe der nationalen Freiheits- und Einigungsbestrebungen wie Robert Blum (1807–1848) und Johann Jacoby (1805–1877) mitarbeiteten, wurde zur publizistischen Plattform der demokratischen Bewegung. Dabei geriet Keil, ein begeisterter Leser der Werke Heines und der Vertreter des Jungen Deutschland wie Börne, Gutzkow und Laube, immer wieder in den Fokus der Zensur. Nach der gescheiterten 1848er Revolution musste er eine neunmonatige Haft wegen Pressevergehen absitzen und verlor seine bürgerlichen Ehrenrechte. Keil gehörte in Leipzig zum sogenannten Verbrechertisch,³⁵ einem Treffpunkt ehemaliger Achtundvierziger, die wegen ihrer demokratischen Gesinnung Haftstrafen und Repressalien erleiden mussten. Überliefert ist auch Friedrich Hofmanns Teilnahme am Verbrechertisch im Kellerlokal *Zur Guten Quelle*. Man durfte ihn, der, wie Bebel kolportierte, „Gartenlaube-Hofmann“³⁶ genannt wurde, als fortschrittlich gesinnten Liberalen einordnen. Der 64-jährige Hofmann, bekannt, einflussreich und gut vernetzt, konnte 1877 einem jungen aufstrebenden Geist wie Hille somit Türen in den Literaturbetrieb öffnen. Vielleicht hoffte Hille, mit der Kritik auf sich aufmerksam zu machen. Eine persönliche Bekanntschaft oder Begegnung mit Hofmann ist nicht überliefert. Falls es sie gab, so führte sie für Hille nicht zum gewünschten Erfolg.

V

Hilles Rezension zu Hofmanns skurrilem Text mit dem Untertitel „fröhliches Helldengedicht in fünfzehn Stücklein“³⁷ folgt dem aus seinen frühen Kritiken bekannten Schema. Einer grundsätzlich positiven Einschätzung, die die gelungenen Illustrationen und die Komik beider Hauptfiguren als „nicht unwirksam“³⁸ lobt,

³⁴ Bebel 2013: 55.

³⁵ Zum Leipziger Verbrechertisch vgl. Fellmann 1982: 108–114.

³⁶ Ebd., S. 58.

³⁷ Hofmann 1877: 3.

³⁸ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 271.

schließt sich eine breite Inhaltsangabe mit längeren Zitatpassagen an, die in ein kurzes, in diesem Fall kritisches Resümee mündet. Hilles Beschreibung der Handlung und der Figuren vermittelt einen lebhaften Eindruck von der Skurrilität des Erzählten, das mehrere Jahrhunderte überspannt, verwickelt ist und in dem Wiedergänger unterschiedlichster Art „umgehen“. Hofmann wählte die Veste Koberg als literarischen Schauplatz, weil „dort, die Geschichte abschließt Kampf und Krieg, / Die Altzeit mit dem Luther, die Neuzeit mit dem Sieg,“³⁹ Die Veste Koberg bietet als Ort den Rahmen, an dem sich deutsche Geschichte von Luthers Aufenthalt auf der Burg 1530 bis zum siegreichen Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 entfalten lässt. Hille charakterisierte diesen „Geisterspuk“ treffend als „Allegorie“.⁴⁰ Hofmann griff Episoden der deutschen Geschichte auf, um deutsches Nationalbewusstsein zu demonstrieren und bediente sich dabei nationalistischer Töne. So wird die Reichsgründung von 1871 als Dreiklang gefeiert, der „**Germania** durch die **Freiheit** vermählt mit dem **Heldengeist!**“.⁴¹ Die Literarisierung entpuppt sich im Handlungsverlauf als Feigenblatt, hinter dem die Intention, das Deutsche Kaiserreich von 1871 zu glorifizieren, zunehmend sichtbar wird. Ausgehend von der „Altzeit“, Luthers Reformation als kirchlicher Erneuerungsbewegung, die im Kontext des Humanismus mit einem erwachenden nationalen Selbstbewusstsein und einer sich konstituierenden nationalen kulturellen Identität einherging, schlug Hofmann den Bogen zur Reichsgründung und Bismarck als deren Leitfigur, mit der sich ihm der politische Traum vom deutschen Nationalstaat erfüllt hatte. Hille reagierte auf eine solche „Allegorie“, auf ein derart „tendenziöses“ Werk empfindlich und sah es „dem magischen Kreise der Poesie“⁴² entzogen. Während seine Kritiken zu *Gela* und *Macalda* nur im Ansatz eigene Anschauungen erkennen ließen, positionierte er sich in der *Geisterspuk*-Besprechung überraschend deutlich. Hofmanns Dichtung verkam aus seiner Sicht zum Pamphlet, dessen „forcierte Verherrlichung des deutschen Reiches“⁴³ er ablehnte. Eine nationalistisch aufgeladene, literarisch inszenierte Glorifizierung des Bismarck-Staates war dem jungen Hille suspekt. Bereits in diesem frühen Dokument ist Hilles Distanz zum Staat als eine das Individuum reglementierende Institution, wie sie Skizzen wie *Los von der Sitte!*⁴⁴ oder *Die staatlose Zeit*⁴⁵ im Spätwerk erkennen lassen, vorgeprägt. Im zeitgenössischen Kontext korrespondierte Hilles Absage an Reichsverherrlichung und Nationalismus in seiner *Geisterspuk*-Kritik mit Wortmeldungen aus dem oppositionellen frühnaturalistischen Umfeld. Alfred Friedmann, ein Mitarbeiter an den frühen Journalen der Harts, bezeichnete den

³⁹ Hofmann 1877: 7.

⁴⁰ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 272.

⁴¹ Hofmann 1877: 101.

⁴² P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 272.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Hille 2007 (Teil 2): 754–755.

⁴⁵ Pfannmüller 1940: 70, K 38.

Staat 1870 in seiner Schrift *Des Einzelnen Recht und Pflicht* als unerträgliches Korsett für die Entwicklung des Individuums. Richard Voß, ein enger Freund von Wilhelm Henzen und Johannes Proelß, gehörte kurz nach der Reichsgründung „zu den Mutigen, die dem neuen Reich einen Spiegel vorhielten“.⁴⁶ Er bot 1871 in seinen *Nachtgedanken auf dem Schlachtfelde von Sedan* das Gegenprogramm zu deutscher Selbstüberhebung und ließ 1874 in seinen *Visionen eines deutschen Patrioten* (1874) das sich nach dem Deutsch-Französischen Krieg selbst feiernde Deutschland in einer Vision untergehen. Heinrich Hart wies später auf den von der jungen Generation schmerzhaft empfundenen Widerspruch „zwischen der äußeren Machtstellung des neuen Reiches und seiner ästhetischen Kultur“⁴⁷ hin, die hinter den Erwartungen an den Bismarck-Staat zurückgeblieben war.

Rieb sich Hilles *Geisterspuk*-Kritik einerseits an Hofmanns Reichsverherrlichung, so andererseits an dessen Haltung zur Sozialdemokratie. Hofmanns „scho-nende(n) Tadel der Sozialdemokraten“⁴⁸ wies Hille zurück. Wenngleich er damit zunächst auf die politische Botschaft im literarischen Gewand abstellte, so ist der Hinweis dennoch bemerkenswert, denn Hille bezog sich auf eine vergleichsweise marginale Passage in Hofmanns Text. Dieser unterstellte am Schluss des Gedichtes den Sozialdemokraten, zu „irren für ihre Brüder – Irrtum schafft nie Gedeih’n“,⁴⁹ so die knappe Sentenz, mit der er sich als „National-Liberale(r)“⁵⁰ und weniger als Dichter, wie Hille anmerkte, zu erkennen gab. Zieht man den sozialen Kontext heran, so erschließt sich die politische Brisanz der Passage. Die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) war seit dem Vereinigungsparteitag von 1875 im Deutschen Kaiserreich am Erstarken. Im Januar 1877 hatte sie bei der Reichstagswahl knapp eine halbe Million Wählerstimmen auf sich vereinen können. Parallel erreichte die wirtschaftliche Depression 1877/78 neue Dimensionen, was zur Verschärfung der sozialen Widersprüche führte. In der offiziellen Propaganda schob man die Wirtschaftskrise den Sozialdemokraten in die Schuhe, weil sie mit ihrer Agitation angeblich „das Investitionsklima verderben“.⁵¹ Die Sozialdemokratie geriet immer mehr in den Fokus behördlicher Überwachung. Der Bismarck-Staat erließ umfangreiche Maßnahmen gegen sozialdemokratische Agitation. So bekamen Eisenbahnbeamte, die sich an politischen Aktivitäten der Sozialdemokratie beteiligten, ihre Entlassung. Auf Baustellen wurden SAP-Mitglieder gar nicht erst eingestellt.⁵² Die politische Atmosphäre im Jahr 1877, am Vorabend des Sozialistengesetzes, das im Oktober 1878 in Kraft trat und sozialdemokratische, sozialistische und kommunistische Umtriebe, Vereine und Druckschriften, die auf Untergrabung des

⁴⁶ Thierygärtner 1936: 8.

⁴⁷ Hart 1907: 5.

⁴⁸ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 272.

⁴⁹ Hofmann 1877: 100.

⁵⁰ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 272.

⁵¹ Lademacher 1975: 117.

⁵² Ebd.

bestehenden Staates abzielten, verbot, war explosiv. Eine Unterstützung oder Fürsprache für die Sozialdemokratie bedeutete Opposition gegenüber dem Staat. Die Tatsache, dass Hille seine Absage an deutsche Reichsverherrlichung mit der Kritik an Hofmanns Haltung zur Sozialdemokratie verband, ließ jenen oppositionellen Geist erkennen, der für die frühnaturalistische Bewegung charakteristisch war und sich in unterschiedlicher Ausprägung in Schriften der Brüder Hart, Conrads, Voß⁵³ oder Kürschners findet. Joseph Kürschner äußerte 1880, zwei Jahre nach dem Erlass des Sozialistengesetzes in einem Brief an einen Freund angesichts der sozialen Konflikte: „Ich begreife, wie man socialdemokrat wird, obgleich mich hoffentlich der himmel davor bewahrt, einer zu werden“.⁵³ Kürschner sympathisierte mit der Sozialdemokratie und pflegte seit 1873 engen Kontakt zum Sozialdemokraten Robert Schweichel, in dessen *Deutscher Romanzeitung* er auch zu sozialen Themen publizierte. Johannes Proelß verteidigte 1883 leidenschaftlich eine Szene in Wolfgang Kirchbachs vom Reichstag als „gemeingefährlich“ eingestuften Roman *Kinder des Reiches*, in der eine Arbeiterversammlung und eine Rede von August Bebel geschildert wurden, deren Schärfe und Prägnanz er als Musterstück „der realistischen Schule“⁵⁴ wertete.

Neben diesen beiden ist ein dritter Aspekt in der *Geisterspuk*-Rezension hervorzuheben, da er sich nicht zuletzt mit Hilles Lyrikdebüt *Hymnus der Dummen* (1876) berührt. Zwei Mal hebt Hille den ausgesprochen negativ konnotierten Mönch in Hofmanns Text als Wiedergänger hervor, der ruhelos spuken muss, zunächst „bis kein Mensch mehr an ihn glaubt“ und schließlich „bis der letzte Dumme an ihn glaubt“.⁵⁵ Hierzu enthielt sich Hille einer kritischen Reminiszenz, was eine Übereinstimmung mit der antiklerikalen Haltung Hofmanns vermuten lässt. Vor dem Hintergrund des 1877 noch andauernden Kulturkampfes, in dem das Deutsche Kaiserreich unter Bismarck den Einfluss der katholischen Kirche auf den Staat eindämmen wollte, war eine antiklerikale Positionierung ein politisches Statement. Angriffe gegen die christliche Kirche und die Forderung, sich von ihr zu lösen, gehörten 1877/1878 zum Repertoire sozialdemokratischer Agitation beispielsweise des Reichstagsabgeordneten Johann Most,⁵⁶ der 1886 in Hilles Roman *Die Sozialisten* als Figur auftaucht. Die frühen Naturalisten standen im Kulturkampf auf der Seite Bismarcks, gerieten jedoch mit ihrer grundsätzlichen Absage an die Kirche als Institution und ihrer atheistischen Grundhaltung mit der staatlichen Obrigkeit zunehmend in Konflikt. Michael Georg Conrad verlangte schon 1871 die Trennung von Erziehung und Schule von der Kirche. Er forderte eine konfessionslose „Schule für das Leben“ anstatt „für eine exklusive Kirchengemeinschaft die Unmündigen zu erziehen“.⁵⁷ 1877 bezeichnete Conrad das Papst-

⁵³ Zit. n. Balzer 1976: 1502.

⁵⁴ Proelß 1884: 106.

⁵⁵ P.H. [d.i. Peter Hille] 1877: 272; Hofmann 1877: 39, 100.

⁵⁶ Vgl. Lademacher 1975: 121.

⁵⁷ Conrad 1871: 26.

tum in *Spanisches und Römisches* als „nur noch eine ungeheure Intrigue“ und die katholische Wissenschaft als „Archäologie“. ⁵⁸ Diese Schrift und der nachfolgende Band *Die letzten Päpste* riefen die Zensur auf den Plan und führten zum Prozess gegen den Breslauer Verleger Schottlaender wegen Gotteslästerung und Beschimpfung der katholischen Kirche. Der Prozess endete mit einer Geldstrafe, mit dem Verbot von *Spanisches und Römisches* und mit der Auflage, im zweiten Band die inkriminierten Stellen zu tilgen. Richard Voß' *Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche*, die er als Beitrag zur „Befreiung des Menschengeschlechtes von einem traurigen Wahn“ ⁵⁹ verstand, konnten noch 1879 aufgrund ihrer antikirchlichen Tendenz nur im Ausland, im Züricher Schabelitz-Verlag, erscheinen. Wolfgang Kirchbach fand Anfang 1878 für seinen Roman *Salvator Rosa* zunächst keinen Verleger, obwohl er sich zur gestalteten Kulturkampf-Problematik auf sein eingehendes „Studium des jesuitischen Strebens und Prinzips“ ⁶⁰ berief. Die Absage an die Kirche als eine den Staat stützende Institution, wie sie die aufgeführten Texte erkennen lassen, ist ein typisches Element frühnaturalistischen Opponierens. Hille hatte bereits 1876 in seinem Gedicht *Hymnus der Dummen* seine Distanz zur Kirche bekundet, deren Insignien „Gesangbuch und Meßbuch“ ⁶¹ er den Dummen zuordnete und mit der Kreativität und dem Erkenntnisstreben der Dichter, Künstler und Denker kontrastierte. Seine *Geisterspuk*-Rezension bestätigt diese Position.

Hilles Kritik zu Hofmanns Gedicht *Geisterspuk oder das Umgehen auf der Veste Koburg* ist aus ästhetischer Perspektive unbedeutend. Sie wirft vielmehr ein Schlaglicht auf die geistige Verfasstheit des jungen Hille, der sich in der Auseinandersetzung mit Hofmanns Text gegen Reichsverherrlichung und Chauvinismus wandte, Kritik an der Sozialdemokratie zurückwies und sich in seiner kritischen Haltung zur Institution Kirche bestätigt sah. Mit diesen Positionen, in denen sich oppositionelles Denken widerspiegelte, lässt sich Hilles Rezension im Umfeld frühnaturalistischer Identitätssuche verorten. Die in der Kritik berührten Themen sollten Hille in seinem weiteren künstlerischen Schaffen immer wieder beschäftigen.

Literatur

- Anonym [Richard Voß] (1879): *Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche. Den wackern Männern erzählt, so da lieber wissen statt glauben*. Zürich.
- Autorenkollektiv (1885–1892): *Meyers Konversationslexikon*, 19 Bde., Aufl. 4. Leipzig-Wien.
- Balzer, Rudolf Wilhelm (1976): *Aus den Anfängen schriftstellerischer Interessenverbände. Joseph Kürschner: Autor – Funktionär – Verleger*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 16, Sp. 1457–1648.

⁵⁸ Conrad 1877: 120, 233.

⁵⁹ Anonym [Richard Voß] 1879: 2.

⁶⁰ Kirchbach 1878.

⁶¹ Hille 2007 (Teil 1): 11.

- Baumann, Christiane (2022): „Doppelt gibt, wer schnell gibt“ – Ein unbekannter Brief des jungen Peter Hille. In: *Literatur in Westfalen* 18, S. 13–44.
- Bebel, August (2013): *Aus meinem Leben. Erster Teil*, Nachdruck der Originalausgabe von 1946. Hamburg.
- Bernhardt, Rüdiger (2004): „Ich bestimme mich selbst“. *Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille (1854–1904)*. Jena.
- Conrad, Michael Georg (1871): *Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich. Freie pädagogisch-soziale Studien und Reformvorschläge zur Förderung der Erziehungswissenschaft und Aufklärung des Volks*. Nürnberg.
- Conrad, Michael Georg (1877): *Spanisches und Römisches. Kritische Plaudereien über Don Emilio Castelar, Pio Nono, den vaticanischen Gott und andere curiose Zeitgenossen*. Breslau.
- Döllner, Hedwig (1877): *Gela*. In: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik* 1, H. 2, S. 98.
- Fellmann, Walter (1982): *Leipziger Pitaval*, Aufl. 2. Berlin.
- Gödden, Walter / Kienecker, Michael / Knüppel, Christoph (2015): *Welt und Ich. Neue Peter-Hille-Funde*. Bielefeld.
- Hart, Heinrich (1907): *Henrik Ibsen und die deutsche Literatur*. In: Hart, Heinrich: *Gesammelte Werke*, Bd. 4. Berlin. S. 3–17.
- Hart, Julius (1877): *Macalda*. In: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik* 1, H. 3, S. 81–82.
- Hart, Julius (1921): *Einleitung*. In: *Peter Hille. Gesammelte Werke*, hrsg. von seinen Freunden, Bd. 1, Aufl. 3. Berlin. S. 7–30.
- Henzen, Wilhelm (1877): *Macalda*. In: *Dramaturgische Blätter. Eine Monatsschrift* 1, Nr. 7 (September), S. 308.
- Hille, Peter (1984–1986): *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, hrsg. von Friedrich u. Michael Kienecker. Essen.
- Hille, Peter (2007): *Werke zu Lebzeiten*, Teil 1–2, hrsg. von Walter Gödden unter Mitarbeit von Wiebke Kannengießer / Christina Riesenweber. Bielefeld.
- Hille, Peter (2010): *Sämtliche Briefe*, kommentierte Ausgabe, hrsg. u. bearb. von Walter Gödden / Nils Rottschäfer. Bielefeld.
- Hofmann, Friedrich (o.J.): *Ausgewählte Gedichte (= Meyer's Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker für alle Stände (1850–1855), Bd. 279)*, Mit Biographie. Hildburghausen o.J.
- Hofmann, Friedrich (1865): *Wissen und Gewerbe im neuesten Bunde*. In: *Payne's Panorama des Wissens und der Gewerbe*. Leipzig-Dresden. S. 1–8.
- Hofmann, Friedrich (1877): *Geisterspuk oder Das große Umgehen auf der Veste Koburg. Fröhliches Heldengedicht in fünfzehn Stücklein*. Leipzig.
- Human, Armin (1896): *Carl Joseph Meyer und das Bibliographische Institut von Hildburghausen-Leipzig*. In: *Schriften des Vereins für Sachsen Meiningische Geschichte und Landeskunde* 23, S. 59–136.
- Kirchbach, Wolfgang (1878): *Brief an Cotta, Dresden, den 1. Februar*. Cotta-Archiv, Deutsches Literaturarchiv Marbach. Siehe: <https://www.dla-marbach.de> (abgerufen: 1.11.2021).
- Knopf, Sabine (2011): *Buchstadt Leipzig. Der historische Reiseführer*. Berlin.
- Lademacher, Horst (1975): *Wirtschaft, Arbeiterschaft und Arbeiterorganisationen in der Rheinprovinz am Vorabend des Sozialistengesetzes 1878*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 15, S. 111–143.
- Meyer, Joseph (1832): *Der Volksfreund. Ein Blatt für Bürger in Stadt und Land*, 19. Mai–18. September.
- N.N. (1877a): *Miscellen*. In: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik* 1, H. 3, S. 83–86.
- N.N. (1877b): *Weinphantasien aus Auerbachs Keller*. In: *Deutsche Dichterhalle* 6, H. 15, S. 256.
- N.N. (1886): *Ein Veteran der „Gartenlaube“*. In: *Die Gartenlaube* 34, H. 28, S. 497–499.
- Pfannmüller, Walther (1940): *Der Nachlaß Peter Hilles*, Diss. Gotha.
- P.H. [d.i. Peter Hille] (1877): *Geisterspuk oder das große Umgehen auf der Veste Koburg. Fröhliches Heldengedicht in 15 Stücklein von Fritz Hofmann*. In: *Deutsche Dichterhalle* 6, H. 16 (15. August), S. 271–272.

- Proelß, Johannes (Hrsg.) (1877): *Weinphantasien aus Auerbachs Keller. Ein Stammbuch fröhlicher Zecher*. Leipzig. Widmung siehe <https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10002584506> (abgerufen: 1.11.2021).
- Proelß, Johannes (1884): *Nachwort*. In: Kirchbach, Wolfgang: *Die Kinder des Reiches und ihre Rezensenten*. Leipzig. S. 98–114.
- Rimmel, Karola (1993): *Ernst-Eckstein-Bibliographie*. Gießen-Fernwald.
- Rottschäfer, Nils (2010): *Peter Hille. (1854–1904). Eine Chronik zu Leben und Werk*. Bielefeld.
- Thiergärtner, Hans (1936): *Der Romanschriftsteller Richard Voß und sein Italienerlebnis*, Diss. Frankfurt am Main.

Natalia Żarska

ORCID: 0000-0002-5913-2142

Universität Wrocław, Wrocław

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.4>

Ernst Jünger und die Jugendbewegung

Abstracts

Das Ziel des Beitrages ist es, die Spuren der Jugendbewegung in Ernst Jüngers Texten zu untersuchen. Jünger selbst war ein Mitglied des Wandervogels und seine erste Veröffentlichung – ein Jugendgedicht – schildert den Alltag der Wanderer. Die publizistischen und fiktionalen Texte des reifen Schriftstellers distanzieren sich allerdings von dem Sprössling der Lebensreform. Die Erzählung *Afrikanische Spiele* verspottet die Jugendbewegung, präsentiert sie als etwas Unseriöses, als eine Art Kostüm, mit dem sich die Jugend verkleiden kann, wenn sie gegen ihre Eltern und Erzieher ‚rebellieren‘ will. Demgegenüber schlägt der nationalistische, immer um die deutsche Jugend bekümmerte Journalist Ernst Jünger ‚scharfe männliche Zucht‘, Ordnung und Disziplin vor, die nur harte Körperarbeit zugunsten des Vaterlandes bringen kann. Der nach der Machtergreifung nach innen emigrierte Jünger begrenzt sich dazu, der Jugend geheime Männergesellschaften von kritisch Denkenden, das tapfere Leben inmitten einer Feuerlandschaft schmackhaft zu machen.

Schlüsselwörter: Jugendbewegung, Wandervogel, Nationalismus, Jugenderziehung, *Afrikanische Spiele*, politische Publizistik.

Ernst Jünger and the German Youth Movement

The aim of this paper is to showcase the powerful influence of the Youth Movement on the works of Ernst Jünger, who himself was a member of the Wandervogel and whose first published piece is a poem about the scout's life on the road. In his later, mature journalistic and fictional works one can notice a critical distance to the Youth Movement ideology and ethos. The novel *Afrikanische Spiele* ridiculed and depicted them as untrustworthy, a kind of costume for the youth to dress up in when they want to rebel against their parents and educators. As an alternative solution Jünger – in his nationalistic phase (1925–1933) – postulated “severe male breeding” as well as order and discipline which can only be provided by harsh, collective physical labour towards the welfare of the country. In his later phase, under the Third Reich, he found that the only alternative to middle-class life was

what he considered to be “life in the middle of a landscape of fire,” as expressed, e.g., through taking part in secret, autonomous male societies.

Keywords: Youth Movement, Wandervogel, nationalism, youth education, *Afrikanische Spiele*, political journalism

Natalia Żarska, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: natalia.zarska@uwr.edu.pl.

Received: 29.09.2021, accepted: 4.05.2022

Das Verhältnis Ernst Jüngers zum Phänomen der Jugendbewegung und insbesondere die Rolle, welche seine Mitgliedschaft im Wandervogel spielte, bzw. dessen Einfluss auf sein literarisches Werk waren in der Forschung bislang weitgehend vernachlässigt.¹ Sicherlich kann man die 1936 veröffentlichte Erzählung *Afrikanische Spiele*² als den wichtigsten Beitrag zur Auseinandersetzung Jüngers mit der Jugendbewegung betrachten. Auf den Zusammenhang der Erzählung mit der Jugendbewegungsfrage, weist der Autor persönlich in einem Brief an Ludvig Alwens hin, einem in der Deutschen Freischar (einem Teil der Jugendbewegung) engagierten jungen Journalisten, der in den zwanziger Jahren ein wichtiger Briefpartner Jüngers war.³ Anfang des Jahres 1928 schlägt Alwens Ernst Jünger die Teilnahme an einer Schulungswoche der Deutschen Freischar vor. Daraufhin bekommt er einen Brief, dessen Anfang in gewisser Weise die Beschäftigung mit den Jugendbewegungsfragen in den *Afrikanischen Spielen* belegt:

An der Jugendbewegungsfrage fesselt mich eigentlich nur das, was keine Frage ist; da die Jugend für mich eine besonders blendende und unbesonnene Erscheinung des Lebens ist. Wird man etwas älter, so steht es einem schon besser an, sich zu besinnen, daher schreibe ich seit einiger Zeit an meinem Buche, das der Jugend gewidmet ist. Wie bei allem was ich zu schreiben pflege, behandelt es das eigene Erlebnis, in diesem Falle also die eigene Jugend. Es handelt sich um die Zeit, in der ich als sechzehnjähriger an einem gewaltigen Kraftüberschuß litt, und daher von der Unterprima weg ausriß, gleich bis nach Sidi-Bel-Abbés zur Fremdenlegion.⁴

¹ Vgl. Kunicki 1995. In seiner Erfassung der Sekundärliteratur zu Jünger in den Jahren 1928 bis 2002 betonte Steffen Martus (2001: 14) die Notwendigkeit der Berücksichtigung des übersehenen Themenkomplexes: „Welche Rolle dabei Jüngers Engagement in der Jugendbewegung spielte [...], hat die Forschung bislang nur am Rand in die Deutung des Frühwerks einbezogen“. Eckhardt Köhn (2017) und Ina Schmidt (2013) berühren zwar in ihren Artikeln die Problematik, es geschieht jedoch jedes Mal nur am Rande. Auch wird hier der Geist der Jugendbewegung nicht im Inhalt Jüngerscher Werke, sondern eher in ihrer Funktion (als Jugendbuch) gesehen.

² Jünger 1936.

³ Auf die singuläre Bedeutung des Briefwechsels mit Ludwig Alwens innerhalb des Jüngerschen Nachlasses hat bereits 2001 Sven Olaf Berggötz aufmerksam gemacht: Berggötz 2001. Die Metapher der zwei Wege bezieht sich in diesem Kontext auf die Entscheidungen Alwens in den dreißiger Jahren, der anders als Jünger die Nähe der NS-Bewegung suchte und seine Kontakte zum Schriftsteller unterbrach.

⁴ Jünger 1928, zit. nach: Żarska 2020: 9f.

Die Rede ist von der frühesten Fassung der *Afrikanischen Spiele*, die Jünger in den späten Zwanzigern zu schreiben begann. Es handelt sich um die Geschichte des Primaners Herbert Berger, der gelangweilt und abgestoßen von dem bürgerlichen Lebensstil, dessen Sterilität, Bequemlichkeit, Sicherheit, Nützlichkeitsethos etc., auf der Suche nach einer alternativen Lebensweise ist. Zunächst findet er diese in der Bücherwelt, sobald sich aber auch diese für ihn als nicht ausreichend erweist, beschließt er nach Afrika zu fliehen, dessen imaginäres Bild er schon seit langem sowohl im Kopf als auch im Herzen trägt. Die Fremdenlegion gedenkt er als Vehikel zu benutzen, um sich in das gelobte Land zu katapultieren. Der Plan einer Desertion aus der französischen Armee misslingt und Berger ist auf die Hilfe seines Vaters angewiesen, der ihn auf diplomatischen Wegen aus der Klemme holt.

Die erste Fassung der Erzählung ist verschollen. Publiziert wurde eine spätere Version, an der Jünger ab 1933 in freiwilliger Goslarer Abgeschiedenheit arbeitete.

Persönliche Erfahrungen – Der Wandervogel

Die Kindheit und das Jugendalter Ernst Jüngers gehören zweifelsohne zu den am wenigsten beleuchteten Abschnitten seiner überaus langen und abwechslungsreichen Vita. Unter den überlieferten Einzelheiten der fast ausschließlich im Niedersächsischen verbrachten Zeit kommt der aktiven Mitgliedschaft im Wandervogel eine besondere Bedeutung zu. In erster Linie resultiert sie aus dem prägenden Charakter dieser um die Jahrhundertwende im Deutschen Reich einflussreichen Organisation, die geradezu eine Verkörperung neuromantischer und lebensreformerischer Vorstellungen bildete. Einen aufschlussreichen Beweis dafür liefert die Behauptung von Hans-Joachim Schoeps aus seinem autobiographischen Aufriss *Die letzten 30 Jahre*: „Die Teilhabe an der Jugendbewegung hat die Menschen, die von ihr ergriffen wurden, die auf Fahrten und an Lagerfeuern das Erlebnis des Bundes verspürten, zumeist für ihr ganzes Leben geprägt.“⁵

Initiiert wurde die Bewegung von Herrmann Hoffmann-Fölkersamb, der während seines Studiums an der Berliner Universität im Steglitzer Gymnasium unentgeltlichen Stenographie-Unterricht gab und dabei die Gymnasiasten seines Kurses fürs Wandern begeisterte.⁶ Nachdem Hoffmann nach Konstantinopel verreisen musste, übergab er die Würde des ‚Oberhäuptlings‘ der Bewegung Karl Fischer, einem Steglitzer Oberprimaner, der gleich nach seinem bestandenen Abitur, die Organisation vorschriftsmäßig institutionalisierte. Das freiwillige Schüler-Wandern unter der Führung eines von den Schülern selbst auserwählten Betreuers, abgesprochen mit der Schulleitung – das waren also die Anfänge des Wandervogels – keine eigentliche Revolte im Klassenzimmer! Allerdings würden sich

⁵ Knoll, Schoeps 1988: 5.

⁶ Vgl. Linse 2001: 531–548.

bestimmte Merkmale des Widerstandes gegen die Institution der Schule, die bürgerlichen Modelle, gegen die Zivilisation auch in der Frühphase der Bewegung finden lassen. Allein das Postulat der Autonomie der Jugendlichen innerhalb der Erwachsenenwelt samt ihrer Zweckmäßigkeit stellt einen Ausdruck des Protests gegen diese dar. Auch die Art des Wanderns war eindeutig gegen den industrialisierten Massentourismus dieser Zeit gerichtet. Die Schüler sollten möglichst sparsam leben, sich selbständig verpflegen und wenn es möglich war unter freiem Himmel schlafen. Alle Mitglieder der Wandergruppe hatten einen (für alle gleich hohen) Geldbeitrag in die gemeinschaftliche Kasse zu zahlen, aus der die notwendigen Bedürfnisse bestritten wurden, abgesehen davon verpflichteten sie sich, über kein privates Taschengeld zu verfügen. Dies hatte zur Gestaltung neuer Sozialisationsformen, sowie Bestimmung alternativer Ziele und Muster geführt:

Die Großstadt verschandelt die Jugend, verbildet ihre Triebe, entfremdet sie immer mehr einer natürlichen, harmonischen Lebensweise. Aus den großen Häusermeeren steigt das neue Ideal: Erlöse Dich selbst, ergreife den Wanderstab und suche da draußen den Menschen wieder, den Du verloren hast, den einfachen, schlichten, natürlichen. Da hatte die Jugend eine neue Heilswahrheit – selber gefunden.⁷

Die asketische Moral des Wanderns sollte zur bewussten Abhärtung, ja He-rausbildung eines neuen ‚deutschen Männlichkeitsideal‘ führen: eines selbständigen, freien, verantwortlichen ‚wandernden Scholaren‘ (der mittelalterlichen Prägung), der seine Ziele in Rahmen der alternativen Gemeinschaft konsequent realisiert und dem die Ideale der Aufopferung und der Kameradschaftlichkeit anvertraut sind.⁸

Der künftige Schriftsteller Ernst Jünger ist der Ortsgruppe Wunstorf gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Georg im Juli 1911 beigetreten, was ein von Heimo Schwilk aufgefundener Zeitungsabschnitt belegt.⁹ Es muss jedoch zugeben werden, dass wir nicht wissen, wie lange der zukünftige Schriftsteller in den Reihen der Jungbewegten aktiv blieb, man kann annehmen, dass seine Begeisterung in den nächsten zwei Jahren sich in Grenzen halten musste. Einen Beleg für diese These liefern die Erinnerungen des Autors in *Annäherungen. Drogen und Rausch*, welche im Rahmen dieses, erst in der heißen Zeit der 68er Revolte verfassten Textes, um das Thema der verschiedenartig bedingten Rauschzustände kreisen, dabei jedoch einen bereits in der Primanerzeit teilweise distanzierten Blick auf den Wandervogel zum Ausdruck bringen: „Beim Wandervogel war es doch freier gewesen, obwohl dessen Romantik auch nicht zureichte“.¹⁰ Die intensivste Beschäftigung Jüngers mit den Ideen der Jugendbewegung muss man höchstwahrscheinlich im Herbst 1911 verorten, was ein im Novemberheft des „Hannoverland“ veröffentlichtes Gedicht des Jugendlichen unter dem Titel

⁷ Ziemer, Wolf 1961: 73.

⁸ Vgl. Linse 2001: 542f.

⁹ Vgl. Schwilk 2007: 46–48.

¹⁰ Jünger (SW/Bd. 11): 98.

Unser Leben belegen kann.¹¹ Trotz des weitgehend anspruchslosen Inhaltes und des zwangsläufig schematischen Duktus stellt dieser Versuch eine zu berücksichtigende Quelle zu den Jüngerschen Betrachtungen über dieses Phänomen dar, welche unmittelbar aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammt, und somit keinen Stempel einer Altersironie und von Desillusionierungsprozessen trägt.

Unser Leben
 Noch eh der erste Hahnenschrei verklungen,
 Erhebt der Wandervogel sich vom Stroh,
 In seinen klaren Augen blitz es froh,
 Denn heute wird gewandert und gesungen.

Wie flieht die Zeit beim Wandern und beim Schauen!
 Am Bache wird ein warmes Mahl bereitet,
 Des Feuers Knistern mit Gesang begleitet.
 Und weiter geht's durch Fluren und durch Auen.

Wenn dann die Sonne hinterm Berg verschwunden,
 Wenn dann die Müdigkeit ihn übermannt,
 Sein fröhlich Herz ist jedem ja bekannt,
 Ein schützend Obdach hat er bald gefunden.

So spart es für des Alltags Treiben
 Ein Füllhorn goldner Lieder auf,
 Die stets ihm in Erinnerung bleiben,
 Und schmücken seinen Lebenslauf.
 Ernst Jünger, Wunstorf.¹²

Das Gedicht kann man als eine Bearbeitung der unmittelbaren Erfahrungen von den mitgemachten Wanderfahrten betrachten, die eine für den späteren Jünger charakteristische Tagesbeschreibung bringt und somit eine Ankündigung der Typisierungsverfahren in den *Stahlgewittern* (z.B. die Darstellung eines typischen Frontalltags aus dem Grabenkampf) bildet. Als eine konkrete biographische Vorlage gelten zwei Ausflüge mit dem Wandervogel, jeweils zwei Wochen lang, von denen der eine von Hameln nach Eisenach und der zweite von Hannover nach Hamburg, durch das Sumpfgebiet, führte. Die Wandergruppen bestanden aus ungefähr zwölf männlichen Mitgliedern und zwei Jugendführern: Werner und Robby¹³ – sie entsprachen damit einer gewöhnlichen Wandervogelstruktur.

Einerseits findet man im Gedicht die Spuren einer Begegnung mit der Natur, andererseits steht aber die Erfahrung des gemeinschaftlich gestalteten Lebens im Mittelpunkt, das plötzlich frei von den Erwachsenenvorstellungen genossen werden konnte. Wenn man jedoch die im knappen Text des Jüngerschen Erstlings erwähnten Details der Umgebung unter die Lupe nimmt, so zeigt sich, dass sie in erster Linie ein Erlebnis des Ländlichen dokumentieren und als eine bunte Staffage dienen, welche das Verlassen eines durchtechnisierten städtischen Rau-

¹¹ Welches übrigens als die erste nachweisbare Publikation des künftigen Literaten gilt.

¹² Jünger (SW/Bd. 22): 683.

¹³ Vgl. Nevin 1996: 26.

mes markiert. Keine Spur einer Waldidylle oder rauschhaften Bewunderung der Landschaften, stattdessen erfüllen die einzelnen Elemente der Natur lediglich eine Hintergrundfunktion und begleiten quasi das Vorwärtsschreiten der Wandergruppe. Hervorgehoben werden dagegen die jeweiligen Aktivitäten der Jugendlichen sowie ihre Gemütszustände von dem morgendlichen Enthusiasmus über die gemeinsame Anstrengung bei der Zubereitung des Essens bis zu der abendlichen Müdigkeit nach dem Sonnenuntergang, wobei neben dem Wandern der Akzent auf das gemeinsame Singen, Feuermachen und Quartiersuchen gelegt wird. Durchaus charakteristisch sind auch die im Gedicht festgehaltenen Erinnerungen an die mitgemachten Unternehmungen, welche ausschließlich auf das gemeinsame Liedergut zurückzuführen sind, das die Jünglinge im Alltag begleiten soll, so dass eine eventuelle Anknüpfung an das gemeinsam Erlebte über die, übrigens im *Zupfgeigenhansl* fixierten, Texte erfolgen konnte.

Das Bild des Wandervogels, das wir dem Gedicht entnehmen können, entspricht weitgehend dem Selbstverständnis dieser Organisation, die entgegen den jahrzehntelang gepflegten Mythisierungen, nicht die Flucht in die freie Natur anstrebte, sondern in erster Linie das Innere der Mitglieder formen, sowie das Zusammenwachsen einer alternativen Gemeinschaft fördern wollte. Die Jungen sollen ihre persönlichen Ziele nach Möglichkeit in die Tat umsetzen können, um so auf Distanz zu der heuchlerischen Welt der Erwachsenen zu gehen, dementsprechend sollten ihre Kontakte untereinander von den Idealen der Ehrlichkeit und Harmonie geprägt werden.¹⁴

„Ethos“ der Jugendbewegung in den *Afrikanischen Spielen*

Das Fehlen der „Naturromantik“ innerhalb der Jugendbewegung entspricht nicht nur dem Tenor des zitierten Gedichts, es wird auch zu einem der Hauptmotive der dargestellten Welt der *Afrikanischen Spiele*. Selbstverständlich haben wir es hier mit einem Ausbruch aus der bürgerlichen Gemütlichkeit zu tun, mit einer Reise und Wanderung, die sich der wichtigsten Attribute des Wandervogels bedient.

Vergeblich aber könnte man in der 1936 publizierten Schrift nach den Elementen der ausgebauten Naturbeschreibungen suchen, die ein der Reisebeschreibungen verwandter Titel theoretisch versprechen soll. Von dem „dunklen Kontinent“ lernt ein aufmerksamer Leser der *Spiele* nicht einmal die Konturen, geschweige denn von den Naturentzückungen zu sprechen, welche aufgrund der Diarien des passionierten Entomologen aus den dreißiger Jahren durchaus denkbar wären. In dieser Hinsicht schreitet Herbert Berger, der Hauptprotagonist der *Afrikanischen Spiele*, den Weg der Jungbewegten, an die 1898 der Vorläufer des Wandervogels, Hermann Hoffmann-Fölkersamb, appellierte:

¹⁴ Vgl. Rohkrämer 1999.

Hoch auf das Wandern, das die Sinne schärft und das Gemüt rein und frisch erhält! Hinaus in die Ferienzeit in die weiten Gauen unseres lieben deutschen Vaterlandes. [...] Hinein auch in die Fabriken, Glasshütten, Ziegeleien usw., die ihr auf eurer Wanderung antrefft, und die Betriebe angeschaut, die ihr meist nur aus Büchern kennt.¹⁵

Ein richtiges Antlitz des Wandervogels und seiner Begegnung mit der Welt der Moderne schildern weite Teile der *Annäherungen* Ernst Jüngers, welche mit den zitierten Postulaten Hermann Hoffmanns, dem Vorläufer des Wandervogels, übereinstimmen:

Wir waren schon in einer Spinnerei, einem Kalkwerk und einer Kläranlage gewesen und, nachdem Werner sein Anliegen vorgebracht hat, wohlwollend empfangen und geführt worden. Auch hier am Wittekindsberg regte sich, nachdem wir abgekocht hatten, der Bildungstrieb. [...] Unten am Flussufer lag eine Fabrik mit hohen Schloten, ein öder Bau aus angeruhtem Ziegelstein. Vermutlich gab es da was zu besichtigen.¹⁶

Dem gleichen Muster folgt auch die erste Etappe der Bergerschen ‚Wanderung‘, welche ihn in die zwei Objekte einer hochtechnisierten Landschaft der provinziellen Hauptstadt (wahrscheinlich Hannovers) führt: das Wachsfigurenkabinett und ein automatisches Restaurant. Es handelt sich in diesem Falle jedoch nicht um eine landeskundliche Besichtigung, sondern um zwei Stätten der großstädtischen Dekadenz-Kultur, der gegenüber der Wandervogel eine bürgerliche Alternative darstellen sollte. Berger fühlt sich ‚von unsichtbaren‘ gefährlichen Kräften an diese Orte hingezogen. In dem automatischen Restaurant berauscht er auch seine Sinne mit exotischen Düften, ausgesuchter Musik, allerlei Speisen, Alkohol und Pornografie.

Auch andere Aspekte der ‚jungbewegten Sittlichkeit‘ erweisen sich als bloße Staffage, die, einem theatralischen Kostüm ähnlich, sich beliebig austauschen lässt und die keinesfalls überzeugend wirkt, weil sich unter dieser zweifelhaften Verkleidung eine bodenlose Leere verbirgt.

Manche Elemente der Wandervogelmentalität, welche zur Zielscheibe der Jüngerschen Kritik in *Afrikanische Spiele* avancieren sollten, kommen bereits in der Motivationssphäre der Flucht von der Langeweile des bürgerlichen Hauses zum Vorschein. Dabei ist eine ständige Spannung zu beachten zwischen einer zwangsläufig kollektiven Existenzform der Jugendbewegung und dem Entschluss, nach Afrika ganz alleine aufzubrechen, beziehungsweise die organisierten Reihen der Fremdenlegion als eine Art Vehikel auszunutzen, das ihn in das gelobte Land katapultieren sollte. In das Innere des Kontinents wollte Berger auf jeden Fall ‚auf eigene Faust vordringen‘.¹⁷ Darüber hinaus rangierte die Figur des ‚wandernden Handwerksburschen‘¹⁸ ganz oben auf der Liste der Bergerschen Ideale, welchen er beim Verlassen seines Heimatlandes eventuell nachahmen sollte, auf die Vor-

¹⁵ Hoffmann 1898, zit. nach: Rohkrämer 1999: 144.

¹⁶ Jünger (SW/Bd. 11): 81.

¹⁷ Jünger 1936: 7.

¹⁸ Ebd., S. 10.

zeigefunktion dieser Figur für den Wandervogel anspielend. Doch gleich nach der Ankunft in das gelobte Land, irgendwo im Herzen des schwarzen Afrika, schwebte es ihm vor, Mitglied einer echten männlichen Gesellschaft, zu werden.

Irgendwo stellte ich mir eine verwegene männliche Gesellschaft vor, *eine raue Demokratie* deren Symbol das Lagerfeuer, das Element der Flamme war. Um in sie aufgenommen zu werden, ja nur um einen einzigen Kerl kennenzulernen, vor dem man Respekt haben könnte, hätte ich gern alle Ehren dahin gegeben, die man innerhalb und außerhalb der vier Fakultäten eringen kann.¹⁹

Einer männlichen Gesellschaft, wie sie eines der ersten Mitglieder des Steglitzer Wandervogels – Hans Blüher in seiner Schrift *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert*²⁰ erläuterte. Blüher bezieht sich auf seine langjährigen Erfahrungen in den Reihen des Wandervogels (er war nicht nur Mitglied, sondern auch der erste Historiker der Bewegung) und versucht zu beweisen, dass die bereits bestehenden konkreten Ergebnisse, die konkreten Formen des Erneuerungsdranges, wie die Jugendbewegung, von den gleichen Kräften, den gleichen Trieben gebildet wurden, wie die Formen und Institutionen der primitiven Völker. Blüher teilt die wesentlichen zwischenmenschlichen Urbeziehungen in zwei Hauptgruppen ein: die männlich-weiblichen und die männlich-männlichen. Sehr vereinfacht ausgedrückt ist das Produkt der ersten die Institution der Familie, der letzten der Staat. Als Grund für das Bestehen der beiden Arten von Beziehungen nennt Blüher zwei verschiedene erotische Triebe, von deren Wirkungen kein Vertreter des männlichen Geschlechts ausgeschlossen sei. Die homoerotischen Triebe verursachen bei jedem Manne das Begehren, Mitglied der sog. männlichen Gesellschaft zu werden.

[...] der mann-männliche Eros verbindet sich ständig mit geistigen Gütern und hat heroischen Lebensstil. Der mannweibliche ist idyllisch. Während die soziologische Linie der mannweiblichen Liebe die Familie ist, heißt die entsprechende bei der mann-männlichen ‚männliche Gesellschaft‘. Diese wird von der Natur über die Männerbünde hinweg zur Staatsgründung verwandt. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Familie die ‚Keimzelle des Staates‘ ist.²¹

Die verwegene männliche Gesellschaft findet Berger nicht. Jedenfalls nicht dort, wo er sie zu finden beabsichtigte: auf dem schwarzen Kontinent. Die Einheiten der Fremdenlegion lassen sich schwierig als demokratische männliche Gesellschaft bezeichnen, auch wenn sie vielleicht ‚verwegen‘ sein mochten... Zwar findet Berger unter den Legionären einen Kameraden, der seine Neigungen teilt und der sich auch überreden lässt, mit ihm aus der Legion zu fliehen und auf Wanderschaft zu gehen. Diese endet jedoch mit einem Durchfall – und das in jedem Sinne des Wortes: physiologisch, als Folge des Verzehrs einer größeren Menge der, von Berger als Proviant besorgten, grünen Feigen, sowie im metaphorischen

¹⁹ Ebd., S. 10f. Die kursiv markierten Stellen sind der Handschrift der *Afrikanischen Spiele*, entnommen zit. nach: Żarska 2020: 134.

²⁰ Blüher 1912.

²¹ Blüher 1962: 18.

Sinne, als generelles Fiasko des gesamten Unternehmens und Verabschieden der romantischen Träume von einer Lebensführung außerhalb der zivilisierten Ordnung. Es muss noch zum Schluss bemerkt werden, dass Berger auf seinem Weg nach Afrika einer echten, hervorragend organisierten männlichen Gesellschaft mit einem talentierten, um alle Mitglieder besorgten Führer – Paul Ekkehard – zufällig teilhaft wird, wegen seiner Blindheit erkennt er sie aber nicht als solche.

Den Entschluss nach Afrika aufzubrechen, sah Berger in erster Linie als einen Übergang „aus der Ordnung in das Ungeordnete“;²² wobei das Überschreiten einer imaginierten Linie zwischen dem Vorhaben und dessen Realisierung an dieser Stelle besonders aufschlussreich sein kann. Ein unverkennbarer Einfluss der Jugendbewegung liegt der nachgezeichneten Spannung zugrunde, welche übrigens in den zwanziger Jahren der politischen Publizistik Ernst Jüngers Pate stehen sollte. Hier findet seinen Nachklang das laut formulierte Postulat des Wandervogels, dass man nach einer Umsetzung sogar der banalsten Ansätze streben sollte, weil das den Charakter eines jungen Menschen präge. Der innere Kampf des pubertierenden Exotisten Berger wird in der Erzählung ironisiert, indem seine Unfähigkeit, selbst die einfachsten Schritte auf dem Weg zur Realisierung seiner Pläne zu tun, zur Schau gestellt wird. Eine elementare Unlust, die gemütliche Welt der Bücher und Träume zu verlassen, zeichnet sich ab, was trotz aller Kritik und des Überdresses an der erstarrten Umgebung den radikalen Vorgriff erschwert. Vor Berger werden Reize ausgebreitet, die eine geordnete Sphäre des Kleinbürgers anzubieten hat, welche im Antlitz einer tatsächlichen Gefahr deutlich an Attraktivität gewinnen. Die Schwäche des Jungen ist erst mittels einer Überlistung seiner selbst überwunden, indem ein Punkt angestrebt wird, von dem es kein Zurück mehr gibt. Im Manuskript der *Spiele* kommt es noch deutlicher zum Ausdruck, dass auch Berger auf eine äußere Hilfe angewiesen war, die in der Auslösung eines automatischen Prozesses bestand. Die jugendbewegte Motivation scheiterte an der Schwelle einer wirklichen Herausforderung:

Wenn man, des Springens ungewohnt, auf einem Sprungbrette steht, fühlt man sehr deutlich den Unterschied zwischen einem, der hinunter möchte und einem anderen, der sich dagegen sträubt. Wenn der Versuch sich selbst am Kragen zu nehmen und hinunterzuwerfen, mißglückt, stellt sich ein anderer Ausweg ein. Er besteht darin, daß man sich überlistet, indem man den Körper am äußersten Rande des Brettes solange ins Schwanken bringt, bis man sich plötzlich zum Absprunge gezwungen sieht.

Durch eine solche Störung des Gleichgewichts suchte auch ich mir zu Hilfe zu kommen oder, wenn man will, gegen mich anzugehen.

In der christlichen Sprache nennt man den Vorgang: Sich dem Bösen verschreiben, das heißt, beim Bösen eine Anleihe machen, durch die man sich den Anstoß zur Überwindung des toten Punktes schafft, und die, in immer kürzeren Abständen präsentiert, der Beengung eine automatische Beschleunigung verleiht.²³

²² Jünger 1936: 8.

²³ Ebd., S. 14.

Das ‚Automatische‘ des Bergerschen Entscheidungsprozesses wird im Text von 1936 noch mehrmals hervorgehoben, wobei solch disziplinierende Maßnahmen wie eine einwöchige Frist zur Umsetzung des Planes oder die Trennung von den Zahlungsmitteln nicht ausgespart bleiben.

Berger nennt sein Unterfangen eine ‚Wanderung‘, was verwundern mag, da er seine ersten Schritte direkt an die Bahn richtet, welche ihn weiter befördern soll. Der Zug, ein Sinnbild des Fortschritts im 19. Jahrhundert, ist also ein durchaus akzeptables Verkehrsmittel, um der Zivilisation zu entfliehen. Der sich denkbar modern fortbewegende Reisende ist jedoch mit einer penibel gesammelten Equipage ausgestattet, wie sie kein Wandervogel entbehren würde. In einen großen Rucksack passten neben einem Afrika-Buch noch Wäsche und ein weiter Regenmantel. Auch feste Schuhe wiesen auf eine vorsorgliche Vorbereitung hin. Der Umtausch einer Schülmütze gegen einen Wanderhut schließt das rituelle Umziehen ab, musste jedoch eher das Befremden der Mitreisenden hervorrufen als ein neues Freiheitsgefühl. Die weiteren Elemente der Inszenierung nehmen eindeutig groteske Züge an, zumal wenn man bedenkt, dass Berger nicht genau wissen sollte, in welche Richtung er fahren will und unfähig war, die Fahrpläne richtig zu deuten. Bereits an diesem Punkt entpuppte sich der jugendbewegte Eifer als eine kindische Illusion: „Was ich meine Vorbereitung nannte, bezog sich durchaus auf das andere, auf jene rätselhafte, schmerzliche und doch innige Verwirrung, die sich plötzlich wie ein Wirbel im stillen Wasser meiner bemächtigt hatte, und auf ihre Deutung als einen Ruf, der aus der Ferne kam“. ²⁴ Die Aktualität des Jugendbewegung-Diskurses in der Erzählung gewinnt seit der Ankunft Bergers in Trier ganz klare Konturen. Die Hauptfigur ergreift hier wiederum eine Reihe an Vorbereitungsmaßnahmen, welche dem Wandervogel Vorbild entsprechen. Die eingekauften Lebensmittel werden als ‚Proviant‘ bezeichnet, dazu kommt eine ‚Radfahrkarte der weiteren Umgebung von Trier‘, die einen ‚Marsch‘ in die westliche Richtung ermöglichen sollte. Diese Etappe der Reise wird also zu einer regelrechten ‚Wanderung‘ stilisiert, die charakteristischerweise Berger das erste Mal seit seinem Aufbruch in die freie Natur hinausführen sollte: „Der Marsch, der hügelab, hügelab durch eine mit Gehöften locker besäte Herbstlandschaft führte, munterte mich auf“. ²⁵

Die ‚Wanderung‘ Bergers bildet darüber hinaus einen Vorwand, auf einige Ansätze der Lebensreform einzugehen, über die der Junge während seines Marsches intensiv nachsinnt. Generell gehen seine Träume in dieser Hinsicht weit über die Überlegungen der Jugendbewegten hinaus und knüpfen an die wichtigsten Diskussionen über die Zukunft der Moderne, welche um die Jahrhundertwende nach den umfassenden Industrialisierungswellen geführt wurden, an. Das Utopische dieser Pläne wird gnadenlos ans Licht gebracht, indem der Wunsch Bergers

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd., S. 19–20.

laut wird, „jeder Einrichtung, die eine, wenn auch so entfernte Verbindung zur zivilisatorischen Ordnung besaß, aus dem Wege zu gehen“.²⁶ Um das Repertoire des Wandervogels zu ergänzen, entscheidet sich Berger, wenigstens die letzte Nacht vor seiner Anwerbung in die Fremdenlegion unterm freien Himmel, im Wald, bei einem Lagerfeuer zu verbringen, und dann noch vor dem Morgengrauen die deutsch-französische Grenze ‚bei Nacht und Nebel‘ zu passieren. Aber auch diese Wanderung wird unterbrochen, weil sich trotz aller sorgfältigen Vorbereitungen herausstellt, dass unser Wandervogel an das wichtigste, die Route, nicht gedacht hatte. Allem Anschein nach kennt er sich mit Geografie nicht allzu sehr aus, und auch das Lesen der Karte beherrscht er nicht besonders gut, denn eigentlich nur durch Zufall entdeckt er die Anwesenheit eines Staates, von dem er bisher noch nie gehört hatte. Er befindet sich nämlich nicht an der deutsch-französischen, sondern an der deutsch-luxemburgischen Grenze. Nach dieser erschütternden Erfahrung gibt er die Attitüde des Jugendbewegten auf, setzt seine Reise mit der Bahn fort und wirft sich wieder in die Arme der bürgerlichen Bequemlichkeit, indem er nun die Maske eines französischlernenden Austauschschülers tragen wird.

Noch einmal wird er versuchen auf Wanderschaft zu gehen. Diese – bereits von mir erwähnte – Episode endet mit dem Durchfall und einigen Tagen im Gefängnis, die eine endgültige Ernüchterung mit sich bringen, Berger aber das wahre Antlitz seiner durch die Phantasie gespeisten Vorhaben entblößen:

Auf der anderen Seite hatte die enge Einschließung den Vorteil, daß sie den praktischen Erwägungen förderlich war. Ich hatte vollauf Zeit, mich hier in meine Lage zu vertiefen, und mit schmerzlicher Deutlichkeit wurde mir das Absurde und eigentlich Lächerliche des ganzen Unternehmens klar. Ich beschloß, mich anders einzurichten, und vielleicht hätte ein Vierteljahr in diesem Loch größere Wunder gewirkt als alle Erziehungskünste, die man an mir erprobt hatte.²⁷

Im Augenblick der bitteren Desillusionierung über die eigenen Möglichkeiten recurriert Berger auf die Idee einer weitgehend vorteilhaften Wirkung selbst der schärfsten Disziplinierungsmaßnahmen, welche mit dem Einbüßen der Freiheit, Leibesertüchtigung und einem Verzicht auf die Bequemlichkeiten des gewöhnlichen Lebens einhergehen.

Eine alternative Jugendbewegung?

Man sollte sich nun die Frage nach dem Sinn der Jüngerschen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Jugendbewegung stellen. Die bissige Ironie, mit Hilfe derer sich der Autor der Attribute des jugendlichen Abenteurers auf dem Weg nach Afrika bedient, entsprang ganz bestimmt einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber den jugendlichen Organisationsformen überhaupt. Er erläutert

²⁶ Ebd., S. 22.

²⁷ Ebd., S. 182.

seine Vorbehalte der Nachkriegsjugendbewegung in dem oben erwähnten Brief an Ludwig Alwens:

Offen gestanden ist mir dieses ganze ethische Geseich, diese weichgebackene Problematik, dieses katzenjämmerliche Sich-Unverstanden-Fühlen, diese Pupertäts-Mondscheinschwärmeri und diese in das Gemüt verpflanzte Keimdrüsenkultur zum Kotzen. Allen diesen Leuten müßte einmal ein Schwärmer in den Arsch gesteckt und abgebrannt werden, damit sie springen lernen und schreien, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Alle diese Leute sind ja prächtige Kerle, wenn man ihnen die Stelzen unter den Beinen wegschlägt und ihnen beibringt, daß ein gesunder Fick etwas viel Anständigeres und Natürlicheres ist als diese amerikanische Kameradschaftlichkeit mit nordischen Nackt-Kultur-Ethos vermischt, das die Epidermis zu Leder gerbt. Dies ist eine Gesellschaft, die aus ihren weltanschaulichen und sexuellen Unzulänglichkeiten einen Moralkodex zusammenschustern möchte, und diesen kritiklosen Ansprüchen und tollen Überheblichkeiten muß einmal gründlich der Riegel vorgeschoben werden, indem man diesen Eichendorffschen Taugenichtsen in der dritten Verwässerung zeigt, wie etwa wirkliche Taugenichtse und Zugvögel aussehen und wie sich schäumender Most zu gebärden pflegt.

Hier haben Sie einen kleinen Ausschnitt meiner Privatmeinung, die meine wirklich private ist, d.h. sich nicht zum Vorlesen auf Ihrer Bundestagung eignen dürfte. [...] Wenn ich einmal offiziell Stellung nehme, lasse ich all dieses nur ganz milde durchklingen, denn es läßt sich kultiviert viel besser sagen, macht dann allerdings auch weniger Spaß.²⁸

Alwens gegenüber, der selber in den Reihen der Freischar Schill aktiv war, formulierte Jünger eine Diagnose der Nachkriegsgeneration, welche auch den Überlegungen seiner politischen Publizistik entspricht. Das Überbetonen der Sexualität und der damit verbundenen Angelegenheit der von allen Seiten problematisierten Pubertät, bedeutete für Jünger eine Sackgasse, die zum Verstellen tatsächlicher Aufgaben und einer weitgehenden Akzeptanz der Charakterschwäche führen musste. Der emotionale Angriff gegen das übertriebene Psychologisieren innerhalb der Jugendorganisationen war bestimmt auf die Ablehnung der ausländischen Einflüsse zurückzuführen, welche Jünger mit den USA und Skandinavien verband. Daneben zählten die Überheblichkeit und Arroganz der Jugendführer zu den Todsünden der „nicht gedienten“ Generation, der man wahre Vorbilder vor die Augen führen sollte.

Die Absicht, die Schwäche und Verlogenheit der Jugendbewegung der zwanziger Jahre ans Licht zu bringen, nahm für Ernst Jünger also eine ganz zentrale Stelle bei der beabsichtigten Literarisierung des Abenteurers seiner Jugend ein.

Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass Jünger stets an der Bedeutung der Jugendverbände festhielt, selbst wenn sich seine Kontakte zu den Jugendlichen der Weimarer Republik aufgrund der Generationsunterschiede allmählich auflockerten. Jünger geht davon aus, dass „im Leben ein gewisser Abschnitt unumgänglich sei, in dem man die Verhältnisse, in die man hineingeboren ist, als abgestanden und verstaubt empfindet, und in denen man in seinen Vätern und Erziehern die natürlichen Feinde erblickt“²⁹ und deshalb scheint es ihm wichtig, die besonderen jugendlichen Triebe institutionell zu kanalisieren. Wie die vorhande-

²⁸ Jünger 1928, zit. nach: Żarska 2020: 9f.

²⁹ Jünger 1936: 223.

nen Jugendorganisationen diese Rolle erfüllen, zu wem sie den jungen Menschen formen – das sind Fragen, die ihn stets beschäftigen werden. Allerdings unterscheiden sich seine diesbezüglichen Vorschläge, seine Lösungen aus der Zeit der Weimarer Republik, von denen, die nach der Machtergreifung – also in den 1936 publizierten *Afrikanischen Spielen* – formuliert oder angedeutet werden.

Ein beredtes Zeugnis Jüngerschen Interesses an der Jugendproblematik legt sein Engagement in der Redaktion von zwei nationalistischen Zeitschriften ab, die sich primär an das Jugendpublikum richteten: „Jünger wird nun gemeinsam mit Werner Lass Herausgeber zunächst von *Der Vormarsch. Blätter der nationalistischen Jugend* (Oktober 1927–März 1928), einer ebenfalls von Erhardt geförderten Zeitschrift, dann von *Die Kommenden. Überbündische Wochenschrift deutscher Jugend* (Januar 1930–Juni 1931)“.³⁰ Darüber hinaus publizierte der Autor des *Arbeiters* auch weitere Beiträge in zahlreichen kleineren Jugendzeitschriften, von denen der Beitrag *Die Jugendbewegung der Tat* hervorzuheben wäre, welcher die Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Wandervogels weitgehend ankündigt und auch mit dem bereits erwähnten Brief an Ludwig Alvens im Zusammenhang steht. Dem Leser des Beitrages fällt die Radikalität der Diagnose über den Zustand der Nachkriegsgeneration auf, welche vor allem die soldatischen Tugenden verloren haben soll und der westlichen Zersetzungsarbeit wehrlos ausgeliefert sei. Allgemeine Blasiertheit, der fehlende Charakter und die falsch verstandene Romantik, welche einen verkehrten Kultus der Pubertät impliziert, charakterisieren nach Jünger die Adepten der Jugendbewegung in der Weimarer Republik. Somit wird im benannten Artikel diejenige Spannung nachgezeichnet, welche in der Schilderung der Afrikaflucht eine so prominente Stellung nimmt, nämlich die verhängnisvolle Diskrepanz zwischen den Worten und den Taten. Die von Jünger angebotenen Gegenmaßnahmen beziehen sich vordergründig auf die Mitgliedschaft in dem Bund der „Artamanen“,³¹ was präzise in seine Ideenwelt aus der Zeit der politischen Publizistik passt. „Artamanen, das heißt Hüter der Scholle, und ist ein stolzes, altes Wort. Aber Worte sind Schall und Rauch, wenn nicht die Tat dahinter steht“.³² Der angeführte Spruch scheint den Schlüssel zum Verständnis Jüngerscher Ansätze in Bezug auf die Jugendproblematik zu beinhalten. Er verpönt jede Art theoretisches Gerede und setzt an dessen Stelle die unmittelbare Erfahrung, welche in einem möglichst konkreten und lebensnahen Rahmen stattfinden soll. Eine andere Art der ‚männlichen Abhärtung‘ wird hier vorgeschlagen,

³⁰ Martus 2001: 49.

³¹ Man darf dabei die virulente Rolle der „Artamanen“ in der Spätphase der Weimarer Republik nicht verschweigen, die wesentlich zum Aufbau der Hitlerjugend beigetragen haben. Vgl. Jünger 2001: 248. Das wirkliche Anliegen Jüngers der Schönrede der Jugendbewegung ein Ende zu setzen wird in diesem Zusammenhang auch durch den Charakter der Artamanen-Bewegung bekräftigt, welche fern von den ansonsten die Umwälzungen der Moderne grundsätzlich akzeptierenden Neuen Nationalisten stand.

³² Jünger 2001: 248.

eine die sich von ausgedehnter Wanderschaft und dem Übernachten im Zelt weitgehend unterscheidet, die auch mit dem mysteriösen ‚sich dem Bösen Verschreiben‘ nichts zu tun hat. Um den ‚inneren Schweinehund zu überwinden, Körper und Charakter zu beherrschen in scharfer männlicher Zucht‘³³ greift man zu viel einfacheren, offensichtlichen Mitteln: der unverzichtbare Wert der Arbeit wird hier nämlich hervorgehoben, welche als die einzige Bewährungsprobe dem Fronteinsatz gleichzusetzen sei: ‚Wie versucht denn nun diese Jugend die Scholle zu hüten? [...] dadurch, daß sie auf Wanderungen ein ursprüngliches Leben zu führen und so sich dem Lande zu nähern sucht? ›Nein, sondern indem sie hingeht, und sich als Landarbeiter verdingt‹.³⁴ Nach der gemeinsam ‚gründlich, nüchtern und tüchtig‘ geleisteten Arbeit, soll sich die Jugend am Abend beim geselligen Singen, Lesen oder Diskutieren zusammenschließen.

Ein lediglich drei Monate zuvor verfasster Beitrag Jüngers in der *Standardte* nimmt die Probleme der Jugendbewegung noch schärfer ins Auge. Ohne auf die von Jünger penibel erörterten Angelegenheiten der ersten und zweiten Realität hier einzugehen, die Hand in Hand mit der Kritik der romantischen Haltung geht, muss auf die Aufforderung zum jugendlichen Enthusiasmus hingewiesen werden: ‚Nicht eine romantische Haltung brauchen wir, die sich jenseits des Begrenzten an den idealen Maßstäben des Absoluten zu klären sucht, sondern Feuer und Blut, Sturm und Drang. Das steht der Jugend an‘.³⁵ Kennzeichnend ist dabei die sprachliche Besetzung des Positiven in der Jüngerschen Aussage, welche Assoziation mit dem Titel eines seiner Kriegsbücher³⁶ erzeugen muss und darüber hinaus den Namen einer literarischen Epoche heraufbeschwört, welche sich durch einen eminenten Jugendkult auszeichnete. Die Entschiedenheit der Stürmer und Dränger bei der Bekämpfung des Absolutismus und ihr Glaube an eine bessere, gerechtere Welt sollte den Jugendbewegten ein Vorbild sein, wobei die von Jünger erzeugte Spannung zwischen der Romantik und dem Sturm und Drang sicherlich einer gesonderten Betrachtung verdiente. Darüber hinaus bringt der Artikel eine Bestätigung der Tendenz, mit dem Hauptakzent auf die Vorbereitung zum Leben im Kollektiv und die körperliche sowie geistige Bereitschaft; die Verantwortung zu übernehmen:

Darum schafft uns keine Problematiker, mit denen man beim Tee angeregte Nächte verplaudern kann, sondern Zwanzigjährigen, denen auf Euren Fahrten Sinne und Glieder lebendig geworden sind, und die durch Euere Gemeinschaften in einem männlichen, tapferen und deutschen Elemente erwachsen sind.³⁷

³³ Ebd., S. 246.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., S. 207.

³⁶ Vgl. Jünger 1925.

³⁷ Jünger 2001: 207.

In den *Afrikanischen Spielen* – die unter den Bedingungen des Dritten Reiches geschrieben wurden – scheint er von dem kollektiven Geist Abstand zu nehmen. Im Nachwort zu der Erzählung offenbart Jünger, dass er in diesem Sinne die Urfassung umgestaltet hatte: „Die erste Fassung dieser Spiele zeichnete sich von der vorliegenden durch eine stärkere Lösung aus, in der der gute Paul Ekkehard mit seiner Bande den Ausschlag gab. Es gibt jedoch Unternehmungen, denen der Misserfolg das einzig angemessene ist“.³⁸ Der nach innen emigrierte Jünger begnügt sich damit, der Jugend nun geheime Männer-Gesellschaften schmackhaft zu machen, die sich aus kritisch denkenden und die Narrenfreiheit genießenden, innerlich autonomen Geistern rekrutieren. Empfohlen wird nämlich eine andere Art männlicher Abhärtung: eine solche, die das tapfere Leben ‚inmitten einer Feuerlandschaft‘ möglich macht.

Literatur

- Berggötz, Sven Olaf (2001): *Zwei Wege. Ernst Jüngers politischer Diskurs mit Ludwig Alwens*. In: Les Carnets Ernst Jünger. Revue du Centre de Recherche et de Documentation Ernst Jünger 6, S. 147–166.
- Blüher, Hans (1912): *Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung*, Teil 1: *Heimat und Aufgang*, Teil 2: *Blüte und Niedergang*. Berlin-Tempelhof, Teil 3: *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen*. Berlin-Tempelhof.
- Blüher, Hans (1962): *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*. Neuausgabe. Stuttgart.
- Jünger, Ernst (1925): *Feuer und Blut. Ausschnitt aus einer großen Schlacht*. Magdeburg.
- Jünger, Ernst (1926): *Die Jugendbewegung der Tat*. In: *Der Jungdeutsche*, 27. August.
- Jünger, Ernst (1936): *Afrikanische Spiele*. Hamburg.
- Jünger, Ernst (2001): *Politische Publizistik 1919–1933*, hrsg. von Sven Olaf Berggötz. Stuttgart.
- Jünger, Ernst (SW) (1978–2011): *Sämtliche Werke*, Bd. 11: *Annäherungen. Drogen und Rausch*, Bd. 22: *Späte Arbeiten. Verstreutes. Aus dem Nachlass*. Stuttgart.
- Kiesel, Helmuth (2007): *Ernst Jünger. Die Biographie*. München.
- Knoll, Joachim / Schoeps, Julius (Hrsg.) (1988): *Typisch deutsch? Die Jugendbewegung: zu einer Phänomengeschichte*. Opladen.
- Köhn, Eckhardt (2017): *Warten auf ein ‚leitendes Wort‘. Zur Wirkungsgeschichte von Ernst Jüngers Erzählung Afrikanische Spiele*. In: *Jünger Debatte* 1, S. 28–40.
- Kunicki, Wojciech (1995): *Rewolucja i regres. Radykalizm wczesnej twórczości Ernsta Jüngera*. Wrocław.
- Martus, Steffen (2001): *Ernst Jünger*. Stuttgart.
- Linse, Ulrich (2001): *Der Wandervogel*. In: Etienne, François / Schulze, Hagen (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. III. München. S. 531–548.
- Nevin, Thomas (1996): *Ernst Jünger and Germany. Into the Abyss, 1914–1945*. Durham.
- Rohkrämer, Thomas (1999): *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933*. Paderborn.
- Schmidt, Ina (2013): *Ernst Jünger. Vom Wandervogel zum Waldgänger*. In: Stambolis, Barbara (Hrsg.): *Jugendbewegt geprägt. Essays zu autobiographischen Texten von Werner Heisenberg, Robert Jungk und vielen anderen*. Göttingen. S. 381–385.

³⁸ Jünger 1936: 221f.

Schwilk, Heimo (1988): *Ernst Jünger. Leben und Werk in Bildern und Texten*. Stuttgart.

Schwilk, Heimo (2007): *Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben*. München.

Ziemer, Gerhard / Wolf, Hans (1961): *Wandervogel und freideutsche Jugend*. Bad Godelsberg.

Źarska, Natalia (2020): *Die Rezeption der Romantik in den Afrikanischen Spielen Ernst Jüngers*.
Leipzig.

Tomasz Małyszczek

ORCID: 0000-0002-7974-5704

Universität Wrocław, Wrocław

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.5>

Pu der Bär und Harry Rowohlt

Abstracts

Im Jahre 1987 übersetzte Harry Rowohlt Alan Alexander Milnes Kinderbuch *Pu der Bär* (1926). Der vorliegende Text zeigt die Geschichte seines Umgangs mit Milnes Buch, das zuerst eine Kindheitslektüre war, dann eine Aufgabe des Übersetzers und schließlich ein Beitrag zur Entstehung der Kolumne *Pooh's Corner* in der Zeitung „Die Zeit“ und einiger Briefe wurde. Die Literarisierung und Projektion des Pu-Motivs auf Rowohlts Texte sind Hauptthemen des vorliegenden Artikels. Des Weiteren wird die Beschreibung der Vater-Sohn-Beziehung in den Familien Rowohlt und Milne, in Harry Rowohlts Feuilletons und in seinen Briefen analysiert. Bei den Letztgenannten handelt es sich vor allem um Rowohlts Text *Pu im Hundertsechzig-Morgen-Wald* (1996) aus der Zeitung „Die Zeit“, drei 1990 publizierte Briefe an Christopher Robin Milne und seinen Briefwechsel mit verschiedenen Pu-Liebhabern. Sieht man von Harry Rowohlts Bilderbüchern ab, die er zusammen mit Rudi Hurzlmeier, Hans Zippert, Peter Schössow oder Frank Schulz verfasst hat, geht es vorrangig um autobiographische Texte, die auf das schreibende Subjekt sehr tief eingehen. Das Pu-Motiv ist also eine Komponente der Rowohltschen Selbstdarstellung und wird in dem vorliegenden Beitrag vor allem als ein fester Bestandteil seiner literarischen und journalistischen Argumentationsästhetik betrachtet.

Schlüsselwörter: *Pu der Bär*, *Pooh's Corner*, Übersetzung, Autobiographie, Rowohlt, Milne

Winnie-the-Pooh and Harry Rowohlt

Harry Rowohlt translated Alan Alexander Milne's children's book *Winnie-the-Pooh* (1926) in 1987. The article shows the story of his work with Milne's text, which was a story he first read in his childhood, of his task as the translator of the book, and finally of his input in the „Die Zeit“ column *Pooh's Corner* as well as a few letters. The presence of the Winnie-the-Pooh's as a motif in Rowohlt's texts as literature and projection is the main subject of this article. The connection between father and son in Milne's and Rowohlt's families will be analysed in the context of citations from Rowohlt's columns and letters. The present text describes primarily Rowohlt's „Die Zeit“ column from 1996, three letters to Christopher Robin Milne from 1990, and the correspondence with

a few Winnie-the-Pooh fans. Apart from Rowohlt's picture books, which he wrote together with Rudi Hurlzmeier, Hans Zippert, Peter Schössow, or Frank Schulz, the article focuses mostly on his autobiographical texts, which go rather deep into the writing subject. The Pooh motif is thus a component of Rowohlt's self-portrayal and should above all be viewed as an integral part of his literary and journalistic argumentation aesthetics.

Keywords: *Winnie-the-Pooh*, *Pooh's Corner*, translation, autobiography, Rowohlt, Milne

Tomasz Małyszek, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: tomasz.malyszek@uwr.edu.pl.

Received: 20.09.2021, accepted: 20.04.2022

Einleitung¹

Die Geschichte der deutschen *Pu der Bär*-Übersetzung reicht bis ins Jahr 1928 zurück, als im Verlag Williams & Co. in Berlin Band 1 der ersten Fassung von E.L. Schiffer erschienen ist. Im Jahre 1954 wurde Band 2 *Wiedersehen mit Pu* im Verlag Dressler in der Übersetzung von Ursula Lehrburger veröffentlicht. Harry Rowohlts *Pu der Bär*-Übertragung von 1987 war nicht die letzte Episode in dieser Geschichte. Im Jahre 2009 erschien noch ein Folgeband von David Benedictus *Pu der Bär – Rückkehr in den Hundertsechzig-Morgen-Wald*, auch in Rowohlts Übersetzung.

Für Harry Rowohlt ging es in der Auseinandersetzung mit der *Pu*-Geschichte nicht nur um eine Übersetzungsaufgabe, sondern auch um eine Projektion der Motive und der Kontexte von A.A. Milnes Werk – *Pu der Bär* (1926) auf seine Feuilletonartikel in der „Zeit“ und auf die Briefe, die er fast bis ans Ende seines Lebens schrieb. „Der Große Bär“ war Rowohlts Beiname, der von seinen Freunden und auch in der Presse verwendet wurde. Das *Pu*-Motiv diente ihm als eine Komponente der Selbstdarstellung und sollte dementsprechend vor allem als ein fester Bestandteil seiner literarischen und journalistischen Argumentationsästhetik erörtert werden.

Viele private Probleme der Familie Milne erscheinen in Rowohlts Texten, weil er in seiner Arbeit als Übersetzer – sofern möglich – Kontakte mit den Autoren der Originaltexte pflegte. Manchmal handelte es sich sogar um mehrere Familienmitglieder. An Christopher Robin Milne, den Sohn des Autors von *Pu der Bär*, wendete sich Harry Rowohlt zum ersten Mal am 26. Juli 1990, zum letzten Mal am 25. Oktober 1990. Seine drei Briefe wurden im ersten Band der Briefsammlung *Der Kampf geht weiter! Nicht weggeschmissene Briefe I* (2005)

¹ Im Jahre 2021 ist meine Monographie *Harry Rowohlt i Caspar von Schrenck-Notzing. Zderzenie dwóch narracji o Niemcach po 1945 roku [Harry Rowohlt und Caspar von Schrenck-Notzing. Zwei Geschichten über die Deutschen]* (Kraków 2021) erschienen. Da es bisher grundsätzlich keine wissenschaftlichen Aufsätze auf Deutsch über Harry Rowohlt gibt, soll dieser Text einer der ersten Beiträge dazu werden. Der vorliegende Text ist teils eine Synthese übersetzter Ausschnitte und teils eine erweiterte Verarbeitung einiger Leitmotive aus der oben erwähnten Monographie.

veröffentlicht. „Der Antwortbrief von Christopher Milne durfte darin jedoch aus rechtlichen Gründen nicht im Wortlaut abgedruckt werden“.² Über A.A. Milne schrieb Rowohlt noch in zwei Briefen, und zwar am 13.11.2013 an Michaela Karl über „die alberne Kindersprache, die bei Milne gar nicht vorkommt“,³ und am 14.2.2014 an Daniel Kampa über die Essays von A.A. Milne, die Rowohlt nicht ins Englische übersetzen wollte.⁴

In Rowohlts Feuilletonartikeln *Pooh's Corner* tritt Christopher Milne nur einmal im Jahre 1996 auf. Über A.A. Milne schreibt er im Aufsatz *Who is Pooh. Auf Bärenfang in Sussex*⁵ und erzählt von ihm noch einmal im Interview „*Als wäre Milne über ihn gekommen*“, das ursprünglich am 12. Januar 2009 bei *DeutschlandRadio Kultur* ausgestrahlt wurde.⁶ Auch ohne diesen biographischen Hintergrund gibt es zahlreiche Anlehnungen an das Pu-Motiv in Rowohlts Texten, in denen er nicht Gegenstand literarischer Reflexion ist, sondern dazu dient, sich sowohl an die eigene Erziehung und Umerziehung zu erinnern, als auch die Welt allgemein kritisch zu betrachten. Aus diesem Grund steht im Folgenden nicht die Übersetzung im Vordergrund, sondern die Bedeutung der Pu-Geschichte in feuilletonistischen und autobiographischen Texten Rowohlts, was bislang noch nicht wissenschaftlich untersucht wurde.

1. Auf dem Weg zu *Pu der Bär*

Harry Rowohlt, eigentlich Harry Rupp, wurde am 27. März 1945 in Hamburg geboren. Im Buchinterview *In-Schlucken-zwei-Spechte* (2002) erzählt der Rezitator, Übersetzer, Kolumnist, Schauspieler, Vortragskünstler und Schriftsteller aus seinem Leben, das während der Bombardierungen Hamburgs seitens der Alliierten begann: „Ich wurde in der Hochallee 1 in Hamburg 13 geboren. Im Luftschutzkeller, als Zehn-Monats-Kind“.⁷ Seine Mutter Maria Pierenkämper verdiente sich ihren Lebensunterhalt als Schauspielerin. Nach drei gescheiterten Ehen stürzte sie sich nach dem Krieg in eine neue Beziehung mit dem Verleger Ernst Rowohlt und so traten sie und ihr Kind in Kontakt mit der angelsächsischen Literatur, die damals im Rowohlt Verlag erschien.

Rowohlt schrieb in *Ru(h)m für Bären & Poeten*, wie er schon als ein vierjähriges Kind lesen lernte, als seine Mutter ihm das Buch *Pu der Bär* gab: „Kinderbücher, die mich prägten? Gehen wir mal für die Dauer dieses Beitrags davon aus, dass ich geprägt wäre –: Doch, doch. *Pu der Bär*, das schönste Kinderbuch der

² Rowohlt 2017: 180.

³ Rowohlt 2016: 204.

⁴ Ebd., S. 332.

⁵ Rowohlt 2009/2015a: 20–34.

⁶ Rowohlt 2010: 227–232.

⁷ Rowohlt, Sotscheck 2009: 14.

Welt, das schönste *Buch* der Welt, das hat mich durchaus geprägt“.⁸ Damit begann auch seine Vorliebe für das Englische: „Nun konnte ich also lesen und machte die zweite wichtige Entdeckung: Es hieß *Pu. Der. Bär* und nicht *Puderbär*. Das ging ja noch, aber außerdem entdeckte ich, dass auf Englisch alles anders geschrieben als gesprochen wird“.⁹

Dieses Kindheitserlebnis beeinflusste sein späteres Schicksal. Bereits als Erwachsener übersetzte Harry Rowohlt englische und amerikanische Literatur. Er war auch von 1989 bis 2013 für die „Zeit“-Kolumne *Pooh's Corner* verantwortlich, die durch sein früheres Interesse an A.A. Milnes Text stimuliert wurde. In der „Zeit“ kommentierte er außerdem verschiedene Kulturereignisse, er rezensierte Filme und Bücher, aber in Wirklichkeit diente *Pooh's Corner* von Anfang an als Erweiterung der in Rowohlts Briefen und Interviews enthaltenen Überlegungen und Interviews. Für viele Leser waren seine Kommentare und Parenthesen in der Kolumne am wichtigsten. Ihr Autor schöpfte eifrig aus der Lebensphilosophie, die in A.A. Milnes *Pu der Bär* im Gespräch zwischen Robin und Winnie-dem-Pu am besten ausgedrückt wurde:

„Wie wär's mit einer Geschichte?“, sagte ich.

„Könntest du bitte so lieb und nett sein, Winnie-dem-Pu eine zu erzählen?“

„Ich glaube, das könnte ich“, sagte ich. „Welche Sorte von Geschichten mag er denn?“

„Über sich selbst. Denn *diese* Sorte von Bär ist er“.¹⁰

In *Pooh's Corner* wies Harry Rowohlt auf die entscheidende Rolle von Ernst Rowohlt in seiner Weiterbildung hin:

Inzwischen hatte ich auch meinen Vater Ernst kennengelernt. Der war erst mal entsetzt gewesen, weil ich nie „Scheiße“ sagte, und zwar nicht aus Gesittung, sondern weil ich das Wort noch nie gehört hatte. In einem crash course brachte er mir also ScheißePisseKackeArsch bei, und zu Tante Renate, der Kindergärtnerin, die mich entsetzt fragte, woher ich denn solche schrecklichen Wörter wisse, sagte ich stolz: „Von meinem Vater“. Außerdem brachte er mir *richtige* Kinderbücher mit: Eigentlich alles, was von Walter Trier illustriert worden war; wenn ich es recht bedenke, kein schlechtes Auswahlkriterium, nämlich Erich Kästner und Mark Twain und so.¹¹

Von besonderer Bedeutung war die neue Position solcher Klassiker wie Twain aus dem angelsächsischen Raum in der deutschen Kulturlandschaft. Sie hing mit dem damaligen Umerziehungsprogramm in Westdeutschland zusammen, das der Kinder- und Jugendliteratur eine wichtige Rolle zuschrieb, wozu auch *Pu der Bär* gehörte.

Eine Zäsur in Harry Rowohlts Leben war das Jahr 1953, in dem das gemeinsame Leben seiner neuen Familie startete. Schon damals war er zwischen seiner Faszination für den Kommunismus und der amerikanischen Kultur hin- und hergerissen, worüber er in *Pooh's Corner* schrieb:

⁸ Rowohlt 2009/2015a: 301.

⁹ Ebd., S. 304.

¹⁰ Milne 2007: 16.

¹¹ Rowohlt 2009/2015a: 306.

Als ich acht Jahre alt war, zogen meine Eltern zusammen, und nun waren Bücher sowieso kein Thema mehr für mich, weil immer irgendein ganzes Haus voll davon war; nur leider hatte das den Nachteil, dass ich ziemlich bald Kommunist wurde. Damals passierte das, glaube ich, zwangsläufig, wenn man viel las, und daran konnten auch die *Reader's Digests* nichts ändern, denn, und das war das Conundrum, ein treuer und aufrichtiger Freund des amerikanischen Volkes war ich sowieso geblieben, was man daran merkte, dass ich bei »*Ami go home*« nicht krautmäßig „*go home*“ sang, sondern „*geau heaum*“, ebenso, wie wir Amerikaner das ebenso tun.¹²

So erklärte er seine Sympathie für die USA und gleichzeitig für den Kommunismus.

Harry Rowohlts Entwicklungsweg zu einem deutschen Bürger im Geiste der Amerikanisierung führte über seine Ausbildung im Rahmen der Montessori Pädagogik und die berufsbedingte positive Einstellung der Familie Rowohlt zu Amerika bis zur Bekanntschaft mit dem ersten Lektor bei der Neugründung des Rowohlt Verlags (1945–1952) und Sachbuchautor C.W. Ceram (eigentlich Kurt Marek), der Bestseller wie *Der erste Amerikaner. Die Entdeckung der indianischen Kulturen in Nordamerika* (1972) geschrieben hat. Anders als die gesamte ältere Generation der Deutschen brauchte Rowohlt keine Umerziehung, um sich zu verändern, weil er dafür zu jung war, sondern eine umfassende Erziehung, um sich zu entwickeln. In seinem Fall vermischten sich Erfahrungen aus verschiedenen Bildungseinrichtungen mit der Erziehungsmethode seines Vaters. Die Spuren davon konnte man noch viel später in Rowohlts Briefen finden, zum Beispiel im Brief vom 24. September 1974 an Dan McCall, einen amerikanischen Autor, dessen Buch *Jack der Bär* (1974, die deutsche Ausgabe 1975) Rowohlt übersetzte, oder im Brief vom 30.10.1974, in dem er an den Autor schrieb, dass der vom deutschen Verlag vorgeschlagene Untertitel *Geschichte einer amerikanischen Familie* „unmöglich“ sei.

In McCalls Roman war der Vater (die „Dad“-Figur) ein infantiler und „abgewrackter Fernsehclown“, von dem sich Jack befreien wollte. Seine Rebellion gegen die verlorene Autorität des Vaters entsprach dem Geist der Umerziehung, die den Deutschen nach dem Krieg von den Amerikanern verordnet wurde. Obwohl Rowohlt den Untertitel ablehnte, entdeckte er „eine schöne Parallele“ zwischen sich selbst und Jack.¹³ McCalls Antigeschichte einer typisch amerikanischen Familie zeigte ihren Untergang. Da die Deutschen als „eine Kolonie“ der Amerikaner sogar eine Europäische Rodeo Association haben mussten, sollten sie mit Hilfe dieses Stoffs ihre eigene Geschichte meistern, die auch Rowohlts Geschichte ähnlich war.

Die erste Lektüre von Harry Rowohlt *Pu der Bär* passte zum Kontext der internationalen Aktivitäten des Rowohlt Verlags und seines Besitzers, der in dem kleinen Harry das Interesse an angelsächsischer Kultur anzuregen wusste. Im Familienverlag wurden gleich nach dem Zweiten Weltkrieg Bücher im Format von Zeitungen gedruckt, die „Rowohlts Rotations Romane“ (rororo) genannt wur-

¹² Ebd., S. 307.

¹³ Vgl. Rowohlt 2017: 77.

den.¹⁴ Diese Verlagspraxis ermöglichte Ernst Rowohlt einen schnellen Verkauf von Millionen von Buchexemplaren. Er popularisierte die bekanntesten Werke von Albert Camus, Jean-Paul Sartre, Ernest Hemingway, Graham Green und von anderen, die bisher in Deutschland selten oder gar nicht publiziert worden waren. „Der Rowohlt Verlag holte die amerikanische Literatur nach Deutschland“.¹⁵ Diese geistige Stimmung im Verlag und zu Hause inspirierte auch den kleinen Harry.

Nach dem Abschluss des beruflichen Praktikums im Familienunternehmen wollte Rowohlt zwar keinesfalls im Verlag seines Vaters arbeiten, aber er plante auch nicht, die Branche ganz zu verlassen. Davon zeugte eine Reise nach Paris zu Edmond Lutrand mit seiner Ehefrau Ulla. Die Kosten des Französischkurses in der École Berlitz und einer Amerikareise wurden vom Familienunternehmen übernommen: „Der Rowohlt Verlag hat uns als Hochzeitsgeschenk die Schiffs-passage auf der »Bremen« gezahlt“.¹⁶ In New York begann Rowohlt die Arbeit als Praktikant bei der Grove Press, was ihn sehr freute: „weil kein Schwein in ganz New York jemals den Namen Rowohlt gehört hatte und [man] mich nicht fragte, ob ich etwas mit dem Rowohlt Verlag zu tun hätte“.¹⁷

In Amerika engagierte sich Harry Rowohlt für die deutsche Kultur, wobei er auf ihre Erneuerung und Liberalisierung ganz im Geiste der Umerziehung und Verwestlichung pochte. Besonders auffallend war sein Brief vom 2. November 1969, in dem er die WEVD Radio Station in New York für ihr Programm heftig kritisierte. Die Station sendete nämlich deutsche Volkslieder und Harry Rowohlt charakterisierte sie als Texte, die von der Romantik „verfälscht“ wurden. Das konnte seiner Meinung nach die deutsch-amerikanische Jugend abschrecken und „die primitivsten antideutschen Vorurteile“ zementieren. Rowohlt wollte u. a. darauf hinweisen, dass das „Neue Deutschland“ – im Gegensatz zu dem amerikanischen Yorkville – an Konservatismus verloren hatte. Aus diesem Grund brauchte die Radio Station nicht mehr „wilhelminisch“ oder „adolfisch“ zu sein.¹⁸

Nach seiner Rückkehr aus den USA im Jahre 1971 entschied sich Rowohlt für die Karriere eines freiberuflichen Übersetzers aus dem Englischen. In den 1970er Jahren begann er auch als Rezitator zu arbeiten und übersetzte *Der Wind in den Weiden* (*The Wind in the Willows*, 1908) von Kenneth Grahame. (A.A. Milne dramatisierte den Roman unter dem Titel *Toad of Toadhall*. Die Uraufführung fand im Jahre 1927 statt.) Der wichtigste Grund für Rowohlts Entscheidung war seine erfolgreiche Übersetzung des Romans *Die grüne Wolke* (1938, deutsche Ausgabe 1971) von Alexander Sutherland Neill. Auch im Buchinterview *In Schlucken-zwei-Spechte* wies Rowohlt eben auf diese Geschichte hin: „Was sind deine Lieblings-

¹⁴ Janzin, Güntner 2007: 420.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 401.

¹⁶ Rowohlt, Sotscheck 2009: 94.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Vgl. Rowohlt 2017: 45.

bücher, die du übersetzt hast? Zuerst Flann O’Brien“.¹⁹ Die Begründung hing mit der Vater-Sohn-Beziehung zusammen: „Das erste Buch, das ich übersetzt habe, war »Die Grüne Wolke« von Alexander Sutherland Neill, dem Erfinder der anti-autoritären Erziehung“. ²⁰ Der allererste Grund der Umerziehung der Deutschen war in der Nachkriegszeit die Befreiung von den alten Autoritäten, unter denen die kompromittierte Vaterfigur die wichtigste Rolle spielte. Die Romane des irländischen Schriftstellers und zugleich britischen Pädagogen Alexander Sutherland Neill vermittelten solche Geschichten, in denen die neue Generation der deutschen Jugend den Protest gegen die „schuldigen“ Väter auch im Kontext ihrer Heimat finden konnte.

In Rowohlts Kindheit spielte Milnes *Pu der Bär* eine ähnliche Rolle, aber erst später, als er sich als Übersetzer durchsetzen konnte und die Relation zwischen Alan Alexander Milne und Christopher Robin Milne erkannte. Milnes Buch besteht aus vielen grotesken und ironischen Elementen, die wegen der Doppelkodierung des Textes eigentlich nur von reifen Lesern vollständig erkannt und dekodiert werden können. Rowohlt dekodierte die Pu-der-Bär-Figur zweimal – als Kind und dann als Erwachsener.

2. *Pu der Bär* und Rowohlts Übersetzung

Harry Rowohlts Neuübersetzung von *Pu der Bär* erschien im Jahre 1987. Im Vergleich zu der Übertragung von E.L. Schiffer von 1928 musste sein Text erfrischend wirken, da Rowohlt die deutsche Fassung von Anfang an sehr persönlich behandelte. Parallel kam *Pu der Bär* als Hörbuch auf den Markt, mit Rowohlts bekannter, brummiger Stimme. Emer O’Sullivan weist im Aufsatz *Winnie-the-Pooh und der erwachsene Leser: die Mehrfachadressiertheit eines kinderliterarischen Textes im Übersetzungsvergleich* (1994) auf den Hauptunterschied zwischen der alten und der neuen Fassung des deutschen *Pu der Bär*-Märchens hin:

Wenn man von der Reaktion von Teilnehmern an Lesungen aus seinen Übersetzungen Schlüsse ziehen könnte, wäre man geneigt zu glauben, dieser Pu spräche Erwachsene stärker an. Bei einer Lesung in Frankfurts Literaturhaus Ende 1991 waren es die Erwachsenen, die die Mehrzahl der Teilnehmer ausmachten (darunter auch viele, die nicht meinten, Kinder als „Vorwand“ mitnehmen zu müssen). Dies hängt sicherlich auch mit der Person Rowohlts zusammen, eines Übersetzers mit gutem „Riecher“ für „kulturverdächtige“ Bücher (wie die von Flann O’Brien), der Pooh schon vor Jahren mit seiner Kolumne „Pooh’s Corner“ in der Zeit in Deutschland in den „Erwachsenendiskurs“ eingeführt hat.²¹

In Anlehnung an O’Sullivan vergleicht Gillian Lathey dieselbe Passage der Pu-Geschichte in zwei Übersetzungen. Die erste stammt von E.L. Schiffer: “Eule

¹⁹ Rowohlt, Sotscheck 2009: 117.

²⁰ Ebd., S. 106.

²¹ O’Sullivan 1994: 134.

lebte in den Kastanien in einem alten, schönen Palast, der prächtiger war als alles, was der Bär je gesehen hatte, denn vor der Tür hingen ein Klopfer und ein Klingelzug (Milne 1926; *Pu der Bär*, trans. E.L. Schiffer, 1928: 65, zit. Nach Sullivan, S. 17)²². Demgegenüber heißt es bei Rowohlt: „Eule wohnte an einer Adresse namens ‚Zu den Kastanien‘, einem Landsitz von großem Zauber, wie man ihn aus der Alten Welt kennt, und diese Adresse war großartiger als alle anderen; zumindest käme es dem Bären so vor, denn sie hatte *sowohl* einen Türklopfer *als auch* einen Klingelzug (Milne, 1926; *Pu der Bär*, trans. Harry Rowohlt, 1987: 54, zit. Nach Sullivan, S. 17)²³. Dazu schreibt Lathey vergleichend: „Schiffer lässt sowohl die Parodie der Immobilienmakler-Übertreibung in der ‚alten Welt mit großem Charme“ weg als auch die Anspielung auf die britische Gewohnheit, Häuser im Klischee „The Chestnuts“ zu benennen, die beide wahrscheinlich von erwachsenen Lesern geschätzt werden.

Glücklicherweise setzt Rowohlt in der späteren Übersetzung die kursive Hervorhebung wieder ein und lässt, wie O’Sullivan es formuliert, dem deutschen erwachsenen Leser mehr zum Schmunzeln. Im Gegensatz zu Schiffer kümmert sich Rowohlt sowohl um kindliche als auch um erwachsene Leser²⁴. Es handelt sich um die kursiv geschriebene Konjunktion „*both... and*“. In seiner Übersetzung knüpft Rowohlt an die viktorianische Zeit an, in der viele Kinderbücher in England gern von Erwachsenen gelesen wurden. Die Mehrdeutigkeit zahlreicher Wörter, die von Milne verwendet und von Rowohlt mit subtiler Ironie ganz im Geiste dieser Tradition übersetzt wurden, sind ein Beweis dafür. Im Text *Nieder mit Neuschreib!* stellt Rowohlt die Gattungsspezifika Märchen in Bezug auf *Pu der Bär* in Frage:

Focus [...] stellte mich bei der Gelegenheit als „Übersetzer des Märchens *Pu der Bär*“ vor. Daraufhin schrieb ich einen Leserbrief, der offenbar zu lang war, um abgedruckt zu werden: „Aha. *Pu der Bär* von Alan Alexander Milne ist ein Märchen. Und die Bibel ist eine Novelle. Und *Focus* ist ein modernes Nachrichtenmagazin“.²⁵

Rowohlts Neuübersetzung enthält Elemente, die in früheren deutschen Versionen wenig akzentuiert wurden. Zweifelsohne konnte Rowohlt bei der Abfassung der deutschen Version auf seinen angeborenen Sinn für Ironie setzen, der auch in seinen Briefen und vor allem in *Pooh’s Corner* zum Ausdruck kommt. In Milnes *Pu der Bär* fand er all das, was seiner Mentalität „eines großen Bären“ oder eines großen Kindes, das immer wieder spielen wollte, entsprechen musste. „Die Attraktivität für den erwachsenen Leser liegt in der Mischung aus Goldenem Zeitalter und verlorenem Paradies aus der Kindheit, in der Wald-Welt als Utopie, in der Herausbeschwörung einer idealisierten Vergangenheit des Menschengeschlechts und

²² Lathey 2016: 17.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd. [aus dem Englischen von Tomasz Małyszczek].

²⁵ Rowohlt 2010: 26.

auch des Individuums“.²⁶ O’Sullivan beruft sich in ihrer Beschreibung der „Mehrfachadressiertheit“²⁷ solcher Texte wie *Pu der Bär*, besonders in Rowohlts Übersetzung, auf Hans-Heino Ewers: „Die Texte, die den Erwachsenen (auch) als eigentlichen Leser und nicht nur als Vermittler oder Mitleser ansprechen, machen für Ewers die »doppelbodige bzw. doppelsinnige Kinderliteratur« [...] aus“.²⁸ Rowohlt projizierte das Pu-Motiv auf seine publizistische Aktivität wie auch seine Biografie.

3. *Pu der Bär* in Rowohlts *Pooh’s Corner* und in seinen Briefen

Alle Texte aus der Kolumne *Pooh’s Corner – Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand* wurden gesammelt und in drei Bänden *Pooh’s Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1989–1996* (Zürich-Berlin 2009/2015), *Pooh’s Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1997–2009* (Zürich 2009) und *Pooh’s Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1997–2013* (Zürich-Berlin 2009/2015) veröffentlicht. Populäre Ausgaben hatten auch den Untertitel *Meinungen und Deinungen...* (1996, 1997). Von Anfang an plante Rowohlt einen Zusammenhang zwischen seiner feuilletonistischen Arbeit und der Pu-Geschichte. Im Vorwort zum Band *Pooh’s Corner* erklärte er die Herkunft der Idee: „Für den blöden Untertitel »Meinungen und Deinungen« kann ich nichts; ich habe ihn geträumt. Außerdem kommt dieser Kalauer bereits in dem Gedicht »Dorlamm meint« von Robert Gernhardt vor“.²⁹ Auf den Zusammenhang zwischen der Kinderlektüre, seinem Spielzeug und der Kolumne weist Rowohlt auch im Feuilleton *Who is Pooh? Auf Bärenfang in Sussex* hin:

Pu der Bär war mein erstes Buch; seitdem mag ich Bücher und Bären, und mein erster eigener Teddy hieß, na? Wie? Genau. Fritz.

Wegen Pu heißt meine Kolumne im Feuilleton der *Zeit Pooh’s Corner*, und die Menschen sagen „Pu“ zu mir oder „Bär“ oder „Pu-Bär“.³⁰

In demselben Stil kommentierte er die erste Ausgabe seiner Texte aus *Pooh’s Corner* im Jahre 1993 im Text *Fanpost aus Paris*:

Ebenfalls bei Haffmans, aber nicht im Frühjahr, sondern jetzt, *jetzt*, JETZT erscheint ein Büchlein mit dem neugierig machenden Titel *Pooh’s Corner – Meinungen usw.*, und ich habe es geschrieben. [...] steht ziemlich viel dummes Zeug drin, und das Korrekturlesen war eine rechte Qual [...].³¹

²⁶ O’Sullivan 1994: 133–134.

²⁷ Ebd., S. 131.

²⁸ Ebd., S. 132.

²⁹ Rowohlt 2009/2015a: 18.

³⁰ Ebd., S. 20.

³¹ Ebd., S. 201–202.

Unter Rowohlts Feuilletonartikeln gibt es nur wenige Texte, die sich unmittelbar auf A.A. Milne und seinen Sohn Christopher Milne beziehen. Laut Rowohl sollte Milnes Sohn einen entscheidenden Einfluss auf Form und Inhalt des Buches haben. Er wies darauf im Kontext der Fortsetzung der Geschichte im Gespräch mit Beatrix Novy „*Als wäre Milne über ihn gekommen*“ hin: „Der eigentliche Autor ist Christopher Robin Milne, weshalb man sagen könnte, Christopher Robins Geist ist über David Benedictus gekommen“.³² Ähnlich äußert er sich am 18. Mai 2006 im Brief an den elfjährigen David Cramer: „Alan Alexander Milne hat seinem Sohn Christopher Robin gezielt neue Stofftiere geschenkt, um ihn beim Spielen belauschen und daraus seine Bücher machen zu können. Sein Sohn war also der eigentliche Autor der »Pu«-Bücher“.³³

Im Briefwechsel mit Christopher Milne knüpfte Rowohl an *Pooh's Corner* an. Im ersten Brief an Milne vom 26. Juli 1990 stellte er sich als Übersetzer und Autor der Kolumne in *Die Zeit* vor und bat um ein Interview. Nicht ohne Grund nennt er auch seinen Nachnamen „Bär“ und schreibt, er wolle den Hundertsechzig-Morgen-Wald besuchen, um über „mythische, aber existierende Orte“³⁴ ein Feuilleton zu schreiben. Milnes Antwort war nicht besonders aufbauend, weil er seine Erinnerungen an den Wald und an die Kindheit als traurig empfand. Er wollte beim Besuch auf keinen Fall fotografiert werden. Er habe „unter seinem Alter Ego »Christopher Robin« sehr gelitten“³⁵. In der Antwort auf Milnes Brief schreibt Rowohl am 16. August 1990 von seinem „Pu“-Traum, in dem er „das Ashdown-Forest-Dramolett“ und Ch. Milne selbst gesehen habe: „Ich habe alles von vorn bis hinten nochmal geträumt. [...] und Sie selbst, von Pu, Ferkel, Tiger und einer fröhlichen Schar eher kleiner, behaarter Burschen umringt [...]“.³⁶

Die Reise in den Hundertsechzig-Morgen-Wald fand in demselben Jahr statt, aber der erste Bericht darüber wurde von Rowohl erst im Jahre 1996 in *Pooh's Corner* im Text *Pu im Hundertsechzig-Morgen-Wald* anlässlich des Todes von Christopher Milne abgefasst. Rowohl charakterisierte ihn damals als jemand, der im Alter von 75 Jahren in Devon „am unteren Rand des Existenzminimums zurückgezogen als Buchhändler, Tischler und Autor“³⁷ gestorben war.

Die Geschichte des Briefwechsels mit Milne ist komplizierter und zeugt davon, dass Rowohl das Schicksal der Familie Milne intensiv verarbeitete. Leider konnte er von Milne nicht mehr als andere „Pu“-Liebhaber und Journalisten erwarten, sodass er enttäuscht schrieb: „1990 schickte mich das *Zeitmagazin* nach East Sussex, um vor Ort im Hundertsechzig-Morgen-Wald knallhart zu recherchieren, und ich schrieb wie vor mir Hunderte anderer einfallslöser Journalisten

³² Rowohl 2009/2015b: 266.

³³ Rowohl 2009: 96.

³⁴ Rowohl 2017: 176.

³⁵ Ebd., S. 180.

³⁶ Ebd., S. 181.

³⁷ Rowohl 2009/2015a: 285.

einen artigen Brief an Christopher Milne und bat um ein Interview. Wie Hunder-ten vor mir schrieb er eine artige Absage [...]“³⁸ Der weitere Briefwechsel mit Milne schien ziellos zu sein, deshalb begrenzte sich Rowohlt nur auf zwei kurze Informationen über die Reise nach England. Im Brief an Christopher Milne vom 25. Oktober 1990 erwähnt er auch seinen Reisebericht: „Dies war es also. Ich weiß, daß Ihnen nichts egal sein könnte, aber der Text ist nicht unflott, und die Fotos sind super“.³⁹ Der abschließende Satz im Brief zeugte davon, dass es sich in diesem Fall nicht nur um eine journalistische Erkenntnisreise, sondern auch um eine persönlichere Beziehung handeln könnte, weil er den Text mit der Phrase: „So gern hätte ich Sie kennen gelernt“⁴⁰ beendete.

Rowohlts Interesse an Christopher Milnes Kindheit hing nur teilweise mit seiner Übersetzertätigkeit zusammen. Es ging eher um gewisse Analogien in der Vater-Sohn-Beziehung. Ernst Rowohlt und A.A. Milne waren gemachte Männer. Beide erwarteten von ihren Kindern etwas, was ihre Söhne ablehnten.

Rowohlts Einstellung zu seinem Vater war alles andere als eindeutig. In seinem auto-biographischen Buchinterview *Harry Rowohlt erzählt Ralf Sotscheck sein Leben von der Wiege bis zur Biege* (2002) charakterisiert er ihn mit viel Ironie: „Erst Rowohlt war einer der wenigen Menschen, der gar nichts konnte. Es war erstaunlich, wie unbegabt er in jedem Bereich war. Einfach toll“.⁴¹ Im „Stern“-Interview *Zwei Stimmen für Marx und Engels* setzte er sich in der Antwort auf die Frage von Stephan Maus noch einmal mit dem Vaterbild auseinander:

Stern: Herr Rowohlt, Ihr Vater Ernst Rowohlt war eine markante Verlegererscheinung. Hatten Sie mit einem übermächtigen Vaterbild zu kämpfen?

Rowohlt: Überhaupt nicht. Als ich meinen Vater kennenlernte, war er alt und krank und mäkelig. [...] Und dann habe ich ihm auf seinem Totenbett [...] den gesamten Schwejk mit verteilten Rollen vorgelesen. Und als er dann tatsächlich starb, war ich sehr, sehr traurig. Aber davor kannte ich ihn kaum, außer eben krank und mäkelig.⁴²

Für Christopher Milne bedeutete die Beziehung zu seinem Vater eine lebenslange Auseinandersetzung mit seinem eigenen literarischen Abbild aus dem väterlichen Buch. Harry Rowohlt wollte weder bei seinem Vater im Verlag arbeiten noch dessen Verlag übernehmen. Obwohl sich beide Söhne von ihren Vätern distanzieren, hing die literarische Karriere des einen von dem Ruhm seines literarischen „Doppelgängers“ im „Hundertsechzig-Morgen-Wald“ ab, die des anderen vom Familienunternehmen. Nach dem Verkauf des Verlags und dank des geerbten Geldes konnte Rowohlt sich seiner erträumten Arbeit widmen. In *Pooh's Corner* verarbeitete er zwar Milnes Leben, aber in Wirklichkeit erzählte er über sich selbst.

³⁸ Ebd., S. 286.

³⁹ Rowohlt 2017: 187.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., S. 33.

⁴² Rowohlt 2009/2015a: 282–283.

Die komplizierten Vater-Sohn-Beziehungen sollen nicht nur in der privaten Sphäre analysiert werden. Weder Ernst Rowohlt noch A.A. Milne waren politisch neutral. Im Fall von Rowohlt stand diese Entscheidung auch in Zusammenhang mit den zwei deutschen Staaten, die nach dem Krieg gegründet wurden, und mit dem besonderen Ruhm, dessen sich Ernst Rowohlt als Verleger insbesondere in der DDR erfreute. Milnes Pazifismus imponierte Ernst Rowohlts Sohn genauso wie die politischen Ansichten seines Vaters, der sogar die Ehrendoktorwürde der Universität Leipzig verliehen bekam. Der alte Rowohlt verstand sich „stets als ein linker Verleger“⁴³ und „beabsichtigte »eine fortschrittliche Belletristik« herauszugeben“⁴⁴.

Die deutsche Schriftstellerin Felicitas Hoppe schreibt in ihrem Essay zur Ausgabe der Grimmschen Volksmärchen *Wie wünscht man richtig?*: „[...] das Märchen ist weder märchenhaft noch fantastisch, weder wunderbar noch weltfern, nicht idyllisch noch süßlich, sondern: grausam. So grausam wie praktisch, konkret und direkt. Und alles andere als politisch korrekt“⁴⁵. Dasselbe könnte man zum Potential von *Pu der Bär* und vom Leben seines Autors sagen. Harry Rowohlt beschreibt im Aufsatz *Who is Pooh? Auf Bärenfang in Sussex* A.A. Milnes Pazifismus, (der im Ersten Weltkrieg von vielen Engländern abgelehnt wurde), als eine konsequente Suche nach Liebe: „»Wenn ich dies überlebe«, schrieb er [Milne – T.M.] seinem Bruder, »werde ich die Liebe neu erfinden. Wer meine Frau und mich besuchen kommt, muss mir die linke Hand drücken, denn mit der rechten halte ich Händchen«.

Für mich ist das flammend genug“⁴⁶.

Rowohlt äußert sich in demselben Artikel sehr kritisch darüber, dass man „dem flammenden Pazifisten“⁴⁷ A.A. Milne ein Schweigen über den Ersten Weltkrieg vorgeworfen hat, obwohl er „kaum noch etwas schreiben konnte, aus Ekel, Scham und Wut“⁴⁸. Trotz seiner Begeisterung für Milnes Pazifismus, was mit Rowohlts Weltanschauung übereinstimmte, gab es auch einen unüberwindbaren Unterschied zwischen Rowohlt und A.A. Milne: der erste war Sohn seines Vaters, der ihn gewissermaßen geprägt hat, Christopher Milne hatte einen Vater, der auf dem im Artikel *Pu im Hundertsechzig-Morgen-Wald* reproduzierten Foto so aussieht, „als hätte er geklaut (hat er ja auch)“⁴⁹ und gemeint ist hier das gestohlene Leben seines Sohnes.

Das politische Potential der *Pu der Bär*-Geschichte kam im Jahre 1998 in Deutschland zum Ausdruck. Im Wahlkampf diskutierte man darüber, was die po-

⁴³ Frohn 2014: 284.

⁴⁴ Ebd., S. 285.

⁴⁵ Hoppe 2019: 9.

⁴⁶ Rowohlt 2009/2015a: 28.

⁴⁷ Ebd., S. 28.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd., S. 287.

litische Mitte bedeutete. „Mitte, so der Tenor der Kommentare, sollte wohl für Ausgewogenheit und Balance, für Tradition *und* Moderne stehen. Diese Kunst des *Anything Goes* hat Josef Joffe in *der Zeit* als „Pu-Strategie“ bezeichnet: Pu der Bär wird auf einer Party gefragt, was er denn als Aufstrich vorzöge: Marmelade oder süße Kondensmilch? Antwort: „Beides – aber auf das Brot kann ich verzichten“.⁵⁰

In *Pu bei den Parlamentariern. Einige Auszüge aus dem Plenarprotokoll des Nordrhein-Westfälischen Landtags vom 8. Mai 1996* verweist Rowohlt noch einmal auf die Politik, diesmal in Bezug auf seinen satirischen Text *Über Soldaten*, der in einer Klasse des Bavink-Gymnasiums in Bielefeld zur Übung der Rechtschreibreform eingesetzt wurde, was manche Abgeordneten der CDU zu einer kritischen Diskussion über die mögliche „Verunglimpfung der Soldaten“ infolge der Indoktrination von H. Rowohlt provozierte. Im Laufe der Diskussion äußerte sich Gabriele Behler, Ministerin für Schule und Weiterbildung des nordrhein-westfälischen Landtags über die Rolle des Feuilletons, indem sie den Text und den Autor verteidigte:

Es geht in Anlehnung an das Kinderbuch *Pu der Bär* um ein Buch von Harry Rowohlt mit dem Titel *Pooh's Corner* – für alle, die eigene kleine Kinder haben, sofort identifizierbar, der Bär ist entsprechend erkennbar – mit dem Untertitel „*Meinungen und Deinungen eines Bären von geringem Verstand*“. Das ist der Untertitel dieses Buches. Ich glaube, wenn man sich das klar macht, wird einem auch deutlich, dass es hier nicht um die Bedeutung der Bundeswehr in dieser Gesellschaft und in diesem Staat ging und gehen konnte.⁵¹

In Wirklichkeit handelte es sich um den Artikel *Vier Soldaten*, in dem Rowohlt im Jahre 1989 tatsächlich unter anderem die These „Berufssoldaten sind Feiglinge“⁵² formuliert und begründet. Er erörtert öffentliche Diskussionen um das neueste Gerichtsurteil, in dem die Verwendung des Tucholsky-Satzes „Soldaten sind Mörder“ aus seiner Glosse *Der bewachte Kriegsschauplatz* (1931) straffrei bleiben sollte. Der Satz wurde zu einer Parole von Pazifisten, denn Rowohlt erzählt zu dieser Gelegenheit von vier Soldaten, die Karriere machten, weil sie zu „blöd für was anderes“⁵³ waren und Anklagen gegen Pazifisten vor Gericht brachten.

Dank des Pu-Motivs fand Rowohlt auch Freude am Fantasieren über die Politik. Im Beitrag zur Festschrift von Manfred Bissingers 65. Geburtstag *Man sieht sich ja so selten* stellt sich Harry Rowohlt ein Lieblingserlebnis mit Bissinger vor, und zwar eine PDS Konferenz-Szene, in der er das *Pu der Bär*-Motiv mit der aktuellen Politik vermischt hat:

MB: Kennt denn wenigstens jemand einen, der PDS wählt?

Anna Mikula: Ja, der Harrybär, der wählt PDS.

MB: Na, *der* kann sich das ja auch leisten.⁵⁴

⁵⁰ Kamps 2007: 227.

⁵¹ Rowohlt 2009/2015a: 399.

⁵² Ebd., S. 37.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Rowohlt 2009: 55.

Solche Fantasien verehrten Rowohlts Freunde und dienten ihm als sein politisches Manifest. In diesem Zusammenhang konnte Harry Rowohlts als ein fast ideales feuilletonistisches Subjekt charakterisiert werden, das sich „als politischer Kommentator, als Chronist historischer Ereignisse, als ironischer Beobachter von Alltagsgeschehen oder aber als traumwandlerischer Spaziergänger“⁵⁵ zeigt. Seine journalistische Aktivität konzentrierte sich auf das Feuilleton im engeren Sinne oder auf das sog. „kleine Feuilleton“, das als „ein Stück Literatur“, eine an ihren medialen Ort gebundene „Literaturgattung“⁵⁶ gilt.

Diese Vorliebe zu kleinen Formen stimulierte Rowohlts Briefwechsel. Die *Pu der Bär*-Geschichte wurde von ihm in einigen Briefen verarbeitet. Er antwortete auf die Anfragen seiner Fans, die später in den Briefsammlungen publiziert wurden. Im Brief vom 5. November 1990 bittet eine Leserin namens H.B. um ein Treffen mit ihm, weil sie unbedingt eine von Christopher Robin signierte *Pu der Bär*-Ausgabe bekommen möchte.⁵⁷ H.B. brauchte Ch. Milnes Anschrift, die ihr von Rowohlts aber nicht gegeben wurde. Am 18.11.1990 äußerte sich ein anderer Leser im sog. „Neuerlichen Leserbrief des Herrn G.“ an *Pooh's Corner* ziemlich kritisch über Rowohlts Einstellung zu anderen Übersetzern. Er verwendet in seinem ironischen Text auch die Bärensymbolik und den verarbeiteten Untertitel der Kolumne:

Wo der Einfallsreichtum sich aber darin erschöpft, gegen Übersetzer-Kollegen (oder – Konkurrenten?) zu polemisieren [...], da bewegt sich der Unterhaltungswert der Bärenergüsse denn doch gen Null.

Nun ja, vielleicht läßt sich doch noch etwas retten – mit einem veränderten Subtitel unter Umständen [...]: „Meinungen eines Bären ohne Verstand“.⁵⁸

Manche Fragen der *Pooh's Corner*-Leser hängen mit verschiedenen Details aus Milnes Leben zusammen. Soweit Rowohlts Bescheid wusste, schickte er Antworten. In seinem Brief „An-eine-Pu-der-Bär-Freundin“ vom 4.08.2001 erklärt er der Leserin B. die Bedeutung des Wortes „Heffalump“ und schreibt am Ende über Milnes Figuren, „daß die Stofftiere gar nicht aus dem Hause Milne stammten, sondern den Kindern von E. H. Shepard gehörten [...] Deshalb sieht sich der Original-Pu, der in der New Yorker Public Library ausgestellt wird, auch gar nicht ähnlich“.⁵⁹

Rowohlts antwortete im Jahre 2006 auf den schon früher erwähnten „Brief von einem jungen Leser“, David Cramer, der wissen wollte, „wohin Christopher Robin und Pu nach dem 20. Kapitel gehen?“.⁶⁰ Rowohlts Antwort an Cramer

⁵⁵ Kernmayer 2017: 63.

⁵⁶ Jäger 1988: 59.

⁵⁷ Vgl. Rowohlts 2017: 188.

⁵⁸ Ebd., S. 193.

⁵⁹ Ebd., S. 311.

⁶⁰ Rowohlts 2009: 94.

vom 15. Mai 2006 ist konkret, aber auch humorvoll: „Christopher Robin geht ins Internat und darf Pu nicht mitnehmen, denn *wie* sieht das aus, wenn man im Internat einen Liebhabebären dabei hat? Gar nicht gut sieht das aus“.⁶¹ Die von Rowohlt publizierten Briefe der Leser dienten ihm als Vorwand für seine Kommentare über die Geschichten, die mit der Übersetzung nicht unmittelbar zusammenhängen mussten. In der Antwort an Cramer bestätigt er seine kritische Meinung über die Vater-Sohn-Beziehung in Milnes Familie, die den Vater von Ch. Robin als einen Manipulanten darstellt: „Alan Alexander Milne hat seinem Sohn Christopher Robin gezielt neue Stofftiere geschenkt, um ihn beim Spielen belauschen und daraus seine Bücher machen zu können“.⁶² Die Antwort an Leonie nutzt Rowohlt am 21. Februar 2011, um dabei sich über *Pu der Bär* und seine Fortsetzung zu äußern. Er empfiehlt nämlich der Leserin das Buch *Der Wind in den Weiden*, „auch kein Kinderbuch“,⁶³ was ein Beleg dafür ist, dass Rowohlt die *Pu der Bär*-Geschichte im Lichte der viktorianischen Tradition interpretierte. Außerdem scheute er sich nicht, andere Übersetzer zu kritisieren, was mit der Meinung eines seiner Leser übereinstimmt, dass er gegen manche Übersetzer-Kollegen gern polemisierte und dadurch den Unterhaltungswert seiner Texte wesentlich reduzierte. Am 5. November 2012 schreibt er darüber im Brief an einen Verleger: „*Winnie-the-Pooh*, *The House at Pooh Corner* und *The Wind in the Willows* habe ich neuübersetzt, weil die vorhergegangenen Übersetzungen so lausig waren [...], daß ich himmelhochmotiviert war“.⁶⁴

Weitere Pu-Motive befinden sich in Rowohlts Band *Und tschüs. Nicht weggeschmissene Briefe III*, in dem eine Zeichnung des achtjährigen Bruno Steinfest aus Stuttgart reproduziert wurde. Der Junge zeichnete 2010 den Bären und das Ferkel und bedankte sich bei Rowohlt für seine Vorträge.⁶⁵ Im dritten Band wurde der Brief eines dreizehnjährigen Mädchens namens Leonie veröffentlicht, in dem sie am 17. Februar 2011 Rowohlt um die Vertonung des zweiten *Pu der Bär*-Buchs bittet.⁶⁶ Rowohlts Antwort im Brief vom 21. Februar 2011 lautet, dass *Pu baut ein Haus* schon auf den 6 veröffentlichten CDs vertont wurde.

Er weist auch darauf hin, dass Milnes Buch nicht nur der Belustigung und Erziehung der Kinder dient: „Mach Dir keine Sorgen, weil Du mit 13 immer noch Kinderbücher magst, es gibt nämlich gar keine Kinderbücher, weil Kinderbücher von Erwachsenen geschrieben und gekauft werden, und *Pu der Bär* sollte man alle sieben Jahre lesen [...]“.⁶⁷ Das entsprach auch seinen anderen Aussagen, in denen

⁶¹ Ebd., S. 97.

⁶² Ebd.

⁶³ Rowohlt 2016: 95.

⁶⁴ Ebd., S. 288.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 11.

⁶⁶ Ebd., S. 94.

⁶⁷ Ebd., S. 95.

er die Relevanz von *Pu der Bär* vor allem für Erwachsene betonte. Er schrieb im Feuilletonartikel *Who is Pooh? Auf Bärenfang in Sussex* von einer Gemeinschaft der *Pu der Bär*-Leser, die dank dieser Lektüre ihre kindliche Empfindlichkeit immer noch behalten haben: „Selbsterkenntnis, von der wir alle profitieren, wir, die wir als Kinder *Pu* gelesen haben und dank *Pu* Kinder geblieben sind, und wir, die wir, falls wir als Kinder nicht *Pu* gelesen haben, dies schleunigst nachholen werden“.⁶⁸ Die Gemeinschaft der *Pu*-Leser war zwar groß, aber das Buch blieb vielen Deutschen immer noch fremd. Rowohlt bemerkt das am Ende des Textes *Ru(h)m für Bären & Poeten*, wenn er die wenigen Erwachsenen erwähnt, die nichts von Milne gelesen hatten: „Weshalb es auch nichts Schöneres gibt, als wenn man – alle vier oder fünf Jahre im Leben – auf einen lieben erwachsenen Mitmenschen trifft, dem trotz oder wegen seiner umfassenden Bildung *Pu*. Der *Bär* bisher entgangen ist“.⁶⁹

Harry Rowohlt hat für sechs *Pu der Bär*-CDs „eine geschmackvolle Kleinplastik vom Hessischen Rundfunk für das Kinder- und Jugendhörbuch des Jahres 1997“⁷⁰ bekommen. Die wichtigste Auszeichnung, der Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung, wurde ihm am 1. Mai 1999 in Erfurt von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung zuerkannt. Das zeugt von der Qualität seiner Übersetzungen, die für Rowohlt viel mehr als nur verdeutschte Versionen angelsächsischer Originale bedeuteten. Rowohlt betont im Gespräch mit Beatrix Novy „*Als wäre Milne über ihn gekommen*“, dass *Pu der Bär* für ihn ein perspektivisches Projekt war. Die von David Benedictus geschriebene Fortsetzung der *Pu*-Geschichte nahm er in den Plan seiner Übersetzungsarbeit auf: „direkt ablehnend war ich, als ich hörte, dass *Pu der Bär* fortgeschrieben wurde. Und ich habe das mit großer Muffe angefangen zu lesen und war dann, ich schäme mich selbst, richtiggehend begeistert und habe sofort aufgehört, das zu lesen, und stattdessen angefangen, es zu übersetzen“.⁷¹ Rowohlt suchte nach Analogien zwischen A.A. Milne und Benedictus, obwohl er sich zugleich der Werkstattschwächen des *Pu der Bär*-Autors bewusst war: „Es ist, als wäre Milnes Geist über David Benedictus gekommen. Obwohl ja natürlich Milne auch nicht ausschließlich gut war. Das Beste, was er je geschrieben hat, waren die beiden *Pu der Bär*-Bücher“.⁷²

Rowohlt wollte Milnes Geschichte kontextualisieren, was sich darin zeigt, dass er Benjamin Hoffs *Tao of Pooh* (1982) kannte, in dem Milnes Stoff im Geiste des Taoismus interpretiert wurde. Der Text erschien schon im Jahre 2002 unter dem Titel *Tao The Puh. Das Buch vom Tao und von Puh dem Bären* im Taschenbuch in der Übersetzung von Erika Ilfang. Rowohlts Idee, das Buch seinem Ver-

⁶⁸ Rowohlt 2009/2015a: 23.

⁶⁹ Ebd., S. 310.

⁷⁰ Rowohlt, Sotscheck 2009: 158.

⁷¹ Rowohlt 2009/2015b: 264.

⁷² Ebd., S. 265.

leger zu empfehlen, kommt im Aufsatz *What a mess! Die Frankfurter Buchmesse oder: vom Wertewandel in unserer Zeit* zum Ausdruck:

Endgültig reift in mir der Plan, meinem Verleger Haffmans das *Tao of Pooh* von Benjamin Hoff aufs Auge zu drücken, ein Buch, in welchem nachgewiesen wird, dass Pu, der Bär von sehr geringem Verstand, alles cool und richtig macht, weil er ein Zen-Meister ist und sein Es handeln lässt, anstatt sich selbst einzumischen. „Das hack ich dir in zehn Tagen runter“, wird meine kristallin durchformulierte Argumentationskette lauten, „und dann hast du wieder was zum Verlegen“. ⁷³

Am Ende zeigte sich, dass die ganze Sache nur die Aufmerksamkeit der Leser anziehen sollte, denn Rowohlt hatte von der früheren deutschen Ausgabe längst Kenntnis genommen: „Und das *Tao of Pooh* gibt es bereits auf Deutsch“. ⁷⁴ Interessant, dass eben im Taoismus die monotheistische Vaterfigur Gottes durch ethische Ideale, die der Mensch anstrebt, ersetzt wurde. Nur sie stehen im Mittelpunkt anstelle von Gott, dem Vater.

4. „Abschied vom Großen Bären“

Obwohl *Pu der Bär* Rowohlts Leben von früher Kindheit an bestimmte, änderte sich die Bedeutung dieses Textes erst nach 1987 wesentlich, als Rowohlt das Buch übersetzte und in *Pooh's Corner* sowie in verschiedenen Briefen verwendete. Der Briefwechsel zwischen Rowohlt und Ch. Milne zeigt eine gestörte Vater-Sohn-Beziehung in der Familie Milne, Christopher Robins vergeblichen Versuch, sich von der Autorität des Vaters zu befreien und die Folgen davon. *Pooh's Corner* enthält Rowohlts Bericht über seinen Aufenthalt in England. Ein Teil der Briefsammlung umfasst auch einen Gedankenaustausch mit den Lesern und Pu-Liebhabern. Von Belang ist hier die Tatsache, dass Rowohlt Milnes Text oft als eine Lektüre für Erwachsene klassifiziert hat. Damit hängt auch die Verwendung der *Pu der Bär*-Motive in entsprechenden Kontexten in Rowohlts Briefen und Feuilletons zusammen. Sein Interesse an Milnes Werk führte zur Identifikation mit dem Bären, was von seinen Freunden und in der Presse nachgeahmt wurde. Im *Brief an Milne* vom 26. Juli 1990 klagte er darüber: „Und ich habe zufällig einen berühmten Nachnamen, mit dem man mich plagt“. ⁷⁵ Gleichzeitig konnten gewisse Analogien zwischen Rowohlts Beziehung zum Vater und Milnes Familie aufgezeigt werden. Bei beiden handelte es sich um eine Anerkennung und gleichzeitige Ablehnung der Vaterautorität.

Ausgehend vom Pu-Motiv schuf Harry Rowohlt eine für seinen Stil charakteristische Argumentationsästhetik. Sie basiert auf der Distanz zum Gegenstand der Beschreibung, der in der Regel Rowohlt selbst war, aber auch zu der von ihm dar-

⁷³ Rowohlt 2009/2015a: 353.

⁷⁴ Ebd., S. 357.

⁷⁵ Rowohlt 2017: 176.

gestellten Welt der Politik und Kultur. Die Identifikation des Kolumnisten mit der Pu-Philosophie hat seine groteske und manchmal übertriebene Argumentationsweise beeinflusst. Dazu zählt auch seine Schwarz-Weiß-Malerei, die er teilweise von der Märchen-Poetik übernommen hat. Die Art und Weise, wie Rowohlts erzogen wurde, beeinflussten seinen Umgang mit der englischsprachigen Literatur, zuallererst mit *Pu der Bär*. Seine Feuilletonartikel sind ein Beweis dafür.

Rowohlts Erzählung über Christopher Robin wurde ein Teil der für das Nachkriegsdeutschland charakteristischen Umerziehungstendenzen, in denen die Autorität des Vaters in Frage gestellt wurde. Rowohlts wies gerne auf komplizierte Verhältnisse in der Familie Milne hin, während er oft eine analoge Auseinandersetzung mit der Autorität seines Vaters Ernst zeigte. *Pu der Bär* war für ihn kein Kinderbuch, sondern, dank der Mehrdeutigkeit der Wörter und des Stils, ein Buch für Erwachsene, die einst Kinder waren. Diese Idee korrespondiert mit dem viktorianischen Verständnis von Kinderbüchern und zeigt, dass *Pu der Bär* auch philosophische Qualitäten enthält, die sich erst erwachsenen Lesern erschließen.

Da Rowohlts von pazifistischen Lebensfäden in Milnes Biografie inspiriert wurde, berichtete er oft über die Situationen, in denen er in seiner *Pooh's Corner*-Kolumne der „Zeit“ politische Themen erörterte. In den Antwortbriefen an seine Leser konnte er sich auch über das Verhältnis des Sohnes zum Vater in der Familie Milne ausführlich äußern. Das war ein Vorwand für weitere Betrachtungen über seine komplizierte Beziehung zu Ernst Rowohlts, insbesondere im Hinblick auf die Befreiung von seinem Einfluss. Im Unterschied zu Rowohlts blieb Christopher Robin für den Rest seines Lebens ein Gefangener der *Pu der Bär*-Geschichte. Dieser Umstand hatte den stärksten Einfluss auf Rowohlts, der von seinen Freunden den Spitznamen Pu erhielt, einen damit zusammenhängenden Ausdrucksstil übernahm und letzten Endes dem Schicksal eines zweiten Christopher Robin entging.

Als Harry Rowohlts 60 Jahre alt wurde, erschien die Sammlung *Der Große Bär und seine Gestirne. Freunde und Weggefährten grüßen, dichten und malen zum 60. Geburtstag von Harry Rowohlts* (Zürich 2005), in dem Rowohlts Freunde und Bekannte kurze Texte über seine Aktivitäten abfassten. Man operierte gerne mit der Analogie zwischen Rowohlts und Bär, wie man schon aus dem Titel schließen kann. Rowohlts blieb bis ans Ende seines Lebens beruflich aktiv: Er übersetzte Kinderbücher mit Illustrationen und Krimis und spielte in der Fernsehreihe *Lindenstraße*. Noch im Jahre 2011 schreibt er in einem Brief von seinen zahlreichen Aktivitäten: „2010 [...] hatte ich 97 Lesungen, 14 Lindenstraßen-Drehtage, habe 4 Hörbücher vollgelabert und – und jetzt kommt's – 9 Bücher übersetzt“.⁷⁶ Die letzte Penner-Harry-*Lindenstraße* lief am 18. August 2013 in Folge 1443.

Harry Rowohlts starb nach langer und schwerer Krankheit am 15. Juni 2015 in Hamburg. Nach seinem Tod erschienen sehr viele Nachrufe. „Die Zeit“ schrieb ein

⁷⁶ Rowohlts 2016: 139.

Jahr später über den „Abschied vom Großen Bären“.⁷⁷ Seine autobiographischen Überlegungen zur Politik und Kultur der Gegenwart sind bisher von der Literaturwissenschaft kaum rezipiert worden, aber sie erfreuen sich immer noch großer Beliebtheit bei seinen Lesern und Zuhörern.

Literatur

Primärliteratur

- Milne, Alan Alexander (2007): *Pu der Bär*, aus dem Englischen von Harry Rowohlt. München.
- Rowohlt, Harry (2009): *Gottes Segen und Rot Front. Nicht weggeschmissene Briefe II*. Zürich.
- Rowohlt, Harry (2009/2015a): *Pooh's Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1989–1996*. Zürich-Berlin.
- Rowohlt, Harry (2009/2015b): *Pooh's Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1997–2013*. Zürich-Berlin.
- Rowohlt, Harry (2010): *Pooh's Corner. Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand. Gesammelte Werke 1997–2009*. Zürich.
- Rowohlt, Harry (2016): *Und tschüs. Nicht weggeschmissene Briefe III*. Zürich-Berlin.
- Rowohlt, Harry (2017): *Der Kampf geht weiter! Nicht weggeschmissene Briefe I*. Zürich-Berlin.
- Rowohlt, Harry / Sotscheck, Ralf (2009): *In Schlucken-zwei-Spechte. Harry Rowohlt erzählt Ralf Sotscheck sein Leben von der Wiege bis zur Biege*. Berlin.

Sekundärliteratur

- Frohn, Julia (2014): *Literaturaustausch im geteilten Deutschland: 1945–1972*. Berlin.
- Hoppe, Felicitas (2019): *Wie wünscht man richtig?* In: *Grimms Märchen für Heldinnen von heute und morgen/ Ausgewählt und mit einem Essay von Felicitas Hoppe*. Stuttgart.
- Jäger, Georg (1988): *Das Zeitungsfeuilleton als literaturwissenschaftliche Quelle Probleme und Perspektiven seiner Erschließung*. In: *Bibliographische Probleme im Zeichen eines erweiterten Literaturbegriffs. Zweites Kolloquium zur bibliographischen Lage in der germanistischen Literaturwissenschaft, veranstaltet von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 23. bis 25. September 1985*, im Auftrag der Ständigen Arbeitsgruppe für Germanistische Bibliographie herausgegeben in Verbindung mit Georg Jäger, Wolfgang Harms und Paul Raabe von Wolfgang Martens. Weinheim. S. 53–71.
- Janzin, Marion / Güntner, Joachim (2007): *Das Buch vom Buch: 5000 Jahre Buchgeschichte*. Hannover.
- Kamps, Klaus (2007): *Politisches Kommunikationsmanagement. Grundlagen und Professionalisierung moderner Politikvermittlung*. Wiesbaden.
- Kernmayer, Hildegard (2017): *Zur Frage: Was ist Feuilleton?* In: Kernmayer, Hildegard / Jung, Simone (Hrsg.): *Feuilleton: Schreiben an der Schnittstelle zwischen Journalismus und Literatur*. Bielefeld. S. 51–66.
- Lathey, Gillian (2016): *Translating Children's Literature*. New York.
- Małyśzek, Tomasz (2021): *Harry Rowohlt i Caspar von Schrenck-Notzing. Zderzenie dwóch narracji o Niemcach po 1945 roku*. Kraków.

⁷⁷ Stein 2017: 111.

- O'Sullivan, Emer (1994): *Winnie-the-Pooh und der erwachsene Leser: die Mehrfachadressiertheit eines kinderliterarischen Textes im Übersetzungsvergleich*. In: Ewers, Hans-Heino / Lehnert, Gertrud / O'Sullivan, Emer (Hrsg.): *Kinderliteratur im interkulturellen Prozess. Studien zur Allgemeinen und Vergleichenden Kinderliteraturwissenschaft*. Stuttgart-Weimar. S. 131–153.
- Stein, Stephan (2017): *Sprechen über Sterben und Tod zwischen Euphemismen und Dysphemismen. Zum Sprachgebrauch in Textsorten im Umfeld von Tod und Trauer*. In: Garavelli, Enrico / Lenk, Hartmut E.H. (Hrsg.): *Verhüllender Sprachgebrauch: Textsorten- und diskurstypische Euphemismen*. Berlin. S. 83–118.

Sprachwissenschaft

Magdalena Białek

ORCID: 0000-0001-6840-5352

Universität Wrocław, Wrocław

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.6>

Post- und neokommunikative Fremdsprachendidaktik mit besonderer Berücksichtigung des polnischen Kontexts

Abstracts

Das Hauptziel dieses Beitrags versteht sich als ein Versuch, die Entwicklungstendenzen der als „post- oder neokommunikativ“ bezeichneten Fremdsprachendidaktik zu schildern. Ausgehend von den „neokommunikativen“ Konzepten, die in Deutschland und anderen europäischen Ländern entstanden sind, wird analysiert, wie man damit im polnischen glottodidaktischen Kontext umgeht. Obwohl die Analyse zeigt, dass das Wort „post- oder neokommunikativ“ keine Karriere in Polen machte, wird es in einem gewissen Maße zum Thema der Forschung. Überdies, unabhängig von der Nomenklatur, decken sich die polnischen gegenwärtigen Konzeptionen und Tendenzen der Fremdsprachendidaktik natürlicherweise mit denen, die weltweit als neo- oder postkommunikativ bezeichnet werden.

Schlüsselwörter: postkommunikativ, neokommunikativ, Postmethode, kommunikativer Ansatz, „ideale“ Methode, polnische Fremdsprachendidaktik

Post- and neo-communicative foreign language didactics with particular emphasis on the Polish context

In the 1990s, in Germany and other European countries, the term “neo- or post-communicative didactics of foreign languages” was adopted to describe a stage in the development of didactics, in which it renounces the previously popular search for an ideal method and reaches a consensus as to the inability to find one method suitable for all learners. Neo-communicative didactics draw on the achievements of the communicative approach, modifying and enriching it with new concepts. In the Polish educational context, defining didactics as “neo- and/or post-communicative” enjoys little

popularity, but some researchers use these terms. The following article attempts to present the concept of neo- and/or post-communicative didactics of foreign languages in the Polish educational space.

Keywords: neo-communicative didactics, post-communicative didactics, communicative approach, method, ideal method, Polish educational context

Magdalena Białek, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-140 Wrocław, Polen, E-Mail: magdalena.bialek@uwr.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.04.2022

Einleitung

In den 90er Jahren etablierte sich in Deutschland und in den anderen europäischen Ländern der Begriff „neokommunikativer Fremdsprachenunterricht“. Als Vorläufer gilt der kommunikative Ansatz, von dem die neue Methodenkonzeption die pragmadidaktische Orientierung und die Ausrichtung an den sprachlichen Grundfertigkeiten geerbt hat. Modifiziert und erweitert um weitere Unterrichtsprinzipien und -formen,¹ zeigt der neokommunikative Fremdsprachenunterricht eine relative Kontinuität zwischen dem traditionellen kommunikativen Ansatz und den methodischen Trends der letzten Jahre. Die Entstehung des neokommunikativen Ansatzes lässt sich daher als natürliche Konsequenz der Ausbreitung des kommunikativen Ansatzes mit fortlaufend neuen Konzepten und Rezepten verstehen, was zur Notwendigkeit führte, dessen Prinzipien klarer zu definieren, um die methodischen Tendenzen der neueren Zeit besser nachvollziehen zu können.² Die Ineffizienz jeder Sprachunterrichtsmethode regte eine Reihe von Wissenschaftlern dazu an, den „Tod der Methode“ anzukündigen.³ 1994 leitete die erste Ausgabe von TESOL eine neue Ära im Sprachunterricht ein. Im ersten Artikel dieser Ausgabe forderte Clarke⁴ eine „vollständige Neuorientierung des Lehrerberufs“. Der zweite Artikel derselben Ausgabe sprach sich gegen die methodenorientierte Praxis aus, und Kumaravadivelu⁵ ging noch einen Schritt weiter, indem er das Konzept der postmethodischen Orientierung vorgeschlagen und aufschlussreich beschrieben hat.

Das Hauptziel dieses Beitrags versteht sich als ein Versuch, die Entwicklungstendenzen der als „post- oder neokommunikativ“ (auch „postmethodisch“ genannt) bezeichneten Fremdsprachendidaktik zu schildern. Ausgehend von der nicht sehr langen Geschichte des Wortes, wird versucht, zu beleuchten, ob sich

¹ Surkamp 2017: 232.

² Reinfried 2001: 9.

³ Allwright 2003.

⁴ Clarke 1994: 8.

⁵ Kumaravadivelu 1994.

der Begriff „neo- oder postkommunikativ“ in dem gegenwärtigen polnischen glot-todidaktischen Kontext durchgesetzt hat und wie er definiert wird.

1. Post- und neokommunikative Didaktik – kurzer historischer Abriss

Ende der 70er Jahre entwickelte die Europäische Gemeinschaft Initiativen, um möglichst vielen Bürgern transkulturelle Kommunikation zu ermöglichen. Die Fremdsprachendidaktik war natürlicherweise der erste Bereich, der den Ideen Rechnung tragen sollte. Im Jahre 1978 formulierte Trim die Ziele des Europäischen Kultur- und Kooperationsrats. Er forderte die Herstellung eines europaweiten Organisationsrahmens für Sprachenförderung, mit dem Ziel, Fremdsprachenunterricht zu demokratisieren und Unterrichtsgeschehen auf die Bedürfnisse möglicher Zielgruppen zu fokussieren.⁶ Die Förderpolitik maß Fragen der fremdsprachlichen Methodik an deren Effizienz, wobei das Lernziel „der transkulturellen Kommunikationsfähigkeit“ nie in Frage gestellt wurde.⁷ Diese Idee wird in den Annahmen des „Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen“ fortgesetzt. Die Autoren ermutigen alle, die mit der Organisation des Sprachenlernens und -lehrens befasst sind, ihre Arbeit an den Bedürfnissen, der Motivation, den Dispositionen und den verfügbaren Mitteln der Lernenden zu orientieren. Dabei postulieren sie, auf die folgenden Fragen Antworten zu suchen:

- Was werden Lernende mit der Sprache tun müssen?
- Was müssen sie lernen, um in der Lage zu sein, die Zielsprache zum Erreichen dieser Ziele einzusetzen?
- Was bewegt sie zum Lernen?
- Wer sind die Lernenden? (Alter, Geschlecht, sozialer und Bildungshintergrund, usw.)
- Über welche Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen verfügen ihre Lehrenden?
- Welchen Zugang haben sie zu Lehrmaterialien und Nachschlagewerken (Wörterbücher, Lerngrammatiken usw.), audiovisuellen Medien, Computern und Software usw.)
- Wie viel Zeit können (oder wollen) sie aufwenden?⁸

Die gestellten Fragen signalisierten, dass das Potential des kommunikativen Ansatzes sich erschöpft hat und die Fokussierung auf sprachliche und methodische Ziele im engeren Sinne nicht ausreicht, um die zur transkulturellen Kommunikationsfähigkeit führende Praxis zu verbessern.

⁶ Trim 1978, nach: Meißner 2005.

⁷ Eckerth, Wendt 2003.

⁸ Trim, North, Coste 2001: 8.

Den politisch gefärbten Prägungen folgte auch die fachliche Diskussion. Im Jahre 1990 meldete sich Piepho mit einer gewissen Bilanz des kommunikativen Ansatzes zu Wort und bezeichnete die neuen Entwicklungen als „postkommunikativ“. In seiner Schrift kritisierte er die „technokratische“ Umsetzung des kommunikativen Ansatzes in den Lehrwerken, zu geringe Lerneraktivierung sowie auch Defizite im Bereich der Sprachlerntheorie.⁹ Unterrichtspraktisch sprach er sich dafür aus, auch im Elementarunterricht die strikte Lehr- und Lernzielorientierung des kommunikativen Ansatzes in seiner Anfangszeit durch Formen des inzidentellen Lernens zu ergänzen, die sich auch besser mit einer „Aufgaben- und Impulsdidaktik“ vereinbaren lassen.¹⁰ Die Begrifflichkeit „postkommunikativ“ schien aber keine große Durchsetzungskraft aufzuweisen. Zwar von Piepho und seiner postkommunikativen Konzeption inspiriert, grenzt sich jedoch Königs von Piephos Einschätzung aus dem Jahr 1990 ab und schlägt die Bezeichnung „neokommunikativ“ vor, als Begriff, der geeigneter für neue Tendenzen sei. Königs weist einerseits auf eine gewisse Kontinuität im Verhältnis zur kommunikativen Methode der siebziger Jahre hin, konstatiert aber auch ein neues auf den Unterricht bezogenes Kommunikationsverständnis. Er skizziert hierbei einige Merkmale eines neokommunikativen Fremdsprachenunterrichts: „Verstärkter außerunterrichtlicher Anwendungsbezug“, „Einbringen des persönlichen Bezugs des Lernenden“, „Flexible Lernkonzepte“, „Verringertes Gewicht von Lehrbuchtexten“, „Integrierendes Üben unterschiedlicher Fähigkeiten“, „Einleitung zu inhaltlicher und sprachlicher Kreativität“, „Stärkere Beachtung von Gestik, Mimik und Intonation bei der mündlichen Kommunikation“, „Veränderte Einstellung zum Fehler“.¹¹ Aber die aufschlussreichste Konzeption des neokommunikativen Fremdsprachenunterrichts als Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung des „klassischen“ kommunikativen Fremdsprachenunterrichts findet man bei Reinfried.

2. Die Konzeption des neokommunikativen Unterrichts von Reinfried

Die Konzeption des neokommunikativen Unterrichts von Reinfried geht auf seine systematische statistische Auswertung der Sachregister der „Bibliographie Moderner Fremdsprachenunterricht“ zurück. In seiner Forschung suchte er nach Belegen für rund dreißig Schlagwörter, in denen sich die Facetten aktueller methodischer Tendenzen widerspiegeln.¹² Ausgehend von seiner auf der Lektüre didaktischer Schriften beruhenden groben Kenntnis der Methodenentwicklung (wie

⁹ Piepho 1990: 123.

¹⁰ Ebd., S. 130ff.

¹¹ Königs 1991: 32.

¹² Reinfried 2001: 5.

er selbst betont), konzentrierte er sich auf folgende Schlagwörter: affektives Lernen, alternative Methode, Authentizität, autonomes Lernen, fachübergreifender Unterricht, Freinet-Pädagogik, handlungsbezogenes Lernen, holistischer Ansatz, Immersion, Individualisierung, interkulturelle Kommunikation, interkultureller Vergleich, Kreativität, Lernerorientierung, Lernstil, Lernstrategie, Projektunterricht, Selbsteinschätzung, Selbsttätigkeit, Simulation und Tandem-Methode. In den 90er Jahren wurde diese Liste um sieben weitere Schlagwörter ergänzt: Klassenkorrespondenz, Kommunikationsstrategie, Begegnung, bilingualer Unterricht, inhaltsbezogenes Lernen, Prozessorientierung, Konstruktivismus. Wie der Autor selbst betont, überschneiden sich die methodischen Schlagwörter vielfach in ihren Bedeutungen. Die zahlreichen gegenseitigen Abhängigkeiten und die konzeptuelle Interdependenz stellen einen Indikator dafür dar, dass sich eine neue Methodenkonzeption ausgebildet hat,¹³ die der kommunikativen Tradition folgt und sie um neue methodische Konzepte ergänzt. Reinfried macht auf zwei Unterschiede aufmerksam: Zum einen bemüht sich der aktuelle methodische Ansatz noch stärker, den einzelnen Schüler mit seinen jeweiligen Vorkenntnissen und Interessen einzubeziehen, zum anderen sind die Unterrichtskonzepte projektorientierter geworden.¹⁴ Außerdem gewinnt die Sprachproduktion an Bedeutung, worin man die Abkehr von dem am Mutter- und Zweitsprachenerwerb orientierten Prinzip sieht. Für die neue Phase, die er als „neokommunikativ“ bezeichnet, formuliert er folgende Leitprinzipien: Handlungsorientierung, fächerübergreifendes Lernen, Ganzheitlichkeit, Lerner- sowie Prozessorientierung.¹⁵

Reinfried definiert den neokommunikativen Unterricht als Ansatz, nicht als geschlossene Methode und sieht das Novum dieses Ansatzes in der Handlungsorientierung, der Lernerorientierung, dem fächerübergreifenden Lernen und der ganzheitlichen Spracherfahrung. Die Handlungsorientierung schlägt sich in Arbeits- und Vermittlungsformen wie Projektunterricht, Lernen durch Lehren, kooperativem Lernen, etc. nieder. Bemühungen, die Schülerinnen und Schüler dazu anzuregen, autonome Lernerinnen und Lerner zu werden und individualisierter Unterricht tragen dem Leitsatz der Lernerorientierung Rechnung. Fächerübergreifendes Lernen findet im Projektunterricht statt, aber auch im bilingualen Sachunterricht; die methodische Basis hierfür ist die Mehrsprachigkeitsdidaktik. Was das Leitprinzip der Ganzheitlichkeit betrifft, so werden Sprachen am besten in authentischen und komplexen Lernsituationen erlernt, mit allen Sinnen und unter Einbezug von Emotionen.¹⁶

¹³ Ebd., S. 9.

¹⁴ Ebd., S. 9–11.

¹⁵ Ebd., S. 15.

¹⁶ Ebd., S. 2.

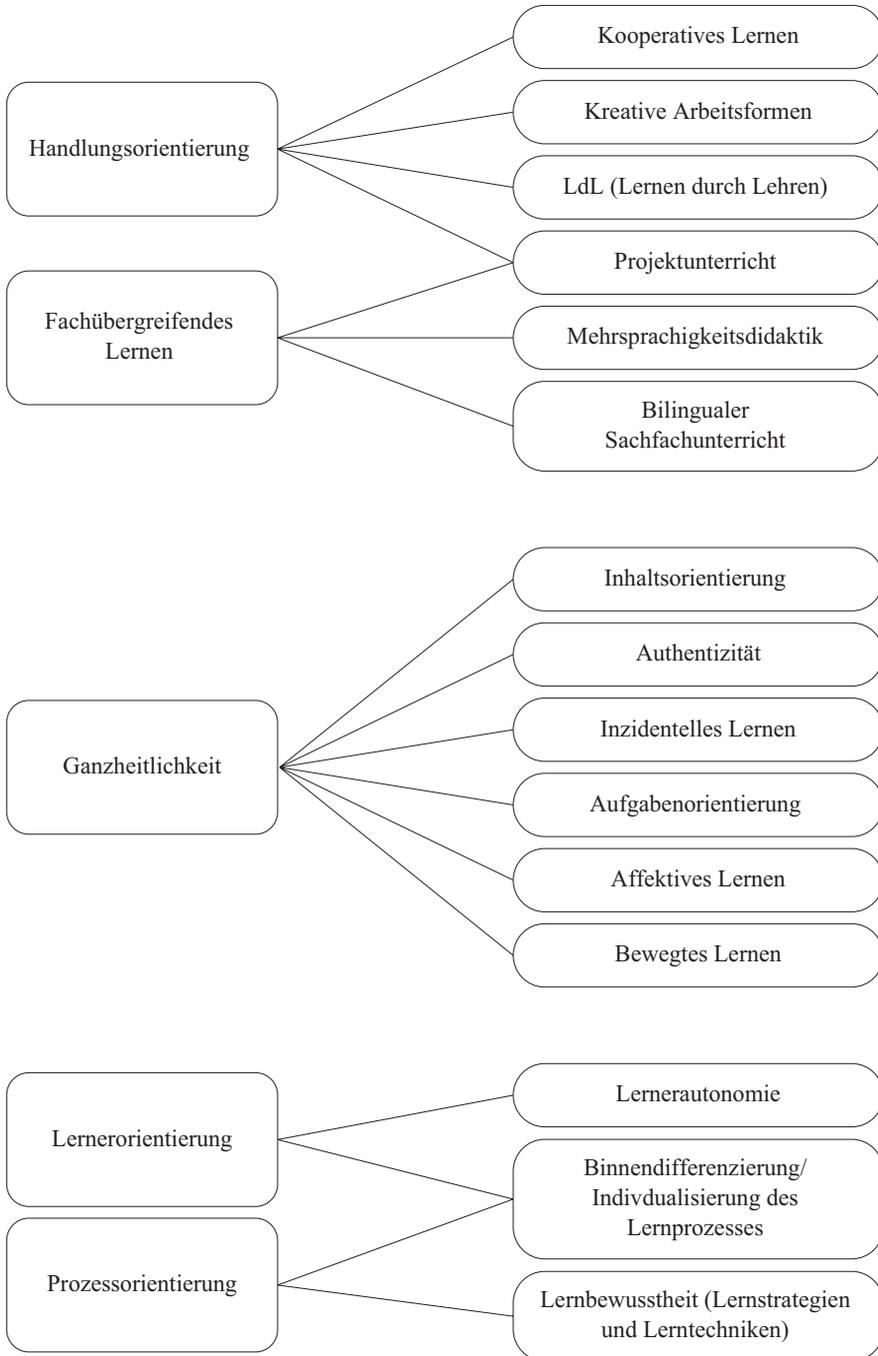


Abb. 1: Prinzipien des neokommunikativen Fremdsprachenunterrichts¹⁷.

¹⁷ Reinfried 2001.

Obwohl die neokommunikative Konzeption von Reinfried ziemlich ausführlich ist, ist sie nicht lückenlos. Wie der Autor selbst betont, besteht Diskussionsbedarf auf der Makroebene.¹⁸ Damit bezieht er sich auf das Methodenmodell von Richard und Rodgers,¹⁹ in dem drei Ebenen definiert werden, was die folgende Abbildung präsentiert:

Makroebene Theoretische Annahmen	Bezüge zur Sprachtheorie Lernpsychologie u.a. Bezugswissenschaften
Mesoebene Unterrichtsziele und Organisation des didaktischen Felds	Entscheidungen über: Lernziele Inhalte Lehr- und Lernkonzepte Lehr- und Lernmaterialien Rolle der Lehrenden und Lernenden
Mikroebene konkrete Unterrichtstechniken	Festlegung von Lehr- und Lerntechniken Interaktionsmustern Übungsformen

Abb. 2: Methodenmodell in Anlehnung an Richards und Rodgers (1986), modifiziert von Reinfried (2001)

Die von Reinfried definierten neokommunikativen Leitprinzipien beziehen sich auf die Mesoebene und Mikroebene des Methodenmodells. Zu theoretischen Fundierungsbemühungen (Makroebene) können dagegen der Informationsverarbeitungsansatz und der Konstruktivismus herangezogen werden. Als eine Stimme in der Diskussion über die Makroebene kann auch die anthropozentrische Theorie von Grucza angeführt werden.

3. Theoretische Annahmen für die postkommunikative Ära aus der polnischen Perspektive

Gruczys anthropozentrische Theorie wird als jene verstanden, die der Trivialisierung kommunikativer Kompetenz im FU vorbeugt. Die von vielen Disziplinen profitierende kommunikative Didaktik führte zum vereinfachten Verständnis der kommunikativen Kompetenz, was sich u.a. auf das eingeschränkte Sprach-, Kommunikations- und Kulturverständnis innerhalb der Fremdsprachendidaktik hat zurückführen lassen. In erster Linie steckte eine solche Reduktion im Verständnis der Natur der menschlichen Sprache, was maßgeblich zu vielen Misserfolgen in

¹⁸ Ebd., S. 14.

¹⁹ Richard, Rodgers 1986.

der fremdsprachendidaktischen Praxis geführt hat.²⁰ Gruczas Theorie bringt das Thema auf die richtige Bahn, weil sie die grundsätzlichen Begriffe auf die für die glottodidaktische Perspektive relevante Weise definiert.

3.1. Sprache und Kultur in Gruczcas Theorie

Im Lichte der anthropozentrischen Sprachentheorie wird die Sprache als eine bestimmte Eigenschaft des Menschen definiert, nämlich als seine Fähigkeit zu kommunizieren. Dank ihrer Kommunikationsfähigkeiten sind die Menschen imstande, sprachliche Äußerungen zu produzieren, sie gezielt im Kommunikationsprozess als Kommunikationsmittel einzusetzen sowie sprachliche Äußerungen anderer Menschen zu empfangen und zu interpretieren.²¹ Die sprachlichen (oder: kommunikativen) Fähigkeiten eines Menschen werden durch sein umfangreiches Wissen begründet, vor allem durch sein sprachliches (u.a. semantisches und pragmatisches Form-, Funktions- und Realisationswissen)²² und sein nichtsprachliches Wissen (Weltwissen, Fachwissen, kulturelles Wissen usw.). Nach Grucza sind

wirkliche menschliche Sprachen [...] weder selbständige Gegenstände noch ideales Dasein oder abstrakte Systeme noch – umso weniger – lebende Organismen [...]. Zu überbrücken ist die Tendenz, sie apriorisch zu idealisieren, d.h. sie als vom Menschen unabhängige Daseinsformen aufzufassen. [...] Sprachen sind immer nur interne menschliche Eigenschaften, existieren nur wirklich (real), d.h. nicht ohne den Menschen.²³

Im Lichte der Theorie von Grucza lässt sich die Sprache dreidimensional betrachten: als Idiolekt (auf der individuellen Ebene), als Polylekt (auf der kollektiven, sozialen Ebene), und auf der Ebene der sprachlichen Äußerungen.²⁴ Das heißt, „Sprache“ ist in ihrer Tridimensionalität (als Idiolekt, Polylekt und als eine bestimmte Menge von sprachlichen Äußerungen) aufzufassen²⁵ mit zwei ihrer Funktionen: der kognitiven Funktion und der kommunikativen Funktion. Der Idiolekt gründet auf sprachlichen Eigenschaften, die im Gehirn lokalisiert sind.²⁶ Das Gehirn erfüllt also eine doppelte Funktion: im Gehirn sind die sprachlichen Eigenschaften lokalisiert, zugleich ist es eine „zentrale Exekutive“ zur Durchführung von sprachlichen Operationen.²⁷ Ähnlicher Ansicht ist Dakowska, die die kognitive Architektur der Menschen in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellt.²⁸

²⁰ Sadownik 2020.

²¹ Grucza 1993a: 31, 1993b: 157, nach: Olpińska-Szkiełko 2012: 240.

²² Grucza 1997: 12ff.

²³ Grucza 1993: 28f.

²⁴ Bonacchi 2011: 9f.

²⁵ Ebd., S. 38.

²⁶ Grucza 1989: 23ff.

²⁷ Bonacchi 2011: 30.

²⁸ Dakowska 2014: 45.

Die Theorie von Gruzca stellt den Menschen mit allen seinen sprachlichen und kulturellen Eigenschaften in den Vordergrund. Das bedeutet, dass Sprache und Kultur nicht autonom aufgefasst werden sollen, sondern als dynamisches Gefüge interagierender menschlicher Eigenschaften. Diese Eigenschaften sind im Gehirn lokalisiert.²⁹ Kultur teilt Gruzca in:

– Wirkliche Kulturen konkreter Menschen als Menge aller kulturellen Eigenschaften eines konkreten Menschen, sein Wissen und Können; es ist die Idiokultur als die Menge der Wissens Elemente einer bestimmten Person, die ihr ermöglichen, sprachlich-kulturelle Ausdrucksformen (Texte) zu produzieren, zu identifizieren oder zu interpretieren.

– Gemeinsame Kultur einer Menschengemeinschaft als logischer Durchschnitt von kulturellen Eigenschaften, ihr Wissen und Können; es sind Polykulturen einer Verkehrsgemeinschaft.

– Prototypische Abbildungen (Modelle, Muster) menschlicher Kulturen als das Wissen und Können einer beliebigen Menschengemeinschaft, bestimmte Ergebnisse kognitiver Beschäftigung mit den Idiokulturen und Polykulturen einer Gemeinschaft; es sind Muster, die von allen Mitgliedern einer Menschengemeinschaft respektiert werden sollen.³⁰

Mit seiner Theorie weist Gruzca darauf hin, dass jeder Mensch als sozial handelndes Kultursubjekt und Sprachsubjekt aufzufassen sei. Daher sind sprachliche Äußerungen vor dem Hintergrund eines spezifischen soziokulturellen Wissens einer bestimmten Verkehrsgemeinschaft zu verwenden und zu untersuchen.³¹

3.2. Glottodidaktische Implikationen der anthropozentrischen Theorie von Gruzca für die gegenwärtige Glottodidaktik

Aus Gruzcas Theorie lassen sich auch Schlussfolgerungen für die Meso- und Mikroebene ziehen. Ausgehend davon, dass die Sprache als menschliche Kommunikationsfähigkeit definiert wird, wäre das Hauptziel jedes Fremdsprachenunterrichts die Entwicklung der Kommunikationsfähigkeit, d.h. der Voraussetzungen, um sprachliche Äußerungen anderer Menschen zu verstehen, eigene sprachliche Äußerungen zu realisieren und sie als Mittel im Kommunikationsprozess zu benutzen und dabei sowohl bei der Rezeption als auch bei der Produktion von sprachlichen Äußerungen ihre Kontexte und kommunikativen Situationen zu berücksichtigen.³² Als grundsätzliches didaktisches Material ist laut der anthropo-

²⁹ Gruzca 1989: 23.

³⁰ Gruzca 2012.

³¹ Ebd., S. 316.

³² Gruzca 2005: 49.

zentrischen Konzeption der Text zu verstehen. Wie Grucza schreibt, ist die einzige Möglichkeit, das fremdsprachliche System zu rekonstruieren, die Auseinandersetzung mit fremdsprachlichen Äußerungen.³³ Die „fremden“ Texte stellen für den Lerner strukturelle Muster für die Realisierung eigener Äußerungen in der jeweiligen Sprache dar. Die durch den Lerner selbst produzierten Texte spiegeln den Stand der Internalisation seiner eigenen Sprachfähigkeiten wider.³⁴ Im Unterrichtsprozess werden die authentischen Texte bevorzugt, wobei die didaktisierten nicht ausgeschlossen und diskriminiert werden.³⁵ Das Schwergewicht sollte eher auf die Relevanz der Texte gelegt werden.³⁶ In diesem Kontext scheint das Postulat des relevanten Inputs und der für die bestimmten Schüler relevanten Aufgaben nichts an Bedeutung verloren zu haben. Das didaktische Ziel wäre, die Lernenden mit den sprachlichen Aufgaben kognitiv zu engagieren und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Kommunikationserfahrung zu gewinnen und schrittweise zu bereichern. Dabei ist ein gutes Verständnis der authentischen, kommunikativen Aufgaben nötig. So warnt z.B. Dakowska davor, dass Rollenspiele möglicherweise ihren kommunikativen Charakter verlieren, wenn sie auf künstlich geschaffenen Kommunikationsabsichten basieren, was die Lernenden hindert, sich mit den vorgeschlagenen Rollen zu identifizieren. Im diesem Falle sei die Effektivität solcher Aufgaben so gering wie Drillübungen.³⁷

Da in der polnischen Glottodidaktik heute von der oben sehr kurz skizzierten Konzeption ausgegangen wird, musste sie auch hier als Ausgangspunkt der Überlegungen zum Stand der neo/postkommunikativen Fremdsprachendidaktik dienen. Im Folgenden wird präsentiert, wie die anderen polnischen Forscher mit dem Begriff post/neokommunikativ umgehen und was sie darunter verstehen.

3.3. Skowroneks Auffassung von „postkommunikativ“

Eine interessante Interpretation des postkommunikativen Fremdsprachenunterrichts findet man bei Skowronek, die in ihrer neuesten Publikation³⁸ den Stand der heutigen Glottodidaktik darstellt. Anfänglich von dem Behaviorismus berichtet sie über die strukturalistische und kognitive Wende, dann über die kommunikative Wende der 1970er Jahre und schließlich schildert sie den pragmatisch-funktionalen Ansatz der 1980er Jahre. Den pragmatisch-funktionalen Ansatz bezeichnet sie als postkommunikativen, interkulturellen Ansatz. Als die wichtigsten Tendenzen für diese Periode nennt Skowronek die Hervorhebung der Mündlichkeit, den Ver-

³³ Grucza 2000: 78.

³⁴ Grucza 1999: 66.

³⁵ Ebd.

³⁶ Dakowska 2014.

³⁷ Dakowska 2001.

³⁸ Skowronek 2019.

zucht darauf, nur die Hochsprache zu unterrichten zugunsten der verschiedenen sprachlichen Varietäten und die Relativierung der Grammatik auf der Prioritätenskala des FSU. Als wichtigste methodisch-didaktische Prinzipien dieser Periode nennt Skowronek: Natürlichkeit, Authentizität und verstehendes Zuhören (in Anlehnung an Krashens Natural Approach), Fokus auf soziokulturellen kommunikativen Sprachgebrauch im Unterricht, Untrennbarkeit von Sprache und Kultur und nonverbale Kommunikationsmittel. Die Lernziele für den FSU als institutionell gesteuerte Art der Kommunikation sind nach Skowronek die Förderung der Kommunikationsfähigkeit der Lernenden, die auf eine möglichst realitätsnahe, natürliche Kommunikation, d.h. auf die aktive Teilhabe an Kommunikationsprozessen effektiv vorbereitet werden sollen.³⁹ Die besondere Hervorhebung der konzeptionellen Mündlichkeit in den 80er Jahren führte (methodisch gesehen) zu der besonderen Fokussierung auf den lebensnahen kommunikativen Sprachgebrauch im Unterricht. Das ist auch die Zeit, als das Interkulturelle besonderen Platz im Unterricht gewann oder zu gewinnen versuchte. Die Verbundenheit von Sprache und Kultur wurde besonders stark betont.

Die jüngere Zeit (seit den 1990er Jahren bis heute) interpretiert Skowronek als das Fortdauern des kommunikativen Ansatzes mit der Hinwendung zum bewussten Lernen, welches auf dreierlei Weise realisiert wird in: 1. Sprachlernstrategien und Kommunikationsstrategien, 2. Sprachbewusstsein und Sprachbewusstheit, 3. Lernautonomie. Diese Hinwendung zu den sprachbewussten Elementen ist als Reaktion auf den Misserfolg der kommunikativen Annahme zu verstehen, wonach die Möglichkeit bestehe, die Fremdsprache einfach durch bloße Wiederholung von dialogischen Mustersätzen für den wirklichen Sprachgebrauch natürlich erlernen zu können.

3.4. Postkommunikative Didaktik bei Żylińska

Im Jahre 2013 hat sich Żylińska zum Thema geäußert, indem sie eine Monographie mit dem Titel „Postkomunikatywna dydaktyka języków obcych w dobie technologii informacyjnych“ veröffentlicht hat. Wie alle, die für eine postkommunikative Didaktik plädieren, lehnt auch sie die Idee einer dominierenden Methode ab und schlägt vor, eine solche durch ein „Grundsatzepaket“ zu ersetzen. Die von ihr formulierten Prinzipien der postkommunikativen Didaktik basieren auf den konstruktivistischen Konzeptionen, mit besonderer Berücksichtigung von Johns Deweys und Lew Wygotskis Postulaten. Diese Grundsätze der postkommunikativen Didaktik (wie sie es nennt) präsentiert sie in Form einer Liste, die der Lehrer im Unterricht berücksichtigen sollte. Die aktive Teilnahme der Schüler und ihre kognitive Auseinandersetzung mit dem Sprachmaterial seien die wichtigsten Voraussetzungen des erfolgreichen Lernprozesses, den die Autorin als kre-

³⁹ Ebd., S. 65.

atives Handeln versteht, das Autonomie der Lernenden verlangt. Der Lehrer sollte die Bedürfnisse und Interesse der Schüler erkennen und den Lernprozess gemäß den Lernbedürfnissen leiten, zugleich darauf achten, alle Fertigkeiten zu entwickeln, denn man kann nicht voraussehen, was die Schüler in der Zukunft brauchen werden. Sie plädiert für authentische Kommunikation und Arbeit mit Texten bei grammatischen Themen. Großen Wert schreibt sie dem Verstehen im Lernprozess zu, indem sie betont, das Verstehen bestimmter Phänomene sei wichtiger als die Fähigkeit, eine Aufgabe zu lösen. Wichtig und nötig findet sie, auch kulturelle Themen in den Lernprozess einzubeziehen und von dem technologischen Fortschritt im Unterricht Gebrauch zu machen. Das würde die postkommunikative Didaktik konstituieren.

3.5. Postkommunikative Ansätze bei Kaliska

„Postkommunikative Ansätze“ – so benennt Kaliska⁴⁰ die neuen Richtungen und Strömungen in der fremdsprachlichen Didaktik, mit denen man versuchte, die Schwächen und Unzulänglichkeiten des kommunikativen Ansatzes zu überwinden. Die von ihr erwähnten Konzepte sind: aufgabenbasiertes Lernen, Projektunterricht, kooperatives Lernen und CLIL (der integrierte Sprachunterricht). Mit diesen kognitiv orientierten Konzepten erhoffte man, die kritisierte Oberflächlichkeit des pragmatisch-kommunikativen Ansatzes zu überwinden. Die auf der effektiven und authentischen Kommunikation fokussierte kommunikative Didaktik zeichnete sich zugleich durch die oberflächliche Auseinandersetzung sowohl mit den lexikalischen Themen als auch mit der Grammatik aus, was den Lernenden daran hinderte, einen richtigen Einblick in die Sprache zu bekommen. Dieser Mangel des kommunikativen Ansatzes, an die Sprache holistisch heranzugehen, wurde noch sichtbarer in der Konfrontation mit den Erkenntnissen der Neurolinguistik, deren Forschungsergebnisse den bewussten, selbständigen Umgang mit der Sprache sowie deren kognitive Verarbeitung als Voraussetzung des erfolgreichen Lernens hervorgehoben haben. Die vier genannten Konzeptionen scheinen den neuen Anforderungen gerecht zu werden und ihre Benennung mit der präfiguralen „neo“ Bildung scheint völlig berechtigt zu sein, denn sie alle beziehen sich immer auf die Annahmen der kommunikativen Didaktik.

Aufgabenbasiertes Fremdsprachenlernen entstand im Rahmen des kommunikativen Ansatzes in den 80er Jahren und konzentrierte sich auf die lebensnahen Aufgaben und basierte auf der Interaktion und Mitarbeit der Lernenden. Im Vergleich zu der kommunikativen Didaktik setzte das aufgabenorientierte Lernen eine größere Aktivität der Lernenden voraus. Der Lernende und seine Bedürfnisse wurden zum Ausgangspunkt des didaktischen Prozesses. Aufgabenorientiertes Lernen

⁴⁰ Kaliska 2018.

ermutigt den Lernenden zur kognitiven Anstrengung, ermöglicht sowohl grammatische Strukturen als auch den Wortschatz zu beherrschen, indem die Lernenden die Möglichkeit haben, die sprachlichen Angaben selbständig oder mit anderen Schülern kooperativ zu verarbeiten. Obwohl der Unterschied zwischen den beiden Konzepten deutlich zu sein scheint, ist es hier völlig angebracht, die Meinung von Littlewood anzuführen, der stark betont, dass die aufgabenorientierte Methodik nur in der Perspektive der kommunikativen Didaktik betrachtet und realisiert werden sollte. Er verweist auf die gemeinsamen Wurzeln der beiden Konzeptionen: Schülerorientierung, Analyse der Schülerbedürfnisse, Fokus auf den Inhalt nicht die Form, kommunikative Ziele aus dem Alltag und funktionale Orientierung.⁴¹ So ist auch der Projektunterricht als die Konzeption zu betrachten, die die Annahmen und Ziele der kommunikativen Didaktik vertieft realisiert. Im Allgemeinen setzt dieser Ansatz die aktive Teilnahme der Schüler an dem Lernprozess voraus und zielt auf die Ganzheitlichkeit, Autonomie und Interaktion ab. Schon in diesen zwei Ansätzen ist zu bemerken, dass die neokommunikative Didaktik die Handlungsorientierung bezweckt und sich die Entwicklung der Autonomie und Selbständigkeit der Schüler im Lernprozess zum Ziel macht, ohne das theoretische Lehren in den Vordergrund zu stellen. Das von Kaliska als drittes genannte Konzept (kooperatives Lernen) ist als eine Organisationsform des Unterrichts zu definieren und gründet auf folgenden Gedanken:

– Lernen ist ein aktiver, konstruktiver Prozess, in dessen Verlauf Lernende neue Informationen mit vorhandenem Wissen verknüpfen, um neue Ideen und Sinnzusammenhänge zu konstruieren.

– Lernen ereignet sich in Kontexten, die den Lernenden dazu anregen, mit anderen zu kooperieren, um Probleme zu identifizieren und anspruchsvolle Problemlösefertigkeiten zu erwerben.

– Lernen ist ein soziales und kommunikatives Geschehen. Austausch und Diskussion können das Verstehen und die Reflexion des Lerngegenstands optimieren.⁴²

Alle diese Postulate gelten auch für den CLIL, als Ansatz, in dem die Fremdsprache nicht als Gegenstand des Unterrichts, sondern als Medium eingesetzt wird.

Aus diesen vier Konzepten, die die Tendenzen der heutigen Didaktik skizzieren, ergibt sich die Notwendigkeit, Handlungs- und Schülerorientierung zu methodischen Schwerpunkten von Unterricht zu machen, wobei Handlungsorientierung im Sinne von Timm als ein „aufgaben- und prozessorientiertes“ *learning by doing*“ verstanden wird, „in dem die Schüler im Rahmen authentischer, d.h. unmittelbar-realer oder als lebensecht akzeptierbarer Situationen bzw. Aufgabenstellungen inhaltlich engagiert sowie ziel- und partnerorientiert [...] handeln“.⁴³ Schülerorientierung bezieht sich auf Angebote zur aktiven Mitwirkung

⁴¹ Littlewood 2004.

⁴² Weidner 2003: 32.

⁴³ Timm 1998: 12.

der Schülerinnen und Schüler und soll zum selbstständigen Lernen, d.h. zur Lernerautonomie führen. Lernerautonomie ist der rote Faden aller Konzeptionen. Auch nicht anders ist es bei Kumaravadivelu, dem Autor des Postmethodenkonzeptes.

3.6. Kumaravadivelus Einfluss auf die polnische Forschung

Das Postmethodenkonzept von Kumaravadivelu ergibt sich, wie der Autor selbst betont, nicht aus der Suche nach einer neuen Methode, sondern sollte eher eine Alternative für die Methode sein. Methoden werden disqualifiziert als solche, die künstlich in den Klassenraum transplantiert werden⁴⁴ und nicht den Bedürfnissen aller Lernenden gerecht werden können.

Der postmethodische Ansatz von Kumaravadivelu betont die Autonomie der Lehrers. Im Vergleich zu dem methodischen Ansatz, der das „stille Wissen“ des Lehrers übersehen hat⁴⁵ stellt die Konzeption der Postmethode das Potenzial der Lehrers in den Mittelpunkt, als Ausgangspunkt seiner Handlungen im Unterricht. Dieses Konzept kreierte den Lehrer, der weiß, wie man im Rahmen der akademischen und administrativen Zwänge, die von Institutionen, Lehrplänen und Lehrbüchern auferlegt werden, dennoch autonom zu handeln hat. Es fördert auch die Fähigkeit der Lehrkräfte, einen reflektierenden Ansatz für ihren eigenen Unterricht zu entwickeln, ihre eigene Unterrichtspraxis zu analysieren und zu bewerten, Veränderungen in ihrem Unterricht anzustoßen und die Auswirkungen solcher Veränderungen zu überwachen.⁴⁶ Kurz gesagt: die Förderung der Autonomie von Lehrern in dem postmethodischen Konzept bedeutet, Lehrern die Möglichkeit zu geben und sie zu befähigen, aus ihrer Praxis zu theoretisieren und das zu praktizieren, was sie theoretisiert haben. Ein weiteres Merkmal von Kumaravadivelus Konzeption ist der prinzipielle Pragmatismus, der auf der Pragmatik der Pädagogik basiert,⁴⁷ in der das Verhältnis von Theorie und Praxis, Ideen und deren Verwirklichung, nur durch die unmittelbare Tätigkeit des Lehrers verwirklicht werden können.⁴⁸ Der prinzipielle Pragmatismus konzentriert sich daher darauf, wie das Lernen im Klassenzimmer als Ergebnis des fundierten Unterrichts und kritischer Bewertung von dem Lehrer gestaltet werden kann. Eine der Möglichkeiten, wie der Lehrer dem prinzipiellen Pragmatismus folgen kann, besteht darin, das zu entwickeln, was Prabhu⁴⁹ ein Gefühl der Plausibilität nennt. Es geht um das subjektive Verständnis des Unterrichts, den der Lehrer leistet. Kumaravadivelus postmethodische Pädagogik für den Fremdsprachenunterricht basiert auf drei Grundpfeilern:

⁴⁴ Kumaravadivelu 2001.

⁴⁵ Larsen-Freeman 1991.

⁴⁶ Wallace 1991.

⁴⁷ Widdowson 1990.

⁴⁸ Ebd., S. 30.

⁴⁹ Prabhu 1990.

Partikularität, Praktikabilität und Possibilität. Laut der Partikularität sollte die Bildung, und vor allem Fremdsprachenbildung den lokalen Bedürfnissen und dem lokalen Schul- und Sozialkontext angepasst werden. Das kann mit den konkreten Methoden nicht geleistet werden, deswegen wird so sehr für die Entscheidungsfreiheit der Lehrer plädiert. Die Praktikabilität bezieht Kumaravadivelu auf den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis. Als nützliche Theorie versteht er diejenige, die aus der Praxis resultiert. Von dem Lehrer als reflexivem Praktiker wird verlangt, dass er didaktische Probleme erkennen kann, diese interpretieren, aus der Erfahrung lernen kann und letzten Endes alles kritisch reflektiert. Possibilität setzt voraus, dass Fremdsprachenkompetenzentwicklung zu der allgemeinen Entwicklung der Lernenden beiträgt, was in den didaktischen Richtlinien nicht ignoriert werden sollte.⁵⁰ Auf diesen drei Grundpfeilern lassen sich zehn Makrostrategien formulieren,⁵¹ die als Wegweiser für einen Fremdsprachenunterricht, der den aktuellen pädagogischen Anforderungen gerecht wird, dienen sollen. Das sind: „maximize learning opportunities, facilitate negotiated interaction, minimize perceptual mismatches, activate intuitive heuristics, foster language awareness, contextualize linguistic input, integrate language skills, promote learner autonomy, raise cultural consciousness, and ensure social relevance“.⁵²

Kumaravadivelu entwickelte eine aufschlussreiche Theorie, von der das oben Präsentierte nur ein kleiner Teil ist. Seine Konzeption spiegelt sich auch in der polnischen glottodidaktischen Praxis wider. Werbińska untersucht die Kompetenzen der Anfängerlehrer, indem sie sich auf das KARDS-Modell der Sprachlehrerausbildung für eine globale Gesellschaft von Kumaravadivelu bezieht. Laut diesem Modell ist der Lehrer unter anderem dazu verpflichtet, eine professionelle, persönliche und prozedurale Wissensbasis aufbauen zu können; die Bedürfnisse der Lernenden erkennen zu können und ihre Autonomie und Motivation im Lernprozess zu fördern; die eigene Identität als Lehrer zu erkennen; Theorien zu konstruieren und sie in das Unterrichtsgeschehen einzubeziehen und den Lernprozess aus vielen Perspektiven bewerten und interpretieren zu können.⁵³ Besonders vorteilhaft findet Werbińska in diesem Modell die Tatsache, dass hier dem Lehrer keine detailliert definierte Rolle aufgezwungen wird, die nur für eine begrenzte Zahl an Situationen adäquat sein könnte und die Vielfältigkeit der schulischen Kontexte außer Acht lassen würde, was ihre Nützlichkeit in Frage stellen müsste. Stattdessen zeichnen sich alle im Modell genannten Kompetenzen durch den hohen Grad der Interferenzkraft aus, die die Fähigkeit bezeichnet, das neue aus dem altem Wissen zu kreieren.⁵⁴

Die anderen polnischen Forscherinnen, die sich mit dem Thema der post-methodischen Ära auseinandersetzen und sich von Kumaravadivelu inspirieren

⁵⁰ Kumaravadivelu 2001.

⁵¹ Kumaravadivelu 1994: 38.

⁵² Kumaravadivelu 2006: 201.

⁵³ Kumaravadivelu 2012.

⁵⁴ Werbińska nach Kwiatkowska 2010.

lassen sind Jodłowiec und Nizegorodcew. In ihrem Artikel berufen sie sich auf die drei Pfeiler von Kumaravadivelus Didaktik und seine Makrostrategien. Ihrer Ansicht nach manifestiert sich die post-methodische Didaktik in folgenden Konzeptionen: aufgabenorientiertes Lernen mit dem Schwerpunkt der Entwicklung der Schülerautonomie, interkulturelles und inhaltsbasiertes Lernen und mit dem Multimedia-Einsatz.

Zusammenfassung

Das Wort „post- oder neokommunikativ“ machte keine Karriere in dem polnischen glottodiaktischen Kontext. Es gibt auch keine umfassende polnische Konzeption der Postmethode in der Fremdsprachendidaktik. Diejenigen, die das Wort gebrauchen, beziehen sich eher auf fremde Konzeptionen mit dem Ziel, diese näherzubringen, zu definieren oder in das eigene Forschungsvorhaben zu implementieren. Unabhängig von der Nomenklatur decken sich die polnischen gegenwärtigen glottodidaktischen Konzeptionen und Tendenzen natürlicherweise mit denen, die weltweit als neo- oder postkommunikativ bezeichnet werden. Möglicherweise ergibt sich das geringe Interesse an diesem Wort aus einer gewissen Vorsicht, wie sie z.B. Krumm⁵⁵ in dieser Hinsicht zeigt, indem er sich weigert, das interkulturelle Lehren und Lernen bzw. die interkulturelle Orientierung des Fremdsprachenunterrichts als „postkommunikative“, eine neue Methode einleitende Phase zu deklarieren. Es sei doch nicht nötig mit Modewörtern zu jonglieren. Das Hauptziel wäre, eine gute Theorie auszuarbeiten, denn, wie man sagt, ist nichts so praktisch, wie eine gute Theorie. Und auf die Frage, wie die heutige Periode in der Fremdsprachendidaktik heißt, gibt es keine eindeutige Antwort. Obwohl man heute ab und zu von einer „postkommunikativen Phase“ in dieser Disziplin spricht, lässt sich der Fremdsprachenunterricht mit Recht als ein kommunikativ orientierter bezeichnen.

Literatur

- Allwright, Richard L. (2003): *Exploratory practice: Rethinking practitioner research in language teaching*. In: *Language Teaching Research* 7, S. 113–141.
- Bonacchi, Silvia (2011): *Höflichkeitsausdrücke und anthropozentrische Linguistik*. Warszawa.
- Clarke, Mark (1994): *The Dysfunctions of the Theory. Practice Discourse*. In: *TESOL Quarterly* 28, S. 27–48.
- Dakowska, Maria (2001): *Psycholingwistyczne podstawy dydaktyki języków obcych*. Warszawa.
- Dakowska, Maria (2014): *O rozwoju dydaktyki języków obcych jako dyscypliny naukowej*. Warszawa.
- Eckerth, Johannes / Wendt, Michael (Hrsg.) (2003): *Interkulturelles und transkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht*. Berlin.

⁵⁵ Krumm 1994: 120.

- Gruca, Franciszek (1989): *Język a kultura, bilingwizm a biculturyzm: lingwistyczne i glottodydaktyczne aspekty interlingwalnych i interkulturowych różnic oraz zbieżności*. In: Gruca, Franciszek (Hrsg.): *Bilingwizm, biculturyzm – implikacje glottodydaktyczne*. Warszawa. S. 9–49.
- Gruca, Franciszek (1993a): *Zagadnienia ontologii lingwistycznej: o językach ludzkich i ich (rzeczywistym) istnieniu*. In: *Opuscula logopedica in honorem Leonis Kaczmarek*. Lublin. S. 25–47.
- Gruca, Franciszek (1993b): *Język, ludzkie właściwości językowe, językowa zdolność ludzi*. In: Piontek, Janusz / Wiercińska, Alina (Hrsg.): *Człowiek w perspektywie ujęć biokulturowych*. Poznań. S. 151–174.
- Gruca, Franciszek (1997): *Języki ludzkie a wyrażenia językowe, wiedza a informacja, mózg a umysł ludzki*. In: Gruca, Franciszek / Dakowska, Maria (Hrsg.): *Podejścia kognitywne w lingwistyce, translatoryce i glottodydaktyce*. Warszawa. S. 7–21.
- Gruca, Franciszek (2005): *Wyrażenie „upowszechnianie nauki” – jego status i znaczenie w świetle teorii aktów komunikacyjnych i lingwistyki tekstów*. In: Gruca, Franciszek / Wiśniewski, Wojciech (Hrsg.): *Teoria i praktyka upowszechniania nauki wczoraj i jutro*. Warszawa. S. 41–76.
- Gruca, Franciszek (2012): *Zum Gegenstand und zu den Aufgaben der anthropozentrischen Linguistik, Kulturologie und Kommunikologie sowie zur gegenseitigen Vernetzung dieser Erkenntnisbereiche*. In: *Kwartalnik Filologiczny LIX*, H. 3, S. 287–344.
- Gruca, Sambor (1999): *Didaktische Texte im Bereich der Glottodidaktik. Versuch einer Begriffsbestimmung*. In: *Glottodidactica XXVII*, S. 63–76.
- Gruca, Sambor (2000): *Kommunikative Adäquatheit glottodidaktischer Texte – zur Kritik des sog. Authentizitätspostulats. Aдекватność komunikacyjna tekstów glottodydaktycznych – krytyka tzw. postulatu autentyczności*. In: *Niemiecki w Dialogu / Deutsch im Dialog 2*, Nr. 1, S. 73–103.
- Jodłowiec, Maria / Niżgorodcew, Anna (2017): *Nauczanie języków obcych w erze post-metodycznej: Główne założenia i kierunki*. In: *Półrocznik Językoznawczy Tertium 1*, Nr. 1–2, S. 284–293.
- Kaliska, Marta (2018): *Model uczenia języków obcych w szkole wyższej na przykładzie języka włoskiego. Założenia teoretyczne, metodologia nauczania i zintegrowany rozwój kompetencji*. Warszawa.
- Königs, Frank G. (1991): *Auf dem Weg zu einer neuen Aera des Fremdsprachenunterrichts? Gedanken zur „postkommunikativen Phase“ in der Fremdsprachendidaktik*. In: *Taller de letras 1*, Nr. 9, S. 21–42.
- Krumm, Hans-Jürgen (1994): *Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht*. In: Bausch, Karl-Richard u.a. (Hrsg.): *Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen. S. 116–127.
- Kumaravadivelu, Bala (1994): *The Postmethod Condition: (E)merging Strategies for Second/Foreign Language Teaching*. In: *TESOL Quarterly 28*, S. 27–48.
- Kumaravadivelu, Bala (2001): *Toward a Postmethod Pedagogy*. In: *TESOL Quarterly 35*, S. 537–560.
- Kumaravadivelu, Bala (2006): *Understanding Language Teaching: From Method to Postmethod*. London.
- Kumaravadivelu, Bala (2012): *Language Teacher Education for Global Society*. New York.
- Kwiatkowska, Hanna (2010): *Nauczyciel – zawód ‘niemożliwy’, ale nieunikniony*. In: Michalak, Joanna (Hrsg.): *Etyka i profesjonalizm w zawodzie nauczyciela*. Łódź. S. 67–86.
- Littlewood, William (2004): *Task-Based Learning of Grammar*. In: *ELT Journal 58*, S. 319–326.
- Larsen-Freeman, Diane (1991): *Second Language Acquisition Research: Staking out the Territory*. In: *TESOL Quarterly 25*, S. 315–351.
- Meißner, Franz-Joseph (2005): *Zur Einführung in den Themenschwerpunkt*. In: Gnutzmann, Claus / Königs, Frank G. / Zöfgen, Ekkehard (Hrsg.): *Fremdsprachen lehren und lernen, Themenschwerpunkt: „Neokommunikativer“ Fremdsprachenunterricht*. Tübingen. S. 3–14.
- Olpińska-Szkiełko, Magdalena (2012): *Glottodidaktische Implikationen der anthropozentrischen Sprachentheorie*. In: *Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten 3*, S. 240–248.

- Piepho, Hans-Eberhard (1990): *Kommunikativer DaF-Unterricht heute – Überlegungen zum Einstieg in die postkommunikative Epoche*. In: *Deutsch lernen* 15, S. 122–142.
- Prabhu, N.S. (1990): *There is no best method – why?* In: *TESOL Quarterly* 24, S. 161–176.
- Reinfried, Marcus (2001): *Neokommunikativer Fremdsprachenunterricht: ein neues methodisches Paradigma*. In: Meißner, Franz-Joseph / Reinfried, Marcus (Hrsg.): *Bausteine für einen neokommunikativen Französischunterricht. Lernerzentrierung, Ganzheitlichkeit, Handlungsorientierung, Interkulturalität, Mehrsprachigkeitsdidaktik*. Tübingen. S. 1–20.
- Richards, Jack / Rodgers, Theodore (1986): *Approaches and Methods in Language Teaching: A description and analysis*. Cambridge.
- Sadownik, Barbara (2020): *Die kommunikativ – pragmatische Orientierung im Fremdsprachenunterricht und ihre theoretische Grundlegung – Kritik und Perspektiven aus glottodidaktischer Sicht*. In: *Forum Filologiczne Atenum* 1 (8), S. 27–57.
- Skowronek, Barbara (2011). *Deutsch als Fremdsprache, ökokratisches Konzept*. In: *Glottodidactica* XXXVII, S. 129–141.
- Skowronek, Barbara (2019): *Fremdsprachenunterricht als Kommunikation unter Berücksichtigung von lautsprachlich kommunizierenden Gehörlosen*. Poznań.
- Surkamp Carola (2017): *Metzler Lexikon Fremdsprachendidaktik. Ansätze-Methoden-Grundbegriffe*. Stuttgart.
- Timm, Johannes-Peter (1998): *Entscheidungsfelder des Fremdsprachenunterrichts*. In: Timm, Johannes-Peter: *Englisch lernen und lehren – Didaktik des Englischunterrichts*. Berlin. S. 7–14.
- Trim, John (1978): *Des Voies possibles pour l'élaboration d'une structure générale d'un système européen d'unités capitalisables pour l'apprentissage des langues vivantes par des adultes*. Strasbourg.
- Trim, John / North, Brian / Coste, Daniel (2001): *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*. München.
- Wallace, Michael (1991): *Training foreign language teachers: A reflective approach*. Cambridge.
- Werbińska, Dorota (2013): *Kompetencje początkującego nauczyciela języka obcego w świetle modelu KARDS B. Kumaravadivelu*. In: *Neofilolog* 40, Nr. 2, S. 279–303.
- Weidner, Margit (2003). *Kooperatives Lernen im Unterricht*. Hannover.
- Widdowson, Henry George (1990): *Aspects of language teaching*. Oxford.
- Żylińska, Marzena (2007): *Postkomunikatywna dydaktyka języków obcych w dobie technologii informacyjnych. Teoria i praktyka*. Warszawa.

Agnieszka Mucha

ORCID: 0000-0002-8500-1744

Jan-Kochanowski-Universität, Kielce

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.7>

Interdisziplinarität der politischen Wahlkampf- und Wahlloganforschung – Rückblick und Forschungspotenziale

Abstracts

Der vorliegende Beitrag will in zwei Schritten das Thema der Wahllogan- bzw. Wahlplakatierungsforschung näherbringen. Im Vorfeld diesbezüglicher Erwägungen wird der Forschungsstand auf diesem Gebiet bei gleichzeitiger Unterscheidung zwischen einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und der Hervorhebung ihrer Interdisziplinarität skizziert. Es wird deutlich aufgezeigt, dass Wahllogans auf dem linguistischen, politikwissenschaftlichen oder werbepsychologischen Gebiet bereits seit den 60er Jahren immer wieder und vielschichtig zum Untersuchungsgegenstand gemacht worden sind. Im zweiten Anlauf, basierend auf der Prämisse, dass sich ein Wahlkampfgeschehen als Performance darstellen und in performativen Kategorien untersuchen und beschreiben lässt, wird mit dem vorliegenden Beitrag signalisiert, inwiefern ‚performance studies‘ interessante Forschungsansätze auf dem Gebiet der ‚Wahllogans‘ erlauben und auf welche Art und Weise bzw. mit Hilfe von welchem Instrumentarium die Wahlplakate auf ihre kognitive und emotionale Performativität hin zu untersuchen sind.

Schlüsselwörter: Wahlloganforschung, Wahlkampfgeschehen als Performance, Politik als Theater, performance studies‘, Performativitätsansatz, kognitive und emotionale Performativität

Interdisciplinarity of research on political campaigns and election slogans: A retrospective overview on the subject and its research potential

The main objective of the article is to present the interdisciplinarity of research on campaign slogans and posters. Initial considerations include presenting the current state of research – it is evident that such efforts have been undertaken since the 1960s, in the context of multiple disciplines such as linguistics, political and communication sciences, as well as market and advertising psychology.

The most important aim of the article is to showcase methods which can be used to analyse election campaigns and describe them through the lens of “performance studies.” Various performativity strategies are listed and briefly explained. The author concludes that theatrical analysis can also be applied in a non-theatrical context, especially in campaign research. The subject demands more detailed inquiry, since the election campaign and the political performance must be considered as an essential condition for the existence of a democratic government.

Keywords: analysis of election materials, interdisciplinarity of campaign slogan research, election event as a performance, “performance studies”, cognitive and emotional performativity

Agnieszka Mucha, Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach, Instytut Literaturoznawstwa i Językoznawstwa, ul. Uniwersytecka 17, 25-406 Kielce, Polen, E-Mail: a.mucha@onet.pl, agnieszka.mucha@ujk.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.04.2022

Einleitung

Über Slogans im Allgemeinen und darunter auch politische Wahlslogans liegt eine große Anzahl von Sammelbänden, Kurzbeiträgen und Studien vor. Bereits beim ersten Anblick diesbezüglicher Abhandlungen und deren Titel fällt auf, dass unter verschiedenen Gesichtspunkten an dieses Thema herangegangen wird. In diesem Beitrag werden daher aus der Fülle an Literatur zum Thema ‚Slogans‘ solche Arbeiten berücksichtigt und angeführt, die sich ausschließlich der politischen Wahlwerbung, vorwiegend in Form von Wahlslogans und ihrer Analyse auf unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern, zuwenden. Dieser Artikel will demgemäß darauf abzielen, einen bescheidenen Anriss der vorliegenden Literatur und zugleich einen Überblick über die bisherige Forschung zu politischen Wahlkampagnen zu verschaffen, der Schwerpunkt liegt auf den Themen ‚Wahlplakatierung‘ und ‚Wahlslogans‘ unter Bezugnahme auf einzelne Disziplinen, woraus im Endeffekt weitere mögliche Forschungsfelder aufgezeigt werden sollen.

1. Sloganforschung in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen- retrospektiv gesehen

1.1. Slogans in sprachwissenschaftlichen Kategorien

Zuallererst soll die bereits aus dem Jahre 1972 stammende Arbeit von Heidrun Abromeit hervorgehoben werden, die als wichtige Schnittstelle zwischen den politischen Werbeträgern und Werbemitteln der Wirtschaftswerbung angelegt ist, was bereits der Titel: *Das Politische in der Werbung. Wahlwerbung und Wirt-*

schaftswerbung in der BRD eindeutig suggerierte. Mit Blick auf das Hauptanliegen der Studie, Gemeinsamkeiten der politischen und ökonomischen Werbung zu untersuchen und politische Implikationen der Wirtschaftswerbung anhand konkreter Beispiele darzustellen, machte Abromeit das schriftliche Werbematerial der Wirtschaftswerbung (Inserate) sowie die Werbeanzeigen der Parteien (CDU, SPD, FDP) zur Bundestagswahl 1949, 1953, 1957, 1961, 1965 und 1968 zum Schwerpunkt ihrer Abhandlung und versuchte, mit Hilfe von linguistischen und psychologischen Kategorien die politische Sprache und ihre Kennzeichen, quasi „die sprachlichen Werkzeuge politischer Werbung“¹ zu erfassen.

Als nächste nennenswerte Standardpublikation gilt auf dem Gebiet der linguistischen Untersuchungen die Analyse von Gerd Müller (1978) mit dem Titel: *Das Wahlplakat. Pragmatische Untersuchungen zur Sprache in der Politik am Beispiel von Wahlplakaten aus der Weimarer Republik und der Bundesrepublik*. Den Bezugsrahmen für diese pragmatisch und diachronisch angelegte Untersuchung bildeten Wahlplakate und ihre Slogans aus den Jahren 1919–1972. Das Untersuchungsziel von Gerd Müller war, so die von ihm selbst geäußerte Zielsetzung, „die spezifische Rolle des Plakats innerhalb der in einer Kampagne eingesetzten Werbemittel zu ermitteln“.² Den Ausgangspunkt für seine Analysen bildete die Annahme, dass Wahlplakate durch die folgenden drei Faktoren definiert werden und zwar durch den Urheber (= politische Partei), Herstellungs- und Rezeptionsbedingungen sowie ihre primäre kommunikative Funktion, „die Absicht von S, H zu einer Handlung im Interesse von S zu bewegen“.³ In Anlehnung daran wurden von Müller beispielsweise die distinktiven und integrativen Selektionsmuster (Adressatenselektion nach Geschlechtsrollen, soziale Positionen, Nationalität, Familien- bzw. Situationsrollen) sowie die verschiedenen Sprecherkonstellationen von Wahlplakaten (um einige zu nennen: die Parteien als eindeutig identifizierbarer Sprecher, undifferenzierte Adressatengruppen als Sprecher oder der politische Gegner als Sprecher) genauer beleuchtet. Darüber hinaus wandte sich Müller solchen Aspekten wie der Verwendung von Zitaten, der Funktion von Eigennamen für die Selbstdarstellung, den Typen der inhaltlichen Reduktion oder Strategien zur Abgrenzung von den Konkurrenzparteien zu, wobei er hier die Aufwertung der eigenen Position und die Abwertung des Gegners als komplementäre Funktionen politischer Werbesprache erkannte.⁴

Eine typisch linguistische Perspektive für seine Abhandlung wählte weiterhin Paul-Hermann Gruner, der im Rahmen seiner Arbeit (1990) die einzelnen Wahlslogans der Parteien untersuchte und zwar konkret die Wahlkampfsprache der Bun-

¹ Vgl. dazu Abromeit 1972: 11.

² Müller 1978: 37.

³ Ebd., S. 251.

⁴ Vgl. dazu ebd. S. 167.

destagswahlkämpfe von 1957 und 1987 und ihre „inszenierte Polarisierung“.⁵ Er analysierte die beiden Bundestagswahlkämpfe mit besonderer Bezugnahme auf die zur betroffenen Zeit erstellten Plakattexte, Texte aus Werbebroschüren, Zeitungsanzeigen der Parteien, oder sogar Reden und Interviews. Er ging von den drei Grundfunktionen des Wahlkampfes aus und zwar der Information, Identifikation und Mobilisierung und setzte sich zum Ziel, in einem Vergleich der ausgewählten Wahlkämpfe zu überprüfen, ob ihre Sprache diese Funktionen erfüllt, nicht erfüllt bzw. inwiefern.⁶ Seine Forschungsergebnisse betrafen unterschiedliche Aspekte wie die Erfassung der Slogan-Rhetorik, wichtige Schlüsselbegriffe und Wortsymbole, die Analyse der wahlkampfesprachlichen Euphemismen und Kakophemismen als „Elemente des Nicht-rationalen in der Wahlkampfesprache“,⁷ oder die sozial-/geschlechtsspezifisch selektierende Adressierung der Wahlkampfesprache der analysierten Wahlkampffahre.

Hinsichtlich der Thematisierung von politischen Slogans auf dem linguistischen Feld nimmt schließlich die umfangreiche Studie von Monika Toman-Banke aus dem Jahre 1996 eine zentrale Stellung ein. Die Materialsammlung für ihre Untersuchungen machten in dieser Abhandlung 329 Slogans von SPD, CDU, CSU und FDP bei 13 aufeinanderfolgenden Bundestagswahlen (und zwar von 1949 bis 1994) aus. Die Autorin zog zu ihrer Analyse folgende linguistische Kriterien heran: die Sprechereinstellung im Text, Nomination, Intention, den dominierenden Sprechhandlungstyp, Slogan-Funktionen, den textuellen Beziehungsaspekt sowie sprachliche Auffälligkeiten. Davon ausgehend unternahm sie eine pragmatische Analyse der einzelnen Slogans. Näher betrachtet wurden in ihrer Publikation ebenfalls stilistische und strukturelle Merkmale wie z.B. Schlüssel-, Hochwert-Reizwörter, Anlehnungen an bekannte Redemuster, Zitate, Reime, Interpunktion, typographische Besonderheiten, Bildbezug oder umgangssprachliche Merkmale. Ausgehend von der Annahme, dass Slogans ein zeitgeschichtliches Zeugnis sind, erschien für Toman-Banke die Auseinandersetzung mit dem zeitgeschichtlichen Hintergrund und mit aktuellen politischen und gesellschaftlichen Ereignissen der zu analysierenden Wahlkampfperioden, unerlässlich. Weiterhin ist für ihre Arbeit ein breit angelegter theoretischer Ansatz charakteristisch, der Aspekte wie Gliederungsmodelle der politischen Sprache, der Organisation, Funktion und Grundmuster des Wahlkampfes und der Wahlslogans innerhalb einer Wahlkampagne umfasst, nichtsdestoweniger wurden all diese Teilbereiche als interdisziplinäres Instrumentarium zielgerichtet in Hinblick auf eine möglichst aufschlussreiche linguistische Analyse der Wahlslogans eingesetzt.

Stichpunktartig verdienen darüber hinaus einige weitere sprachwissenschaftlich orientierte Beiträge und längere Abhandlungen eine gesonderte Nennung, und zwar jene von Klotz (1975): *Slogans (1963)*, von Flader (1974): *Strategien der*

⁵ So der Titel der Studie von P.H. Gruner: *Die inszenierte Polarisierung. Die Wahlkampfesprache der Parteien in den Bundestagswahlkämpfen 1957 und 1987*.

⁶ Vgl. dazu Gruner 1990: 19.

⁷ Ebd., S. 144.

Werbung. Ein linguistisch-psychoanalytischer Versuch zur Rekonstruktion der Werbewirkung, Flader (1975): *Pragmatische Aspekte von Werbeslogans* (1972), Killian (2005): *Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat* sowie im polnischsprachigen Raum die Arbeit von Bralczyk (2003): *O języku polskiej polityki lat osiemdziesiątych i dziewięćdziesiątych*.

1.2. Politische Werbeslogans in den Politik-, Medien- und Kommunikationswissenschaften

Neben dem genannten linguistischen Gesichtspunkt lassen sich unter den Slogans und generell Wahlkämpfen gewidmeten Untersuchungen einige Arbeiten finden, in denen das Wahlgesehen in Form der für diesen Beitrag zentralen Wahlplakatierung als eine Art Spektakel und Aufführung analysiert wird. Dass politische Wahlwerbung als Ort der Inszenierung im wissenschaftlichen Diskurs begriffen und vielfach untersucht wurde, zeigt die Menge der diesem Aspekt gewidmeten Abhandlungen, um lediglich einige hierzu repräsentative Aussagen anzuführen: Kronacher meint, dass „die Inszenierung der politischen Kommunikation immer stattgefunden [hat]“ und dass „Politiker sich [inszenieren] und sie tun das nicht mehr oder weniger als jeder andere Mensch, der sich mit Neugier und Aufmerksamkeit beobachten lässt“. ⁸ Im Kontext des Wahlkampfes spielt die Inszenierung eine umso größere Rolle, denn sie „rangiert, bewusst oder unbewusst in der Wahrnehmung vor dem Inhalt“. ⁹

Quasi als Markenzeichen im Rahmen der rein politikwissenschaftlich orientierten Wahlplakatierungsuntersuchungen gilt das 1986 von Sarcinelli veröffentlichte Buch *Wahlkampf zwischen Politikinszenierung und Bürgerdialog*, in dem der Autor u. a. betonte, dass Wahlkämpfe „nicht das Resultat eines ohnehin stattfindenden Streits der Meinungen, sondern eben eine gezielte Inszenierungsleistung [seien]“. ¹⁰ Demzufolge betrachtete er Wahlkämpfe als massenmediales Ereignis, in dem Politiker als Regisseure und Hauptdarsteller fungieren. Näher besprochen wurden von Sarcinelli solche Inszenierungsstrategien wie z.B. Personalisierung, Fundamentalpolarisierung, Entsachlichung und die damit einhergehende Emotionalisierung sowie Appellation durch politische Begriffe.

Der Tatbestand, dass Politik ohne Inszenierung gar nicht denkbar und wohl nicht mehr vermittelbar ist, wurde ebenfalls Ende des 20. Jahrhunderts mit wissenschaftlichen Initiativen zum Ausdruck gebracht und zwar mit dem am 20. und 21. Juni 1998 in Stuttgart organisierten Kongress *Politik als Inszenierung – Darstellung und Wahrnehmung des Politischen in einer veränderten Gesellschaft* ¹¹

⁸ Kronacher 2002: 49.

⁹ Vgl. dazu ebd., S. 52.

¹⁰ Sarcinelli 1986: 25.

¹¹ Die Sammlung von den im Kongress gehaltenen Referaten findet man bei Siller, Pitz 2000.

oder durch Entstehung des interdisziplinären Forschungsprojekts zum Thema *Theatralität als politische Diskursform*: Die oben genannte Forschungsgruppe, um den Politologen Thomas Meyer aus der Dortmunder Universität versammelt, untersuchte, welche Formen des Theaters innerhalb der medialen Darstellung und der Selbstpräsentation der Politik zum Einsatz kamen und welche Konsequenzen es für politische Inhalte haben konnte.

Das Wahlplakat, jedoch lediglich im Kontext der Bundestagswahl 2002, machte auch die Reflexionsfläche für die auf vorhandene Inszenierungsstrategien hin angelegten Ausführungen von Eva-Maria Lessinger, Markus Moke und Christina Holtz-Bacha aus, die sich in ihrem Beitrag *Edmund, Essen ist fertig*.¹² mit dem Plakatwahlkampf und seinen Motiven auseinandersetzen.

Ähnlich angelegt wurde die zwei Jahre später erschienene, auf Wahlwerbespots zur Bundestagswahl 2004 bezogene Arbeit von Alex Jakubowski: *Parteienkommunikation in Wahlwerbespots. Eine systemtheoretische und inhaltsanalytische Untersuchung von Wahlwerbespots zur Bundestagswahl von 2004*. Jakubowski konzentrierte sich hier auf die kommunikationstheoretische Einordnung von Wahlwerbespots, Darstellung ihres normativen Rahmens, um schließlich u. a. solche Strategien wie Personalisierung, Image-Konstruktion, Negative Campaigning, Vertrauens- und Programmbezüge, (De-)Thematisierung und ihren inszenatorischen Charakter darzustellen.

Der Konzeption der politischen Wahlwerbung als Spektakel war im Allgemeinen ebenfalls der Sammelband von Andreas Dörner und Christian Schicha *Politik im Spot-Format. Zur Semantik, Pragmatik und Ästhetik politischer Werbung in Deutschland* (2008) verpflichtet, in dem jedoch größtenteils ausschließlich Wahlwerbe-, Fernsehspots der Parteien zur Bundestagswahl 2005 in ihrer sprachlichen Ausprägung sowie mit Berücksichtigung aller vorhandenen Inszenierungsstrategien thematisiert wurden. Die Inszenierung der Bundestagswahl 2005 fand in diesem umfangreichen Buch sehr vielschichtig Berücksichtigung und wurde z.B. mit Blick darauf untersucht, ob und inwieweit damit Politikverdrossenheit erzeugt werden konnte, welche journalistischen Darstellungsformen und Argumentationsstrategien in Wahlwerbespots des Wahljahres 2005 angewendet wurden, wie kinematographische Codes in den Wahlwerbespots zum Einsatz kamen bzw. wie diverse thematische Felder (Deutschlandbilder, Familienpolitik) und erwünschte Konfliktlinien vor der Bundestagswahl 2005 inszeniert und instrumentalisiert wurden. Für die Einzelanalysen wählten die Autoren von diesem Sammelband ebenfalls Marketingspekte bzw. versuchten aufgrund der Betrachtung von Wahlwerbespots Folgerungen für die politische Bildung oder den Politikunterricht zu ziehen.

Letztendlich verdienen einige relativ kurze Beiträge zum Aufführungskarakter der politischen Wahlkampfkommunikation eine gesonderte Nennung; um lediglich ein paar Autoren und Titel anzuführen: Kronacher (2002): *Härte mit Stil*:

¹² Lessinger, Moke, Holtz-Bacha 2003: 216–241.

Politik inszenieren, Raab/Tänzler (2002): *Politik im/als Clip. Zur soziokulturellen Funktion politischer Werbespots*, Kepplinger/Maurer (2003): *Image-Optimierung. Eine empirische Studie zu den Images von Gerhard Schröder und Edmund Stoiber im Bundestagswahlkampf 2002* bzw. *Politische Werbung als Teil der Wahlkampf-kommunikation. Anmerkungen zur Angemessenheit der Inszenierung* von Brosda/Schicha (2002), die bereits in der Einleitung behaupteten, dass „Wahlkämpfe zu hochgradig inszenierten Kommunikationszusammenhängen [wurden]“,¹³ bei denen eben grundlegend ist, dass, „durch eine Reihe von Inszenierungsstrategien die Emotionen vor allem der zunehmend politikentfremdeten Wählersegmente [mobilisiert werden]“.¹⁴

Aufgrund der angeführten Titel und Beispiele lässt sich ähnlich wie beim linguistischen Schwerpunkt feststellen, dass diesem Forschungsfeld bisher viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde. In solchen Abhandlungen kommt selbstverständlich notgedrungen der linguistische Aspekt zum Ausdruck, der jedoch parallel mit anderen in Politik- und Medienwissenschaft verankerten Forschungsansätzen einhergeht.

2. Sloganforschung unter kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkten

Die Betrachtung der politischen Wahlwerbung als Inszenierung kann weiterhin auf das Gebiet der Literatur- und Kulturwissenschaft führen, wobei hier der performative Ansatz und die Theorie von Erika Fischer-Lichte als grundlegend gelten können. Gemäß dem Performativitätsansatz wird das Wahlgeschehen in Form der Wahlplakatierung als Performance angesehen und untersucht. Es ist dabei stark an Fischer-Lichte anzuknüpfen, die betonte, dass eine Theateraufführung als ein Prozess bestimmt werden muss, „der aus dem gemeinsamen »Spiel« von Akteuren und Zuschauern, aus ihrer Interaktion hervorgeht“ und der deswegen nicht ausschließlich „als Darstellung eines Vorgegebenen – eines Textes [...]“, sondern „als ein Geschehen [zu begreifen ist], das sich zwischen Akteuren und Zuschauern vollzieht“.¹⁵ Erika Fischer-Lichte ging in ihrer Abhandlung *Semiotik des Theaters* davon aus, dass das kulturelle System des Theaters immer zwei Konstituenten, den Schauspieler, der eine gewisse Rolle spielt, und den Zuschauer voraussetzt, die absolut unabdingbar sind und als minimale Voraussetzung für das Bestehen vom Theater gelten. In einer ihrer Definitionen bemerkt sie: „Theater ereignet sich, wenn es eine Person A gibt, die X verkörpert, während S zuschaut“,¹⁶ wobei, so

¹³ Brosda, Schicha 2002: 249.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. dazu Fischer-Lichte 2004: 21.

¹⁶ Fischer-Lichte 1988: 25.

weiterhin Fischer-Lichte, „das A, mit Blick darauf, X darzustellen, immer auf bestimmte Weise, mit spezifischem Äußeren und in einem besonderen Raum agiert.“¹⁷

Die soeben angeführten Elemente der von Fischer-Lichte stammenden Theaterkonzeption implizieren wiederum für die auf diesem Gebiet geführten Forschungen, dass fertige Slogans und Wahlplakate nicht nur als solche, nicht bloß als stabiles Wahlkampfmittel beschrieben werden, sondern in Analogie zu einer theatralen Aufführung im breiten Kontext der Wahlkampfkommunikation untersucht und als etwas, was die Wahl-Performance ausmacht, begriffen werden sollten. Eine besondere Berücksichtigung verlangen demgemäß parallel einerseits die Ebene des Absenders (quasi des politischen Akteurs, also politische Parteien und ihre Wahlstäbe) und andererseits die der potenziellen Zuschauer (also der Wählerschaft als wichtigem Mitspieler). Im Rahmen der empirischen Untersuchung von der Zuschauergruppe (das Wahl-Publikum, die Öffentlichkeit, wahlberechtigte Bürger) treten der Begriff der ‚Einstellung‘, der Prozess der Einstellungsänderung im Kontext des Wahlkampfes sowie beispielsweise die Luhmannschen Regeln der Aufmerksamkeitserzeugung nahe. Die performative Analyse der Wahlplakatierung kann weiterhin zweierlei erfolgen und sich auf Folgendes fokussieren:

– zum einen auf die kognitive Performativität in Form einer rein inhaltlichen Entschlüsselung der in den einzelnen Slogans enthaltenen Botschaften. Die Auseinandersetzung mit der Perspektive der kognitiven Performativität kann bestenfalls anhand der Wahlprogrammanalyse erfolgen, mit der ein breiterer Kontext der Sloganaussagen zu erschließen ist. Dies ermöglicht weiterhin eine Rekonstruktion, einen Rückschluss auf die Identität der politischen Parteien und die Art und Weise ihrer Selbstdarstellung im Rahmen der Wahl-Performance in einer gegebenen Wahlperiode;

– zum anderen auf die emotionale Performativität, wobei hier der performative Wirkungsmechanismus der Wahlplakatierung mithilfe der Maslowschen Bedürfnispyramide und der in diesem Zusammenhang analysierten Erwartungshorizonte der Zuschauer (d.h. der Wählerschaft) zu erfassen wäre. Weiterhin taucht die Frage nach allen performativen Techniken auf, mit denen das Wahl-Publikum zu überzeugen ist, die z.B. in Anlehnung an die von Schechner genannten möglichen Funktionen der Performancen erforscht werden können.¹⁸ Wird die affektive Komponente oder emotionale Performativität in den Mittelpunkt gestellt, so erfolgt im Rahmen einer solchen Herangehensweise die Untersuchung der Empfindungen des Wählers, die mit dem Werbeobjekt, dem Wahlplakat und seinen einzelnen Darstellungskomponenten, verbunden sind und es kann schließlich aufgezeigt werden, welcher Techniken sich die Wahl-Performer bedienen, um sich öffentlich wirksam in ihrer Wahl-Performance zu inszenieren.

¹⁷ Vgl. dazu ebd., S. 16, 25.

¹⁸ Laut Schechner können als mögliche Funktionen der Performancen die Identitätsbildung, Gemeinschaftsbildung bzw. -festigung, Belehren, Überzeugen und Überreden sowie am Rande Bestlustigen, um überhaupt beim potenziellen Empfänger aufzufallen, genannt werden.

Egal, ob dies mit Blick auf die kognitive Kontextbildung oder die Erfassung des performativen Wirkungsmechanismus des Werbeslogans in einer Wahlperiode erfolgt, sind hier ebenso wie im Falle der linguistischen, politikwissenschaftlichen bzw. werbepsychologischen Untersuchungen notgedrungen die zeitgeschichtlichen Umstände, der Makrokontext der Wahl, auf ausgewählten sozial-politischen Feldern bei der Analyse heranzuziehen.

Um es kurz zusammenzufassen: Die Analyse des politischen Wahlkampfes in theaterwissenschaftlichen Kategorien scheint vielfach legitimiert zu sein, da auch im Rahmen des Wahlkampfes das Wesentliche, was das eigentliche Theater konstituiert, wenn auch mit gewissen Differenzierungsmerkmalen,¹⁹ vorhanden ist. In beiden Fällen handelt es sich nämlich um ästhetische Produktionsverfahren, mit denen Texte und Bilder in Szene gesetzt werden, um Verfahren, die als stark inszenierte, professionell kalkulierte Darstellungen auf gewünschte Wirkungen beim Publikum berechnet sind und zur Erzeugung von bestimmten Realitätsillusionen dienen.

Schlussbemerkung

Betrachtet man den Umfang der vorwiegend praxisbezogenen Betrachtungen zum Thema Wahlgesehen in Form von Wahlplakatierung/ Wahlslogans ist sofort zu sehen, dass viele von ihnen als linguistische, politik- und medienwissenschaftliche oder werbepsychologische Analysen konzipiert wurden. Lediglich das kulturwissenschaftliche Paradigma und die im performativen Ansatz wurzelnde Betrachtungsweise der Politik, wie im Punkt 2 näher erläutert, wurde in bisherigen Arbeiten eher selten als einziger und grundsätzlicher Forschungsansatz anerkannt, sondern, wenn überhaupt, dann eher am Rande betrachtet oder zu Gunsten der längst bewährten Analysen z.B. auf linguistischem Feld verdrängt. Im Zusammenhang damit ist zu konstatieren, dass Politik und politische Wahlplakatierung im Lichte der Kulturwissenschaft, und zwar des Performativitätsansatzes, ein auf jeden Fall noch nicht ausgeforschtes Gebiet sind und deswegen weitere Analysen verdienen, die besonders gewinnbringend und von Wert nicht nur für Germanisten und Linguisten, Politikwissenschaftler, Soziologen, sondern generell für alle an Politikwerbung Interessierten sein können. Deswegen ist eben auf diesem Feld auch das meiste Forschungspotenzial künftig zu erwarten.

¹⁹ Trotz vieler Berührungspunkte sind die Merkmale, in denen sich Theater und Politik grundsätzlich in ihrer Funktionsweise voneinander unterscheiden, nicht zu verkennen. Genannt werden sollten an dieser Stelle u.a. spezifische Produktions- und Rezeptionsbedingungen einer Theateraufführung und der Wahl-Performance in Form einer Wahlplakatierung oder der unterschiedliche Status des „Als-ob“ (mehr dazu siehe Meyer 2000: 119 und Fischer-Lichte 1988: 15).

Literatur

- Abromeit, Heidrun (1972): *Das Politische in der Werbung. Wahlwerbung und Wirtschaftswerbung in der BRD*. Opladen.
- Bralczyk, Jerzy (2003): *O języku polskiej polityki lat osiemdziesiątych i dziewięćdziesiątych*. Warszawa.
- Brosda, Carsten / Schicha, Christian (2002): *Politische Werbung als Teil der Wahlkampfkommunikation. Anmerkungen zur Angemessenheit der Inszenierung*. In: Willems, Herbert (Hrsg.): *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte. Produktionen und Rezeptionen. Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden. S. 247–262.
- Dörner, Andreas / Schicha, Christian (Hrsg.) (2008): *Politik im Spot-Format. Zur Semantik, Pragmatik und Ästhetik politischer Werbung in Deutschland*. Wiesbaden.
- Fischer-Lichte, Erika (1988): *Semiotik des Theaters: eine Einführung*. Tübingen.
- Fischer-Lichte, Erika (2004): *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt am Main.
- Flader, Dieter (1974): *Strategien der Werbung. Ein linguistisch-psychoanalytischer Versuch zur Rekonstruktion der Werbewirkung*. Kronberg.
- Flader, Dieter (1975): *Pragmatische Aspekte von Werbeslogans (1972)*. In: Nusser, Peter (Hrsg.): *Anzeigenwerbung. Ein Reader für Studenten und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur*. München. S. 105–136.
- Gruner, Paul-Hermann (1990): *Die inszenierte Polarisierung: Die Wahlkampfsprache der Parteien in den Bundestagswahlkämpfen 1957 und 1987*. Frankfurt am Main-Bern-New York-Paris.
- Jakubowski, Alex (1998): *Parteienkommunikation in Wahlwerbespots: eine systemtheoretische und inhaltsanalytische Untersuchung von Wahlwerbespots zur Bundestagswahl 1994*. Opladen-Wiesbaden.
- Kepplinger, Hans Mathias / Maurer, Marcus (2005): *Image-Optimierung. Eine empirische Studie zu den Images von Gerhard Schröder und Edmund Stoiber im Bundestagswahlkampf 2002*. In: Killian, Jörg (Hrsg.): *Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat. Thema Deutsch*, Bd. 6. Mannheim [u.a.] S. 219–231.
- Klotz, Volker (1975): *Slogans (1963)*. In: Nusser, Peter (Hrsg.): *Anzeigenwerbung. Ein Reader für Studenten und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur*. München. S. 96–104.
- Knoblauch, Hubert (1998): *Pragmatische Ästhetik. Inszenierung, Performance und die Kunstfertigkeit alltäglichen kommunikativen Handelns*. In: Willems, Herbert / Jurga, Martin (Hrsg.): *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch*. Opladen. S. 305–324.
- Kronacher, Michael (2002): *Härte mit Stil: Politik inszenieren*. In: Machnig, Matthias (Hrsg.): *Politik – Medien – Wähler. Wahlkampf im Medienzeitalter*. Opladen. S. 49–55.
- Lessinger, Eva-Maria / Moke, Marcus / Holtz-Bacha, Christina (2003): *„Edmund, Essen ist fertig“: Plakatwahlkampf 2002 – Motive und Strategien*. In: Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): *Die Massenmedien im Wahlkampf. Die Bundestagswahl 2002*. Wiesbaden. S. 216–241.
- Luhmann, Niklas (1971): *Öffentliche Meinung*. In: Luhmann, Niklas: *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*. Opladen. S. 9–35.
- Maslow, Abraham (1977): *Motivation und Persönlichkeit*. Olten.
- Meyer, Thomas (2000): *Die Theatralität der Politik*. In: Siller, Peter / Pitz, Gerhard (Hrsg.): *Politik als Inszenierung. Zur Ästhetik des Politischen im Medienzeitalter*. Baden-Baden. S. 117–122.
- Meyer, Thomas / Ontrup, Rüdiger / Schicha, Christina (2000): *Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen*. Wiesbaden.
- Müller, Gerd (1978): *Das Wahlplakat. Pragmatische Untersuchungen zur Sprache in der Politik am Beispiel von Wahlplakaten aus der Weimarer Republik und der Bundesrepublik*. Tübingen.
- Raab, Jürgen / Tänzler, Dirk (2002): *Politik im/als Clip. Zur soziokulturellen Funktion politischer Werbespots*. In: Willems, Herbert (Hrsg.): *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte. Produktionen und Rezeptionen. Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden. S. 217–245.

- Sarcinelli, Ulrich (1986): *Wahlkampf zwischen Politikinszenierung und Bürgerdialog*. Stuttgart.
- Sarcinelli, Ulrich / Tenscher, Jens (Hrsg.): *Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung*. Baden-Baden. S. 219–231.
- Siller, Peter (2000): *Politik und Ästhetik. Anmerkungen zu einer präkeren Allianz*. In: Siller, Peter / Pitz, Gerhard (Hrsg.): *Politik als Inszenierung. Zur Ästhetik des Politischen im Medienzeitalter*. Baden-Baden. S. 11–19.
- Stahlberg, Dagmar / Frey, Dieter (1996): *Einstellungen: Struktur, Messung und Funktion*. In: Stroebel, Wolfgang / Hewstone, Miles / Stephenson, Geoffrey M. (1996): *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. Berlin. S. 219–252.
- Toman-Banke, Monika (1996): *Die Wahlslogans der Bundestagswahlen 1949–1994*. Wiesbaden.

Teresa Maria Włosowicz

ORCID: 0000-0001-8767-9332

Universität für Wirtschaftswissenschaften und Humanitäten (WSEH), Bielsko-Biala

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.8>

Die Sprachverarbeitung bei mehrsprachigen Lernern am Beispiel der L2–L3, L3–L2 und L3–L1-Übersetzung und der Erkennung auf der L2 basierter Fehler in der L3

Abstracts

Die Studie hat zum Zweck, die Verarbeitung von drei gleichzeitig aktivierten Sprachen zu erforschen. Es werden zwei Typen von Aufgaben benutzt: die Identifikation und Korrektur von auf der L2 basierten Fehlern in der L3, und die Übersetzung in drei Richtungen: L3–L1, L3–L2 und L2–L3. Wie die Ergebnisse zeigen, nahmen alle drei Sprachen an der Verarbeitung teil und eine relativ wichtige Rolle spielte die „Assoziation der Fremden“: Die deutschen Bedeutungen der wörtlich übersetzten Idiome und falscher Freunde wurden auch in den englischen Sätzen aktiviert und die Sätze wurden oft verstanden, als ob dieselben Wörter und Ausdrücke im Englischen existierten. Manche Fehler waren auch auf intralinguale Interaktionen zurückzuführen, wie z.B. die Verwechslung von „Unterkunft“ und „Zukunft“.

Schlüsselwörter: Leseverstehen, interlinguale Interaktionen, „Systemverschiebung“, Fehleridentifikation und -Korrektur, Mehrsprachigkeit, Sprachverarbeitung.

Multilingual learners and their language processing using the example of L2–L3, L3–L2, and L3–L1-translations and the detection of L2-based errors in L3

The study aims to investigate the processing of three simultaneously activated languages. Two types of tasks are used: the recognition and correction of L2-based errors in L3 and the translation in three directions: L3–L1, L3–L2, and L2–L3. As the results show, all three languages participated in the processing and a relatively important role was played by the “association of foreignness”: the German meanings of the literally translated idioms as well as false friends were activated in the English sen-

tences, and the sentences were often understood as if those words and expressions existed in English. Some errors were also due to intralingual interaction, for example, the confusion of “*Unterkunft*” (accommodation) and “*Zukunft*” (future).

Keywords: reading comprehension, cross-linguistic interaction, “system shift”, error recognition and correction, multilingualism, language processing

Teresa Maria Włosowicz, Wyższa Szkoła Ekonomiczno-Humanistyczna, ul. Sikorskiego 4, 43-300 Bielsko-Biała, Polen, E-Mail: melomane.plurilingue@gmail.com.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.04.2022

Einleitung

Der Zweck der Studie ist die Erforschung der Verarbeitung von drei Sprachen durch mehrsprachige Lerner mit der Sprachkonstellation L1-Polnisch, L2-Deutsch und L3-Englisch, von denen alle aktiviert sind und sich an der Sprachverarbeitung beteiligen.¹ Als Verarbeitung wird hier eine Verbindung vom Verstehen und schriftlicher Produktion betrachtet, wobei man nicht nur die Bedeutung von Sätzen erschließt, sondern auch die wörtlich übersetzten und deshalb inkorrekt gebrauchten Idiome identifiziert und korrigiert, und dann die korrigierten Sätze in die Muttersprache übersetzt. Es handelt sich also nicht nur um das Leseverstehen, und auch nicht nur um die Übersetzung als den ständigen Übergang von einer Sprache zur anderen, sondern um die gesamten Prozesse, die in den Aufgaben vorkommen, einschließlich der Worterkennung, der Aktivierung der Entsprechungen der Wörter in den anderen Sprachen, und der Erkennung der gesamten Bedeutung der Idiome auf der Phrasenebene, nicht nur auf der Wortebene.

Die Sprachverarbeitung wurde in zwei Typen von Aufgaben beobachtet: Erstens, in der Erkennung der auf negativem Transfer aus der Zweit- in die Drittsprache basierten Fehler (L2-Idiome und Kollokationen, die wörtlich in die L3 übersetzt wurden, sowie falsche Freunde in der L2 und der L3) und der Übersetzung der korrekten und korrigierten Sätze aus der L3 in die L1, und zweitens, in der Übersetzung aus der L2 in die L3 und aus der L3 in die L2. Es konnte angenommen werden, dass die Erkennung der wörtlich gebrauchten Idiome besonders schwierig sein wird, da jedes Wort seine Entsprechung aktiviert und, da die Wörter im Deutschen (L2) tatsächlich ein Idiom darstellen. Deshalb könnten die ProbandInnen annehmen, dass solche Idiome auch im Englischen (L3) existieren. Anders gesagt könnten sie annehmen, dass das vom deutschen Idiom hervorgerufene Bild (z.B. die Vorstellung, dass man jemandem wörtlich auf der Tasche liegt) auch von der entsprechenden englischen Redewendung hervorgerufen wird. Im Fall der deutsch-englischen falschen Freunde war jedoch auch anzunehmen, dass sie ein formal ähnliches Wort für eine Entsprechung nehmen könnten, da die

¹ Vgl. De Bot 1992; Gabryś-Barker 2006.

formale Ähnlichkeit oft zur automatischen Annahme der Äquivalenz führt.² Die Übersetzung in die Muttersprache diente dazu, das Verstehen der Sätze zu zeigen und es ließ sich vermuten, dass solche Annahmen in der Übersetzung wiedergespiegelt werden. Gleichzeitig war anzunehmen, dass in der Übersetzung nicht nur die wörtlich übersetzten Idiome und die falschen Freunde zu Fehlern führen werden, sondern dass eine komplexe Interaktion zwischen den Sprachen stattfinden wird, die zu verschiedenen Fehlern beitragen wird. Eine so komplexe Interaktion konnte aber auch für die Übersetzung korrekter Sätze aus der L2 in die L3 und aus der L3 in die L2 angenommen werden, weil alle drei Sprachen aktiviert werden und an der Verarbeitung teilnehmen würden.

1. Die Sprachverarbeitung bei mehrsprachigen Lernern

Es ist jetzt bekannt, dass Sprachen nicht getrennt gespeichert werden. Es gibt eine erhebliche Anzahl an Beweisen für die Multikompetenz, die Cook als „das allgemeine System eines Geistes oder einer Gesellschaft, die mehr als eine Sprache gebraucht“³ definiert. Unter der verschiedenen Beweisen dafür erwähnt Cook⁴ die Tatsache, dass Zweisprachige (und es lässt sich annehmen, das gilt auch für Mehrsprachige) beide mentale Lexika konsultieren, dass sie relativ spontan zwischen den Sprachen wechseln, obwohl dies auch von individuellen Faktoren wie Spracherfahrung und Größe des zweisprachigen Systems abhängt, und dass die L2-Verarbeitung von der L1-Verarbeitung nicht getrennt werden kann. Deshalb können auch nichtzielsprachliche Bedeutungen aktiviert werden und, wie Blair und Harris⁵ zeigten, sind Sätze, die die wörtlichen Übersetzungen von Idiomen enthalten, nur für Personen, die beide Sprachen können, verständlich. Zum Beispiel war der Satz „Jalopy wants to say car in one form of English slang“ (wörtlich: „Jalopy will in einer Form des englischen Slangs ‚Auto‘ sagen“),⁶ auf dem spanischen Ausdruck „quiere decir“ („es will sagen“, d.h. „es bedeutet“) basiert. Da Monolinguale keinen Zugang zur semantischen Repräsentation der Idiome hatten, waren ihre Reaktionszeiten signifikant länger als die der Bilingualen, die dank ihren Spanischkenntnissen die übersetzten Idiome verstanden.⁷ Die Bilingualen zeigten auch keine zusätzliche Kodewechsel- und Übersetzungsanstrengung, was bedeutet, dass sie von der Oberflächenstruktur einer Sprache zur anderen nicht überzugehen brauchten.⁸

² Hall 2002.

³ Cook 2016: 3, Übersetzung T.M.W.

⁴ Cook 1992: 566–571.

⁵ Blair, Harris 1981.

⁶ Ebd., S. 461.

⁷ Ebd., S. 466.

⁸ Ebd., S. 464.

Die Teilnahme einer Sprache an der Sprachverarbeitung hängt auch erheblich von ihrem Aktivierungszustand ab. Green⁹ unterscheidet zwischen drei Aktivierungszuständen: eine ausgewählte (selected) Sprache, die gerade gebraucht wird, eine aktive (active) Sprache, die auch ein ziemlich hohes Aktivierungsniveau hat, weil sie z.B. vor kurzem gebraucht wurde, und die auch an der Verarbeitung teilnimmt, obwohl sie nicht artikuliert wird, und eine dormante Sprache, die im Langzeitgedächtnis bleibt und die Sprachverarbeitung nicht beeinflusst. Je höher die Zahl der Sprachen im Sprachsystem einer Person, desto mehr Anstrengung verlangt die Kontrolle der Sprachproduktion, weil man dann mehr Sprachen unterdrücken muss. Außerdem gibt es auch einen Wettbewerb (competition) zwischen den aktivierten Sprachen und, wenn eine lexikalische Einheit das für die Produktion oder für das Verstehen notwendige Aktivierungsniveau erreicht, wird sie ausgewählt, auch wenn sie nicht zur Zielsprache gehört. In solchen Fällen, insbesondere in der Rezeption, wenn L1-Wörter, deren Struktur jener der L2-Wörter im Input ähnlich ist, ausgewählt werden, wird das Verstehen verlangsamt.¹⁰ Tatsächlich, wenn die schriftliche (z.B. „also“ im Deutschen und im Englischen, wo es „auch“ bedeutet) oder phonologische Form (auch in derselben Sprache, z.B. „soeben“, als „söben“ ausgesprochen, und „sieben“) die Bedeutung eines anderen Wortes aktiviert, kann das Leseverstehen gestört werden.¹¹

Die Kontrolle ist nicht perfekt und insbesondere im Fall nahe verwandter Sprachen, die viele Ähnlichkeiten gemeinsam haben, kann man sich sogar dessen nicht bewusst sein, dass man ein nichtzielsprachliches Wort gebraucht hat. De Angelis nennt dieses Phänomen „die Systemverschiebung“ („system shift“)¹² und behauptet, dass dazu zwei Faktoren beitragen: „Die Wahrnehmung der Korrektheit“ („perception of correctness“)¹³ und „die Assoziation des Fremden“ („association of foreignness“).¹⁴ Aus der L2 in die L3 transferierte Elemente werden als korrekter wahrgenommen als die, die aus der L1 transferiert wurden, weil auch die L2 und die L3 als Fremdsprachen als näher zueinander als zur L1 betrachtet werden. De Angelis (2005) präsentiert ihre Ergebnisse in Bezug auf die Sprachproduktion, aber es lässt sich vermuten, dass beim Leseverstehen in der L2 die Aktivierung der Bedeutung z.B. eines L2-Wortes oder Idioms, dessen der Lerner sich nicht bewusst ist, auch eine Form der Systemverschiebung darstellt.

Gabryś-Barker (2006) erforschte die Aktivierung der verschiedenen Sprachen bei mehrsprachigen Sprachbenutzern beim Übersetzen aus der L1 oder der L2 in die L3. In den Übersetzungsaufgaben spielte die Inputsprache eine wichtige Rolle: Wie Gabryś-Barker bemerkt, „beeinflusste die Sprache des Inputs die Durchfüh-

⁹ Green 1986: 215.

¹⁰ Green 1993: 260.

¹¹ Włosowicz 2011: 583.

¹² De Angelis 2005: 10–11.

¹³ Ebd., S. 11.

¹⁴ Ebd., S. 11–12.

„rung der Aufgabe signifikant“.¹⁵ Zum Beispiel beobachtete sie beim Übersetzen aus der L1 eine Tendenz, wörtlich zu übersetzen, einschließlich der Beibehaltung der muttersprachlichen Syntax.¹⁶ Gleichzeitig beobachtete sie „einen Mangel an Beharrlichkeit bei der lexikalischen Suche“,¹⁷ und die Tendenz, aufzugeben und nicht zwecks des Verstehens zu paraphrasieren, sowie ein beschränktes metalinguistisches Bewusstsein. Was Gabryś-Barker¹⁸ als besonders wichtig darstellt, ist die fehlende Fähigkeit, die L2-Kenntnisse zu gebrauchen. Es lässt sich also feststellen, dass die Muttersprache auch eine wichtige Rolle spielt, aber im Gegensatz zu de Angelis' (2005) Studie, kann sie den Gebrauch der L2 einschränken und muss nicht unbedingt als weiter von der Fremdsprache entfernt betrachtet werden. Es muss aber betont werden, dass die mehrsprachige Sprachverarbeitung weitgehend von individuellen Faktoren abhängt, wie z.B. die Wahrnehmung der Sprachdistanz.¹⁹ Es kann aber vermutet werden, dass es auf der Phrasenebene schwerer ist, die Zugehörigkeit eines Idioms zu einer bestimmten Sprache festzustellen, als die Zugehörigkeit eines Wortes auf der Wortebene, wo man die Sprache etwa an orthographischen oder phonologischen Eigenschaften erkennen kann. Wie Singleton²⁰ bemerkte, ist es die Existenz formaler Unterschiede, die zu einer Trennung der Sprachen im mehrsprachigen mentalen Lexikon beiträgt. In der wörtlichen Übersetzung von Idiomen sind solche Unterschiede nicht sichtbar, weil die einzelnen Wörter zur gleichen Sprache wie der ganze Text gehören. Im Fall der Kognaten (auch der falschen Freunde) sind manchmal die formellen Unterschiede sichtbarer (z.B. „active“ und „aktiv“) und manchmal weniger sichtbar (z.B. „glass“ im Englischen und „Glas“ im Deutschen, wenn man das zweite „s“ übersieht; übrigens aktiviert das Lesen auch die phonologischen Formen²¹ und hier sind sie sehr ähnlich), und so kann man einen falschen Freund nicht bemerken.²²

Die Identifikation von Fehlern in englischen Sätzen durch Mehrsprachige wurde von Gibson und Hufeisen (2006) erforscht. Manche Sätze enthielten nur grammatische Fehler, manche nur semantische Fehler, manche Fehler beider Typen, und manche waren korrekt. Die ProbandInnen erkannten erfolgreich als grammatisch korrekt die Sätze, die gleichzeitig semantische Anomalien enthielten (z.B. „Jack was painting breakfast in the kitchen“).²³ Dagegen waren die Sätze, die nur grammatische Fehler enthielten, viel schwieriger einzustufen, und Gibson und Hufeisen²⁴ vermuten, dass die semantischen Anomalien das metalinguistische

¹⁵ Gabryś-Barker 2006: 110; Übersetzung T.M.W.

¹⁶ Ebd., S. 111.

¹⁷ Ebd.; Übersetzung T.M.W.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 122.

²⁰ Singleton 2003: 168.

²¹ Cf. Perfetti 1999.

²² Laufer 1997; Wlosowicz 2011.

²³ Gibson, Hufeisen 2006: 142.

²⁴ Ebd., S. 149.

Bewusstsein aktivierten und es den ProbandInnen erlaubten, die grammatischen Fehler leichter zu bemerken.

In der vorliegenden Studie waren die Sätze grammatisch korrekt, aber sie enthielten semantische Anomalien, die von der wörtlichen Übersetzung von Idiomen und vom auf der nichtzielsprachlichen Bedeutung basierten Gebrauch falscher Freunde stammten. Einerseits ließ sich vermuten, dass die semantischen Anomalien die Aufmerksamkeit der ProbandInnen erregen werden und dass sie, dank ihrem Sprachbewusstsein, die inkorrekten Sätze identifizieren und korrigieren werden, insbesondere im Fall der falschen Freunde, wo die nichtzielsprachliche Bedeutung merkwürdig war oder sogar keinen Sinn hatte. Andererseits war im Fall der wörtlich übersetzten Idiome jedoch anzunehmen, dass die ProbandInnen die nichtzielsprachliche Bedeutung aktivieren und so den ganzen Satz verstehen könnten, ohne die semantische Anomalie zu bemerken, wie spanisch-englische Bilinguale in Blair und Harris' (1981) Studie. In der L2–L3 und der L3–L2-Übersetzung konnte dagegen angenommen werden, dass alle drei Sprachen aktiviert werden und dass die interlinguale Interaktion (cross-linguistic interaction, Herdina und Jessner,²⁵ ein Terminus, der den Transfer, die Interferenzen, den Kodewechsel, usw. umfasst) in verschiedene Richtungen wirken wird.

2. Die Studie

2.1. ProbandInnen

Die Studie wurde mit 19 dreisprachigen GermanistikstudentInnen durchgeführt. Zwölf waren weiblich, zwei männlich, und fünf gaben ihr Geschlecht nicht an. 18 von ihnen hatten die Sprachkonstellation Polnisch (L1, Muttersprache) – Deutsch (L2, fortgeschritten, d.h. B2/C1) – Englisch (L3, Mittelstufe, d.h. B1 oder zwischen B1 und B2). Eine polnisch-deutsche zweisprachige Studentin, die in Deutschland zur Schule gegangen war, gab Deutsch als ihre L1 an, auf der Basis ihrer Sprachkompetenz und wie ihre Übersetzungen ins Polnische zeigen, kann jedoch gesagt werden, dass sie Polnisch wie eine Muttersprachlerin beherrscht, weshalb ihre Antworten nicht getrennt analysiert zu werden brauchen.

Die Probandengruppe war zwar ziemlich klein, doch die Gruppen an der Fakultät für Germanistik, wo die Autorin die Möglichkeit hatte, die Studie durchzuführen, waren nicht besonders groß und außerdem wurde bevorzugt, ProbandInnen auf einem vergleichbaren Sprachkompetenzniveau und nicht z.B. StudentInnen aller Studienjahre zu verwenden. Deshalb müssen die Ergebnisse, obwohl sie statistisch signifikant sind, mit einem bestimmten Vorbehalt betrachtet werden, es wurden jedoch interessante Phänomene beobachtet und es kann angenommen werden,

²⁵ Herdina, Jessner 2002: 29.

dass ähnliche Studien in der Zukunft, mit größeren Probandenzahlen, mehr über die gleichzeitige Verarbeitung und Interaktion dreier Sprachen zeigen werden.

Die Reihenfolge ist hier auf der Sprachkompetenz und nicht auf der Chronologie basiert, da mehrsprachige Systeme dynamisch sind²⁶ und die Kompetenzniveaus nicht immer die chronologische Reihenfolge widerspiegeln. Man kann eine Sprache früher zu lernen beginnen – insbesondere Englisch, das man jetzt oft schon im Kindergarten zu lernen beginnt – aber sich auf die zweite Fremdsprache konzentrieren und sie besser beherrschen. Da angenommen wird, dass die L2 eine besser beherrschte Sprache und wichtigere Transferquelle als die L3 ist, wird Deutsch als die L2 der ProbandInnen (außer der Probandin, die Deutsch als L1 und Polnisch als L2 angab) und Englisch als ihre L3, betrachtet, auch wenn manche von ihnen mit dem Englischlernen früher begannen. Es könnte behauptet werden, dass ihre Kompetenzniveaus einigermaßen variieren, aber, wie Van Gelderen u.a.²⁷ bemerkten, haben mehrsprachige Gruppen die Tendenz, heterogener zu sein, als der Forschungsplan voraussetzen könnte.

Andere Sprachen in ihren Sprachrepertoires umfassen Grundkenntnisse in Schwedisch (7 Personen), Latein (4 Personen), Spanisch (2), Französisch (1), Italienisch (1) und Niederländisch (1). Eine Person gab auch Schlesisch an.

2.2. Methode

Die Studie bestand aus zwei Aufgaben: Erstens, aus der Identifikation und Korrektur von Fehlern in 20 englischen Sätzen, die von einer Übersetzung der korrigierten englischen Sätze ins Polnische gefolgt wurde, und zweitens, einer Übersetzung von 5 Sätzen aus dem Englischen ins Deutsche und von 5 Sätzen aus dem Deutschen ins Englische. In der ersten Aufgabe wurden die zu korrigierenden Sätze so formuliert, dass 14 auf dem Deutschen basierende Fehler enthielten und 6 korrekt waren. Die Sätze wurden so gebildet, um zu überprüfen, ob die ProbandInnen sich auf die Bedeutungen der deutschen Wörter und Idiome verlassen werden und so die Fehler im Englischen übersehen, oder ob sie trotz des Einflusses des Deutschen Zugriff auf die richtigen englischen lexikalischen Einheiten haben werden. Die Wörter in zehn Sätzen waren entweder falsche Freunde (in z.B. „effortful“ (mühsam) als „erfolgreich“ gebraucht; das Wortpaar „Erfolg“ und „effort“ lässt sich tatsächlich leicht verwechseln),²⁸ oder teilweise falsche Freunde („partial false friends“,²⁹ d.h. Wörter, die in manchen Kontexten Entsprechungen und in anderen falsche Freunde sind), z.B. „to spare“ und „sparen“, die semantisch verwandt sind („to spare someone“ – jemanden verschonen), aber

²⁶ Cf. ebd.

²⁷ Van Gelderen u.a. 2003: 23.

²⁸ Wlosowicz 2011: 577.

²⁹ Rusiecki 2002: 76–78.

die Kollokation „Geld sparen“ heißt „to save money“. In den vorliegenden Kontexten waren die Wörter immer falsche Freunde. In vier Sätzen wurden wörtlich übersetzte Idiome gebraucht, z.B. „He doesn't work and lies on his parents' pocket“; das Idiom „jemandem auf der Tasche liegen“ kann als „to live off somebody“, „to live at somebody's expense“, etc. übersetzt werden.

Beispiele für die in der ersten Aufgabe gebrauchten Sätze sind: „The effortful project attracted more and more people to the institute,“ „Aunt Susan brought us a glass of homemade plum jam,“ „The loud music our neighbours play brings me on the palm“ und „I must go, or else I'll be late for my English hour.“ Alle zwanzig Sätze werden im Anhang am Ende des Artikels dargestellt. (Die Anweisungen wurden hier aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt.)

Es konnte angenommen werden, dass die als inkorrekt identifizierten Sätze unmöglich zu übersetzen sein werden, weil sie keinen Sinn haben werden, und dass die StudentInnen sie erst nach der Korrektur ins Polnische übersetzen werden. Eine wörtliche Übersetzung der inkorrekten Sätze würde darauf hinweisen, dass der Fehler nicht gefunden wurde und/oder dass der Proband annahm, dass eine wörtliche Übersetzung auch im Polnischen verständlich sein wird. So würde eine Übersetzung der inkorrekten englischen Sätze mit den polnischen Entsprechungen der deutschen Idiome (z.B. „jemanden auf der Tasche liegen“ übersetzt als „leżeć komuś na kieszeni“) und falschen Freunde (z.B. „a bank in the park“ übersetzt als „ławka w parku“ (eine Bank im Park), wo das richtige Wort „a bench“ ist) darauf hinweisen, dass die deutsche Bedeutung aktiviert wurde und zu einer „Systemverschiebung“ beim Leseverstehen beitrug.

Die Kriterien der Analyse der Fehlerkorrektur waren die folgenden: Eine korrekte Antwort umfasste die Korrektur des Fehlers und eine korrekte Übersetzung des Satzes. Eine teilweise korrekte Antwort war entweder die Klassifikation eines Satzes als inkorrekt, ohne den Fehler zu markieren und zu korrigieren, oder die Korrektur des Fehlers und gleichzeitig auch die Veränderung eines anderen Elements (z.B. einer Präposition), das eigentlich korrekt war. „Inkorrekt als korrekt klassifiziert“ bedeutet, dass man entweder einen inkorrekten Satz akzeptierte, z.B. indem man „OK“ schrieb, oder dass man einen inkorrekten Satz übersetzte, ohne den Fehler zu finden. „Ein anderes Element als Fehler markiert“ war, zum Beispiel, das Akzeptieren der wörtlichen Übersetzung eines Idioms oder eines falschen Freundes, und dabei das Ersetzen einer Präposition durch eine inkorrekte oder eine, die zu einer anderen Interpretation des Satzes führte. Die nächste Kategorie war „Korrekt als inkorrekt klassifiziert“, wenn ein korrekter Satz als inkorrekt eingestuft wurde. Außerdem war auch „Vermeidung“ (avoidance) eine fehlende Antwort (der Fehler wurde nicht identifiziert und der Satz wurde nicht übersetzt).

Beim Übersetzen aus der L3 in die L1 wurden die folgenden Kriterien angenommen: Eine korrekte Antwort ist entweder eine völlig korrekte Übersetzung oder eine mit einer kleinen Abweichung (wie z.B. ein Rechtschreibfehler, ein

leicht stilistisch merkwürdiger Satz). Im Fall der inkorrekten Sätze konnte eine Übersetzung, die die Bedeutung eines deutschen Idioms oder falschen Freundes beibehielt, als korrekt akzeptiert werden, unter der Bedingung, dass der Fehler gefunden und/oder korrigiert wurde, z.B. im Satz „She was sitting on a bank in the park“ wurde „bank“ durch „bench“ ersetzt und die Übersetzung war: „Siedziała na ławce w parku“ (Sie saß auf einer Bank im Park). Eine teilweise korrekte Antwort war eine teilweise Veränderung der Bedeutung, die im Kontext akzeptabel war (z.B. „mich auf die Palme bringen“ – „sprawiać, że boli mnie głowa“ (mir Kopfschmerzen verursachen)), oder das Übersetzen eines Teils des Satzes, wobei ein weniger wichtiges Wort ausgelassen wurde. „Inkorrekt“ bedeutete einen Fehler, der die Bedeutung eines korrekten oder vom Studenten korrigierten Satzes verändert, oder eine wörtliche Übersetzung eines inkorrekten Satzes, **ohne den Fehler zu markieren**. Als Vermeidung wurde eine fehlende Übersetzung klassifiziert, oder die Übersetzung eines kleinen Teils des Satzes (z.B. nur des ersten Wortes), oder das Vermeiden des wichtigsten Elements, z.B. des falschen Freundes.

Die zweite Aufgabe dagegen war eine Übersetzungsaufgabe aus dem Deutschen ins Englische, und dann aus dem Englischen ins Deutsche. Die deutschen und englischen Sätze konnten auch zu Interferenzen führen, weil manche von ihnen falsche Freunde und andere problematische Elemente (z.B. phrasale Verben im Englischen und trennbare Verben im Deutschen) enthielten, z.B. „Ich habe die Ferien in einer Pension im Gebirge verbracht“ („Pension“ im Deutschen und „pension“ (Rente) im Englischen sind falsche Freunde). „If I had known, I would have seen you off to the railway station“: Das phrasale Verb „to see somebody off“ entspricht keinem deutschen trennbaren Verb und man muss es mit „jemanden begleiten“ übersetzen.

Eine korrekte Antwort war entweder eine völlig korrekte Übersetzung oder eine kleine Abweichung. Eine teilweise korrekte Übersetzung enthielt eine kleine Veränderung der Bedeutung, die aber im Kontext akzeptabel war, oder die Übersetzung eines Teils des Satzes, wobei ein weniger wichtiges Wort bzw. Phrase ausgelassen wurde, oder wobei statt eines unbekanntes zielsprachlichen Wortes die polnische Entsprechung in Klammern geschrieben wurde. Eine inkorrekte Antwort war eine Übersetzung, die die Bedeutung des Satzes veränderte oder einen mehr oder weniger großen Fehler in der L2 oder der L3 enthielt. Wie beschrieben, war „Vermeidung“ die fehlende Übersetzung eines Satzes oder eines wichtigen Teils davon.

Am Ende der Studie füllten die ProbandInnen einen Fragebogen aus, in dem sie ihre Sprachkonstellationen und die während der Aufgaben beobachteten, interlingualen Interaktionen darstellten. Aus Platzgründen kann der Fragebogen leider nicht im Artikel präsentiert werden.

Die Forschungsfragen waren die folgenden: Erstens, in welchem Maße erkennen die ProbandInnen die L2-Transferfehler in der L3 und in welchem Maße nehmen sie an, dass die transferierten Wörter und Phrasen korrekt sind? Hängt

das vom Typ der lexikalischen Einheiten (korrekte Wörter, falsche Freunde oder wörtlich übersetzte Idiome) ab? Zweitens, was ist korrekter: die Übersetzung der Phrasen oder die Identifikation der Fehler? Drittens, welche Schlussfolgerungen über die Verarbeitung dreier koaktivierter Sprachen kann man daraus ziehen?

2.3. Die Ergebnisse

In der Fehlerkorrektur wurde vor allem Vermeidung beobachtet (30,53% für die gesamte Aufgabe, und sogar 68,42% für den Satz 1: „The effortful project attracted more and more people to the institute“ und 57,89% für den Satz 9: „Your remark about Vanessa’s appearance was very plump, so she must have taken offence at it“). Die ProbandInnen, die sich der Bedeutung nicht sicher waren, bevorzugten es, nichts zu markieren. Es ist möglich, dass sie auf die auf dem L2-falschen Freund basierte Bedeutung Zugriff hatten, aber davon ausgingen, dass der Satz einfach keinen Sinn habe, was die Autorin auch beim Leseverstehen korrekt geschriebener L3-Texte beobachtete (cf. Włosowicz, 2011). Die zweithäufigste Kategorie war aber „Inkorrekt als korrekt klassifiziert“ (24,21%), besonders für die Sätze 3 (68,42%): „She was sitting on a bank in the park“ und 8 (52,63%): „I must go, or else I’ll be late for my English hour.“. Das zeigt, dass man wirklich über die Wortform auf die am stärksten aktivierte Bedeutung Zugriff hat, in diesem Fall auf die Bedeutung des deutschen und nicht des englischen Wortes, was ein Beispiel für die „Systemverschiebung“³⁰ beim Leseverstehen darstellt. Man versteht den Satz, als ob das korrekte englische Wort dort geschrieben stehen würde. Dagegen hätten solche Sätze für einen Englischlerner, der kein Deutsch könnte, keinen Sinn, weil sie bedeuten würden, dass die Person auf einer finanziellen Institution im Park saß, oder dass ich zur englischen Stunde gehe, im Sinne einer Einheit von 60 Minuten und nicht unbedingt auf den Unterricht bezogen. In 11,32% der Fälle wurde ein anderes Element als Fehler markiert, insbesondere in den Sätzen 5 (36,84%) und 11 (26,32%): „The loud music our neighbours play brings me on the palm“ und „The tourist had difficulty finding the royal castle, but someone showed it to him on a card of the city“. Im ersten Fall wurde das wörtlich übersetzte Idiom verstanden³¹ und akzeptiert, aber die Studenten lehnten oft den Relativsatz oder das Verb „play“, oder auch das Adjektiv „loud“ ab, und „korrigierten“ den Satz als z.B. „the loud music of our neighbours“. Im zweiten Fall, wie beim Akzeptieren inkorrektur Sätze als korrekt, wurde das Wort „card“ (Karte, z.B. Postkarte, aber keine Landkarte, die „map“ heißt) als das richtige englische Wort für eine Landkarte oder einen Stadtplan betrachtet. Deshalb unterstrichen sie z.B. die Struktur „had difficulty finding“ oder die Präposition „on“. Die Kategorie „Korrekt als inkorrekt klassifiziert“ war nicht so häufig (7,37%), vielleicht, weil

³⁰ De Angelis 2005.

³¹ Cf. Blair, Harris 1981.

die korrekten Sätze eine Minderheit darstellten (sechs von insgesamt zwanzig Sätzen). Am häufigsten trat sie in den Sätzen 14 (42,1%) und 15 (26,32%) auf, d.h. „My car is already quite old, so I get it overhauled regularly“ und „There are cups, plates and a cheese bell on the table.“ Die Verben „overhaul“ und „überholen“ sind teilweise falsche Freunde: Obwohl die Bedeutung „schneller fahren als“ nur im Deutschen existiert, kommt die Bedeutung „technisch überprüfen“ in beiden Sprachen vor. Wie die Autorin anderswo beobachtete,³² bereitet dieses Wortpaar Lernenden große Schwierigkeiten. Wenn die deutsche Bedeutung „schneller fahren als“ aktiviert wurde, hatte der englische Satz tatsächlich keinen Sinn und wurde als inkorrekt abgelehnt. Dagegen war es unwahrscheinlich, dass die Phrase „cheese bell“ (Käseglocke) den ProbandInnen bekannt ist, obwohl sie in beiden Sprachen ähnlich ist. Sie kommt nicht sehr häufig vor, aber man kann sie z.B. in Online-Läden finden. Es erwies sich aber, dass die StudentInnen den dem Deutschen zu ähnlichen Ausdruck ablehnten; die Vermeidung war hier auch sehr häufig (52,63%). Die Zahl der korrekten Antworten (22,89%) war nicht hoch, aber auch Sätze, in denen die Fehler nicht korrekt identifiziert wurden, wurden korrekt übersetzt (s.u.). Die meisten korrekten Antworten wurden in den Sätzen 17 (63,16%): „I'll be away from home, but you can call me on my handy“, 10 (52,63%): „The little puppy's behaviour amused them a lot“, und 4 (42,11%): „The toy bull I've brought from Spain will be a gift for my sister“ beobachtet. Im Satz 17 wurde die deutsche Bedeutung vom „Handy“ aktiviert und, da es in den Kontext passte, wurde es als korrekt akzeptiert, obwohl der englische Ausdruck „mobile phone“ oder „cell phone“ ist. Die zwei anderen Sätze waren korrekt und so wurden sie weitgehend als korrekt akzeptiert, obwohl manche ProbandInnen (21,05% und 15,79%) sie trotz der Kontexte als inkorrekt einstufen (sie interpretierten „gift“ als „Gift“ und nicht „Geschenk“, „puppy“ als „Puppe“ statt als „Welp“, usw.).

Tab. 1: Die Ergebnisse der Fehlerkorrektur durch die ProbandInnen

Satz	Korrekt	Inkorrekt als korrekt klassifiziert	Teilweise korrekt	Ein anderes Element als Fehler markiert	Korrekt als inkorrekt klassifiziert	Vermeidung
1	5,26%	5,26%	10,53%	10,53%	0,00%	68,42%
2	5,26%	42,11%	15,79%	15,79%	0,00%	21,05%
3	10,53%	68,42%	10,53%	5,26%	0,00%	5,26%
4	42,11%	0,00%	0,00%	5,26%	21,05%	31,58%
5	5,26%	21,05%	10,53%	36,84%	0,00%	26,32%
6	21,05%	47,37%	5,26%	10,53%	0,00%	15,79%
7	15,79%	31,58%	0,00%	15,79%	0,00%	36,84%

³² Wlosowicz 2011: 533.

Satz	Korrekt	Inkorrekt als korrekt klassifiziert	Teilweise korrekt	Ein anderes Element als Fehler markiert	Korrekt als inkorrekt klassifiziert	Vermeidung
8	21,05%	52,63%	5,26%	15,79%	0,00%	5,26%
9	15,79%	10,53%	5,26%	10,53%	0,00%	57,89%
10	52,63%	0,00%	0,00%	0,00%	15,79%	31,58%
11	21,05%	31,58%	0,00%	26,32%	0,00%	21,05%
12	52,63%	0,00%	0,00%	5,26%	15,79%	26,32%
13	5,26%	36,84%	5,26%	15,79%	0,00%	36,84%
14	26,32%	0,00%	0,00%	5,26%	42,11%	26,32%
15	15,53%	0,00%	0,00%	5,26%	26,32%	52,63%
16	15,79%	42,11%	0,00%	15,79%	0,00%	26,32%
17	63,16%	15,79%	0,00%	0,00%	0,00%	21,05%
18	31,58%	0,00%	0,00%	0,00%	21,05%	47,37%
19	26,32%	31,58%	5,26%	10,53%	0,00%	26,32%
20	10,53%	42,11%	0,00%	21,05%	0,00%	26,32%
Insgesamt	22,89%	24,21%	3,68%	11,32%	7,37%	30,53%

Die Zahlen der korrekten, teilweise korrekten und inkorrekten Antworten, der inkorrekten als korrekt klassifizierten und der korrekten als inkorrekt klassifizierten Sätze, der anderen als Fehler markierten Elemente und der Vermeidung wurden für die drei Satztypen (Sätze, die falsche bzw. teilweise falsche Freunde (1), oder wörtlich übersetzte Idiome (2) enthielten, und korrekte Sätze (3)) mittels eines Chi-Quadrattests verglichen. Bei $df = 10$ war $p < 0,001$, was zeigt, dass die Antworten vom Satztyp abhingen und dass der Unterschied statistisch signifikant war.

Was die Übersetzung der Sätze angeht, variierte die Korrektheit der Übersetzungen von einem Satz zum anderen. Die Tabelle 2 unten zeigt die Prozentsätze.

Tab. 2: Die Korrektheit der englisch-polnischen Übersetzungen

Satz	Korrekt	Teilweise korrekt	Inkorrekt	Vermeidung
1	0,00%	5,26%	0,00%	94,74%
2	15,79%	15,79%	15,79%	52,63%
3	89,47%	5,26%	0,00%	5,26%
4	31,58%	21,05%	5,26%	42,11%
5	47,37%	5,26%	0,00%	47,37%
6	36,84%	10,53%	10,53%	42,11%
7	0,00%	42,11%	10,53%	47,37%
8	84,21%	0,00%	5,26%	10,53%
9	5,26%	5,26%	0,00%	89,47%

Satz	Korrekt	Teilweise korrekt	Inkorrekt	Vermeidung
10	0,00%	47,37%	10,53%	42,11%
11	47,37%	5,26%	15,79%	31,58%
12	5,26%	42,11%	21,05%	31,58%
13	31,58%	0,00%	31,58%	36,84%
14	10,53%	15,79%	5,26%	68,42%
15	0,00%	26,32%	10,53%	63,16%
16	42,11%	5,26%	15,79%	36,84%
17	57,89%	10,53%	15,79%	15,79%
18	0,00%	10,53%	5,26%	84,21%
19	31,58%	0,00%	10,53%	57,89%
20	52,63%	26,32%	0,00%	21,05%
Insgesamt	29,47%	15,00%	9,47%	46,05%

Wie die Ergebnisse zeigen, gibt es wieder am meisten Vermeidung (46,06%). Wenn die ProbandInnen nicht wussten, wie die Sätze zu übersetzen waren, bevorzugten sie es, keine Versuche zu machen. Die zweithäufigste Kategorie sind aber korrekte Antworten. Auch wenn die Fehler nicht gefunden wurden, wurden die Sätze oft korrekt übersetzt, wie im Fall des 3. Satzes, wo 68,42% der Antworten „inkorrekt als korrekt klassifiziert“ waren, aber 89,47% der Übersetzungen korrekt bzw. mit kleinen Abweichungen erfolgten. Der Kontext war eindeutig genug, um die Bedeutung des deutschen Wortes „Bank“ stark zu aktivieren und zum Verstehen des Satzes beizutragen. Das unterstützt Greens³³ Bemerkung, dass nichtzielsprachliche lexikalische Einheiten, die mit dem Input kompatibel sind, auch aktiviert werden, aber das Leseverstehen nicht unbedingt gestört wird. Es erfolgt eher eine Art „Systemverschiebung“, bei der die Bedeutungen deutscher Wörter (falscher Freunde) als mit dem englischen Kontext kompatibel betrachtet werden. Ein ähnliches Beispiel ist der 8. Satz, wo trotz der nichtzielsprachlichen Bedeutung von „hour“ 84,21% der Übersetzungen korrekt waren, weil im Kontext die Bedeutung einer Unterrichtsstunde ganz offensichtlich war. Eine ähnliche Situation wurde auch im 16. Satz beobachtet, wo das Wort „glass“ („szklanka“ auf Polnisch) als „słoi“ (z.B. ein Glas Marmelade) übersetzt wurde (42,11% korrekter, d.h. kontextuell kompatibler Übersetzungen), ohne dass die ProbandInnen den Fehler bemerkten.

Im Fall der wörtlich übersetzten Idiome (Sätze 2, 5, 13 und 19) waren die Zahlen korrekter Übersetzungen nicht so hoch (47,37% für den 5. Satz, aber 15,79% für den zweiten, und 31,58% für den 13. und den 19.), dennoch gab es ProbandInnen, die die deutsche Bedeutung der Idiome aktivierten und in der polnischen Übersetzung ausdrückten, z.B. „I’m sure you’re taking me on the arm“ – *Jestem pewna, że mnie okłamałeś* (Ich bin sicher, dass du mich belogen hast), oder: „The

³³ Green 1993: 260.

loud music our neighbours play brings me on the palm“ – *Głośna muzyka twoich sąsiadów działa mi na nerwy* (Die laute Musik deiner Nachbarn geht mir auf die Nerven; die Übersetzung von „our“ (unserer) mit „twoich“ (deiner) wurde als eine kleine Abweichung betrachtet, weil das nicht der Schwerpunkt der Studie war). Das unterstützt Blair und Harris‘ (1981) Beobachtung, dass die wörtliche Übersetzung von Idiomen automatisch genug ist, um keine große zusätzliche Anstrengung zu verlangen, und dass sie zu einer Interpretation beiträgt, die Monolingualen nicht verfügbar wäre.

Die Übersetzungsaufgabe wurde in zwei Richtungen ausgeführt: Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch. Die Ergebnisse werden unten in den Tabellen 3 und 4 dargestellt.

Tab. 3: Die Ergebnisse der deutsch-englischen Übersetzung

Satz	Korrekt	Teilweise korrekt	Inkorrekt	Vermeidung
1	5,26%	73,68%	5,26%	15,79%
2	0,00%	47,37%	21,05%	31,58%
3	5,26%	21,05%	15,79%	57,89%
4	5,26%	26,32%	47,37%	21,05%
5	10,53%	5,26%	15,79%	68,42%
Insgesamt	5,26%	34,74%	21,05%	38,95%

Tab. 4: Die Ergebnisse der englisch-deutschen Übersetzung

Satz	Korrekt	Teilweise korrekt	Inkorrekt	Vermeidung
1	0,00%	47,37%	42,11%	10,53%
2	0,00%	10,53%	0,00%	89,47%
3	5,26%	63,16%	15,79%	15,79%
4	0,00%	31,58%	21,05%	47,37%
5	0,00%	36,84%	31,58%	31,58%
Insgesamt	1,05%	37,89%	22,11%	38,95%

Wie in der ersten Aufgabe beobachtet, gab es viel Vermeidung (38,95% in beide Richtungen), dann teilweise korrekte Übersetzungen (34,74% in der L2–L3-Übersetzung und 37,89% in der L3–L2 – Übersetzung) und inkorrekte Übersetzungen (beziehungsweise 21,05% und 22,11%). Korrekte Übersetzungen traten am wenigsten auf: 5,26% in der deutsch-englischen Übersetzung und nur 1,05% in der englisch-deutschen Übersetzung. Die Sätze, die am häufigsten inkorrekt übersetzt wurden, waren: „Er ging durch den Park spazieren und sein Hund folgte ihm brav“ (47,37%) und „The best thing you can do is make more effort“ (42,11%). Im ersten Fall war „brav“ ein problematisches Wort und die Antworten reichten von einer auf der Wortform basierten Übersetzung (z.B. *his*

dog made him brave), über im Kontext mehr oder weniger plausible, aber zum Teil grammatisch inkorrekte Übersetzungen (*and his dog was his leader, and the Dog is follow him, the dog was OK*, usw.), bis zu einer auf der polnischen Bedeutung basierten Version (*and his dog followed him politely*, was eine wörtliche Übersetzung des polnischen Wortes „grzecznie“ („brav“, aber auch „höflich“, was dem englischen Wort „politely“ entspricht) darstellt). Im zweiten Fall war „effort“ die Quelle der Probleme und es wurde oft ausgelassen (z.B. *Die beste Sache, die du machen kannst*), aber die Übersetzungen zeigen, dass der ganze Satz schwer zu übersetzen war, z.B.: *Ich hoffe, dass du das better machen kannst* („better“ statt „besser“ ist eine auf die Koaktivierung von Englisch und Deutsch zurückzuführende Systemverschiebung), *Das beste was du machen kannst ist erfolgreich zu sein, Die beste Sache, dass du machen kannst, sind mehrere Erfolge* (die Assoziation zwischen „Erfolg“ und „effort“ ist auch hier sichtbar), und sogar: *Die beste Denke kannst du machen wenn du Fehler machst* (die Verwechslung von „think“ (denken) und „thing“ (Sache, Ding)).

Andere Fehler sind z.B. „Leider ist keine Unterkunft vorhanden“ – *Shame, there isn't another Future* (die Verwechslung von „Zukunft“ und „Unterkunft“, was die Entsprechung „future“ aktivierte; der Großbuchstabe ist eine Interferenz aus dem Deutschen). „She is going to tell her children to clean their room“ – *Sie geht ihren Kindern zu sagen, damit sie (die Kinder) ihr Zimmer aufräumen* (eine wörtliche Interpretation, ohne die Struktur „to be going to“ (vorhaben, beabsichtigen) zu erkennen). Im Allgemeinen zeigen die Resultate, dass die Übersetzung aus einer Fremdsprache in die andere schwieriger und komplexer ist als die Übersetzung aus einer Fremdsprache in die Muttersprache, und dass alle drei Sprachen (die L1, die L2 und die L3) an der Verarbeitung teilnehmen.

Schließlich wurde die Korrektheit der Fehleridentifikation mit der der englisch-polnischen, englisch-deutschen und deutsch-englischen Übersetzungen mittels eines Chi-Quadrattests verglichen. Die Antworten wurden als korrekt, teilweise korrekt, inkorrekt und Vermeidung klassifiziert, da „inkorrekt als korrekt klassifiziert“, „korrekt als inkorrekt klassifiziert“ und „ein anderes Element als Fehler markiert“ als „inkorrekt“ betrachtet wurden. Bei $df = 9$ war $p < 0,001$, was bedeutet, dass der Unterschied statistisch signifikant ist und dass die Ergebnisse von der jeweiligen Aufgabe abhängen.

Schlussfolgerungen

Zusammenfassend variiert die Erkennung und die Korrektur der auf der L2 basierten Fehler von einem Satz zum anderen. Es lässt sich auch vermuten, dass die Assoziation der Fremden³⁴ eine relativ wichtige Rolle spielt. Die Koaktivierung

³⁴ De Angelis 2005.

der L2 und der L3 führt oft zu einer Akzeptanz von auf der L2 basierten Fehlern und, was sich in der Übersetzung ins Polnische widerspiegelt, oft verstanden die ProbandInnen die falschen Freunde und die wörtlich übersetzten Idiome auf eine Art und Weise, die den Zugriff auf die deutschen Bedeutungen der Wörter und Ausdrücke, eher als auf die englischen, widerspiegelte. Es lässt sich vermuten, dass dies eine Art Systemverschiebung war, bei der die Aktivierung der Bedeutungen der deutschen Wörter und Ausdrücke die Teilnehmer daran hinderte, die Fehler im Englischen zu bemerken. Im Allgemeinen erkannte und korrigierte die Mehrheit die Fehler nicht: Außer den inkorrekten Antworten gab es viel Vermeidung. Gleichzeitig hängt die Erkennung der Fehler vom Satztyp ab, da der Vergleich der Erkennung der korrekten Sätze, der falschen bzw. teilweise falschen Freunde und der wörtlich übersetzten Idiome einen statistisch signifikanten Unterschied ergab.

Zweitens wurde der höchste Prozentsatz korrekter Antworten in der L3–L1-Übersetzung beobachtet (29,47%), gefolgt durch die Fehlerkorrektur (22,89%), L2–L3-Übersetzung (5,25%) und die L3–L2-Übersetzung (1,05%). Das suggeriert, dass das Verstehen der L3-Sätze, um sie in die L2 zu übersetzen, schwieriger als die Übersetzung aus der L2 in die L3 war. Tatsächlich, wie die L3–L2 Übersetzungen zeigen, hatten die StudentInnen bestimmte Probleme mit dem Verstehen des Englischen, auch wenn die englischen Sätze keine Fehler enthielten. Das kann auch mangelnde L2–L3-Verbindungen widerspiegeln, wenn man jede Fremdsprache mit der L1 verbindet.

Drittens weisen die Resultate darauf hin, dass die Verarbeitung mehrerer Sprachen weitgehend untrennbar ist, dass die interlinguale Interaktion (Herdina und Jessners (2002) Terminus) in verschiedene Richtungen erfolgt, und dass die Einflüsse einer Sprache auf die andere auch auf einer tieferen Ebene auftreten können, wie z.B. die aus dem polnischen transferierte Bedeutung von „brav“ als „höflich“, die durch das englische Wort „politely“ ausgedrückt wurde. Die Kontrolle, was insbesondere in der Fehlerkorrektur zu sehen war, verlangt ein hohes Maß an Sprachbewusstsein, was nicht für selbstverständlich gehalten werden kann. Wie die Fehleridentifikation und –Korrektur zeigte, gelang es den ProbandInnen in vielen Fällen nicht, auf Deutsch basierte Fehler im Englischen zu erkennen und sie akzeptierten die Sätze als korrekt. Da die Bedeutungen der deutschen Wörter koaktiviert wurden, kam es zu einer Art Systemverschiebung beim Leseverstehen. Zusätzlich waren nicht alle Fehler auf die interlinguale Interaktion, insbesondere auf den negativen Transfer, zurückzuführen, weil manche Fehler wegen der intralingualen Interaktion auftraten, wie die Verwechslung deutscher (z.B. Unterkunft und Zukunft) oder englischer Wörter (z.B. *our neighbours* – *twoich sąsiadów* (*deiner* Nachbarn)). Im Allgemeinen bestätigt die Studie die Komplexität der mehrsprachigen Sprachverarbeitung und die Existenz verschiedener Verbindungen zwischen den Sprachen auf mehreren Ebenen (der semantischen, orthographischen, usw.).

Literatur

- Blair Dennis / Harris, Richard J. (1981): *A Test of Interlingual Interaction in Comprehension by Bilinguals*. In: *Journal of Psycholinguistic Research* 10, Nr. 4, S. 457–467.
- Cook, Vivian (1992): *Evidence for multi-competence*. In: *Language Learning* 42, Nr. 4, S. 557–591.
- Cook, Vivian (2016): *Premises of multi-competence*. In: Cook, Vivian / Li, Wei (Hrsg.): *The Cambridge handbook of linguistic multi-competence*. Cambridge. S. 1–25.
- De Angelis, Gessica (2005): *Multilingualism and non-native lexical transfer: An identification problem*. In: *International Journal of Multilingualism* 2, Nr. 1, S. 1–25.
- De Bot, Kees (1992): *A Bilingual Production Model: Levelt's 'speaking' Model Adapted*. In: *Applied Linguistics* 13, Nr. 1, S. 1–24.
- Gabryś-Barker, Danuta (2006): *Language activation in the thinking processes of a multilingual language user*. In: *International Journal of Multilingualism* 3, Nr. 2, S. 105–124.
- Gibson, Martha / Hufeisen, Britta (2006): *Metalinguistic processing control mechanisms in multilingual learners of English*. In: *International Journal of Multilingualism* 3, Nr. 2, S. 139–153.
- Green, David W. (1986): *Control, Activation and Resource*. In: *Brain and Language* 27, S. 210–223.
- Green, David W. (1993): *Towards a Model of L2 Comprehension and Production*. In: Schreuder, Robert / Weltens, Bert (Hrsg.): *The Bilingual Lexicon*. Amsterdam-Philadelphia, S. 249–277.
- Grosjean, François (2012): *An attempt to isolate, and then differentiate, transfer and interference*. In: *International Journal of Bilingualism* 16, Nr. 1, S. 11–21.
- Hall, Christopher J. (2002): *The automatic cognate form assumption: Evidence for the parasitic model of vocabulary development*. In: *IRAL* 40, S. 69–87.
- Herdina, Philipp / Jessner, Ulrike (2002): *A Dynamic Model of Multilingualism. Perspectives of Change in Psycholinguistics*. Clevedon.
- Laufer, Batia (1997): *The lexical plight in second language learning: Words you don't know, words you think you know and words you can't guess*. In: Coady, James / Huckin, Thomas (Hrsg.): *Second Language Vocabulary Acquisition*. Cambridge. S. 20–34.
- Perfetti, Charles A. (1999): *Comprehending written language: a blueprint of the reader*. In: Brown, Colin M. / Hagoort, Peter (Hrsg.): *The Neurocognition of Language*. Oxford. S. 167–208.
- Rusiecki, Jan (2002): *Friends true and false. A contrastive approach to the lexicon*. In: Arabski, Janusz (Hrsg.): *Time for Words*. Frankfurt am Main. S. 71–81.
- Singleton, David (2003): *Perspectives on the Multilingual Lexicon: A Critical Synthesis*. In: Cenoz, Jasone / Hufeisen, Britta / Jessner, Ulrike (Hrsg.): *The Multilingual Lexicon*. Dordrecht-Boston-London. S. 167–176.
- Van Gelderen, Amos / Schoonen, Rob / de Glopper, Kees / Hulstijn, Jan / Snellings, Patrick / Simis, Annegien / Stevenson, Marie (2003): *Roles of linguistic knowledge, metacognitive knowledge and processing speed in L3, L2 and L1 reading comprehension. A structural equation modeling approach*. In: *International Journal of Bilingualism* 7, Nr. 1, S. 7–25.
- Wlosowicz, Teresa Maria (2011): *Les influences interlinguales sur la compréhension des textes dans la troisième langue: Une approche cognitivo-pragmatique*. Villeneuve d'Ascq.

Anhang: Die in der Studie benutzten Aufgaben

- I) Welche von den folgenden Sätzen enthalten lexikalische Fehler? Finden Sie und korrigieren Sie bitte die Fehler. Dann übersetzen Sie bitte die korrigierten Sätze ins Polnische, um zu zeigen, wie Sie sie verstehen. Wenn ein Satz keinen Fehler enthält, markieren Sie ihn bitte als korrekt, und dann übersetzen Sie ihn ins Polnische:

1. The effortful project attracted more and more people to the institute.
2. I'm sure you're taking me on the arm. You've never been to Australia, so you can't have seen kangaroos in the wild.
3. She was sitting on a bank in the park.
4. The toy bull I've brought from Spain will be a gift for my sister.
5. The loud music our neighbours play brings me on the palm.
6. If you want to get this job, you must reach in a letter of application.
7. She made a deposit in order to spare money more effectively.
8. I must go, or else I'll be late for my English hour.
9. Your remark about Vanessa's appearance was very plump, so she must have taken offence at it.
10. The little puppy's behaviour amused them a lot.
11. The tourist had difficulty finding the royal castle, but someone showed it to him on a card of the city.
12. The butterflies formed a colourful carpet all over the meadow.
13. She always dances out of the row. When black skirts were in fashion and everybody wore them, she wore pink ones just to be different.
14. My car is already quite old, so I get it overhauled regularly.
15. There are cups, plates and a cheese bell on the table.
16. Aunt Susan brought us a glass of homemade plum jam.
17. I'll be away from home, but you can call me on my handy.
18. The old lady may be peculiar, but she's perfectly harmless.
19. He doesn't work and lies on his parents' pocket.
20. You should keep your dog on a line, or else it may run and bite somebody.

II) Übersetzen Sie bitte ins Englische:

1. Ich habe die Ferien in einer Pension im Gebirge verbracht.
2. Der Affe, der die Bananen gefressen hat, ist ein Schimpanse.
3. Christine hat den Entschluss gefasst, sich um die Stelle zu bewerben.
4. Er ging durch den Park spazieren und sein Hund folgte ihm brav.
5. Leider ist keine andere Unterkunft vorhanden.

III) Übersetzen Sie bitte ins Deutsche:

1. The best thing you can do is make more effort.
2. This large-scale study concerns the acquisition of foreign languages by children.
3. She is going to tell her children to clean their room.
4. You mustn't play with bees, or else they will sting you.
5. If I had known, I would have seen you off to the railway station.

Agnieszka Pawłowska-Balcerska

ORCID: 0000-0002-5347-2269

Adam-Mickiewicz-Universität, Poznań

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.9>

„Es ist schwer, ein ganzes Land auf ein paar Eigenschaften und Besonderheiten zu reduzieren“^{cc*} – Zu nationalen Stereotypen polnischer und deutscher Studierender^{**}

Abstracts

Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch gewagt, sich mit Auto- und Heterostereotypen vor einem theoretischen und empirischen Hintergrund auseinanderzusetzen. Zunächst werden unterschiedliche Auslegungen des Begriffes *Stereotyp* einer kritischen Analyse unterzogen. Im nächsten Schritt wird auf die Termini *Auto-* und *Heterostereotyp* eingegangen. Im Anschluss daran wird ein polnisch-deutsches E-Tandem-Projekt präsentiert, zu dessen Schwerpunkten die Diskussion um das Polen- und Deutschlandbild auf beiden Seiten der Oder und Neißة gehörte. Am Beispiel des Projekts wird gezeigt, wie man Fremdsprachenlernende zur Reflexion über das Eigene einerseits und das Fremde andererseits verleiten kann.

Schlüsselwörter: Autostereotyp, Deutsch als Fremdsprache (DaF), Heterostereotyp, interkulturelles Lernen, Schreibfertigkeit, Stereotyp, Tandem

* Das Zitat stammt von einem deutschen Studierenden, der am unten beschriebenen, polnisch-deutschen E-Mail-Tandemprojekt teilgenommen hat. Alle in den Beitrag aufgenommenen Studentenaussagen werden im Originalwortlaut und in Originalschreibung präsentiert.

** Unter dem gleichnamigen Titel wurde ein Referat von der Autorin des Beitrags gehalten (15.10.2020, Universität Oppeln).

“It is difficult to reduce a country to several characteristics and peculiarities”: On national stereotypes regarding Polish and German students

This article attempts to look at national stereotypes from theoretical and empirical perspectives. First, selected interpretations of the term *stereotype* are subjected to critical analysis, and then the terms *auto-* and *heterostereotype* are discussed. Afterwards, the paper presents the results of a Polish-German tandem project focused on a discussion about how Poles and Germans see themselves and how it compares to the way their neighbours from beyond the Oder River perceive them.

Keywords: autostereotype, German as a foreign language, intercultural training, heterostereotype, stereotype, tandem, writing skills

Agnieszka Pawłowska-Balcerska, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Collegium Novum, Wydział Neofilologii, Instytut Filologii Germańskiej, Al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań, Polen, pawlowsk@amu.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 25.04.2022

1. Vorbemerkung

Stereotype¹ – insbesondere nationale Stereotype – erfreuen sich einer großen und ununterbrochenen Beliebtheit. Dies gilt nicht nur für mannigfache Wissenschaftsdisziplinen, in denen stereotype Vorstellungen zum Forschungsgegenstand geworden sind, sondern auch für den weit gefassten Alltag, in dem sie unterschiedliche, nicht zu unterschätzende Funktionen übernehmen.

Hahn/Hahn weisen im Zusammenhang damit darauf hin, „daß im konkreten Gebrauch nationale Stereotypen oft inhaltlich mit anderen (sozialen, politischen u.a.) Stereotypen vermischt werden – wie etwa ‚die polnische Anarchie‘, ‚der tschechische Kleinbürger‘, der ‚britische Gentleman‘ usw.“.² Dieses wichtige Merkmal verdeutlicht wiederum die Komplexität von (nationalen) Stereotypen und erleichtert keinesfalls jegliche Versuche der Annäherung an den Begriff. Trotzdem ist man im Folgenden bemüht, sich mit nationalen Stereotypen auf der theoretischen und empirischen Ebene auseinanderzusetzen, um ihr Wesen besser begreifen zu können.

¹ Aus Platzgründen wird auf die Charakteristik des Terminus *Stereotyp* verzichtet. Dazu siehe u.a. Hahn, Hahn 2002; Keller 1969; Lippmann 1944; Mikołajczyk 2002; Pawłowska 2014; Pawłowska-Balcerska 2019; Schaff 1980 und Wowro 2010.

² Hahn, Hahn 2002: 19.

2. Nationale Stereotype aus dem theoretischen Blickwinkel

Einen interessanten Versuch, *nationale Stereotype*³ zu definieren, liefern Berting/Villain-Gandossi,⁴ für die diese „Anderen“, andere Menschen, Länder und ihre Kultur betreffen. Allerdings bilden die „Anderen“ bzw. „Fremden“ keine einheitliche Masse. Während einige Nachbarn sind und andere nicht, gelten einige als Freunde und andere als Feinde. Hinzu kommt noch, dass bestimmte Gruppen von Minderheiten vertreten werden können, die in der jeweiligen Gesellschaft leben und ihre Sprache benutzen. Die „Anderen“ können zu Verbündeten werden oder sich nicht dazu eignen. Somit verfügt jede Nation über eine Art Skala, auf der Länder oder Völker entsprechend dem Maß an Miss- bzw. Vertrauen klassifiziert werden. Dies steht wiederum mit mannigfachen politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten in engem Zusammenhang. Eine beständige Wertehierarchie, derer sich eine Nation bedient, beeinflusst das Einordnen anderer Nationen auf der Vertrauensskala nicht unerheblich. Aus diesem Grund bezeichnen Berting/Villain-Gandossi nationale Stereotype „als starre, verkürzte Repräsentationen einer komplexen äußeren Welt“.⁵

Die obige Auslegung des Begriffs birgt allerdings eine gewisse Verallgemeinerung in sich. Die erwähnte Auf-Andere-Bezogenheit als Beschreibung von nationalen Stereotypen greift offensichtlich zu kurz und bringt zahlreiche definitorische Schwierigkeiten mit sich. Denn der, die bzw. das Andere kann unterschiedliche Gesichter annehmen und demzufolge entweder als durchaus positiv oder als äußerst negativ wahrgenommen werden, wobei sicherlich auch Graduierungen nicht ausgeschlossen sind. Daher unternehmen die beiden Forscher mit Recht den Versuch, den Begriff näher zu beschreiben und ordnen nationalen Stereotypen funktionalen Charakter zu. Denn diese „helfen, Grundeigenschaften einer Nation, die als Produkte des gesellschaftlichen Lebens nicht durch Fakten belegbar sind, auszudrücken und in Begriffe zu fassen“.⁶

Im Einzelnen erfüllen nationale Stereotype folgende Funktionen:⁷

- Für die Mitglieder einer Gemeinschaft gelten sie als allen gemeinsame, griffbereite Bezugspunkte, die es ihnen ermöglichen, in gesellschaftlich relevanter Weise die äußere Welt genauso wie andere Menschen zu konstruieren. Dies erleichtert wiederum die Verständigung innerhalb einer politischen Gemeinschaft.
- Da sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit zum Ausdruck bringen, intensivieren sie die Bindung zwischen den Angehörigen der jeweiligen Gemeinschaft.

³ Erll, Gymnich (2007) gebrauchen auch den Begriff *Völkerstereotype*.

⁴ Berting, Villain-Gandossi 1999: 24–25.

⁵ Ebd., S. 25.

⁶ Ebd., S. 21.

⁷ Ebd., S. 26–29.

– Indem sie die eigenen Werte und Gewohnheiten jenen der anderen gegenüberstellen, betonen sie die Wertegemeinschaft.

– Sie können auch dem Zweck dienen, den Unterschied zu anderen Nationen in positiver Weise hervorzuheben, um mit diesen nicht verwechselt zu werden.

– Genutzt werden können sie, um Menschen, deren Werte und Gewohnheiten als Bedrohung eigener Werte betrachtet werden, in eine Gruppe aufzunehmen oder – ganz im Gegenteil – sie auszuschließen.

– Mitglieder einer Gemeinschaft können sich verschiedener Stereotype bedienen, um ihre wahre oder auch vorgebliche Loyalität gegenüber der Gemeinschaft auszudrücken.

– In Krisenzeiten werden sie genutzt, um einen „Sündenbock“ zu finden.

Nationale Stereotype sind somit in erster Linie als ein kollektives und nicht als ein individuelles Phänomen zu werten, das im Rahmen einer einzigen Gesellschaft und zugleich anderen Gemeinschaften bzw. Gesellschaften gegenüber eine wichtige Rolle spielt. Die Identitätsbildung oder eine gewisse Abgrenzung von den „Anderen“ – wenn auch die „Anderen“ als Begriff schwer erfassbar sind – gelten als ihre relevante Funktion und lassen eine tieferegreifende Typologie begründen: „Verknüpft mit einer solchen Abwehr sind zumeist positive Selbstbilder (Autostereotype) und negative Fremdbilder (Heterostereotype)“.⁸

Konrad macht darauf aufmerksam, dass die in den Kulturwissenschaften am häufigsten durchgeführte Betrachtung von Stereotypen gerade die Spannungsfelder von Auto- und Heterostereotypen bilden.⁹ Dieser Forschungsschwerpunkt verdeutlicht wiederum eine der wichtigsten Funktionen von Stereotypen, die auch von Berting/Villain-Gandossi¹⁰ erkannt wurde: „die Stiftung von Identitäten und die damit einhergehenden Vereinigungs- und Abgrenzungserscheinungen [...]“.¹¹

Was macht das Wesen von Auto- und Heterostereotypen aus? Mikołajczyk zufolge seien die ersten als Vorstellungen von typischen bzw. charakteristischen Merkmalen der eigenen Nation anzusehen.¹² Heterostereotype würden dagegen als Vorstellungen von typischen bzw. charakteristischen Merkmalen anderer Nationen gelten. Ein ähnliches Begriffsverständnis liefern Hahn/Hahn,¹³ für die Autostereotype als Vorstellung zu deuten sind, die man von sich selbst (samt den Werturteilen, die sich darauf beziehen) hat, während Heterostereotype das eigene Bild vom anderen widerspiegeln.

Bei der Analyse der oben angeführten Definitionen wird bereits auf den ersten Blick deutlich, dass Auto- und Heterostereotypen eine einzige Perspektive, d.h. die eigene bzw. jene der eigenen Sprach- und Kulturgemeinschaft zugrunde liegt.

⁸ Erll, Gymnich 2007: 72.

⁹ Konrad 2006: 134.

¹⁰ Berting, Villain-Gandossi 1999: 26–29.

¹¹ Konrad 2006: 134.

¹² Mikołajczyk 2002: 67.

¹³ Hahn, Hahn 2002: 28.

Die Ich-/Wir- bzw. Ich-/Wir-Sie-Sichtweise kann wiederum jegliches Verstehen des Anderen, Fremden und Neuen gefährden. Daher ist ein Perspektivenwechsel oder zumindest ein Einblick in andere Perspektiven für ein friedliches Miteinander unumgänglich. Darin ist eine wichtige Aufgabe für das institutionalisierte Schulwesen und insbesondere für den Fremdsprachenunterricht zu sehen. Zu veranschaulichen, dass es auch andere Blickwinkel gibt, sie zu erklären versuchen oder zumindest über sie zu reflektieren, gilt als ein höchst relevantes – wenn auch ein kühnes – Unterfangen der Schulbildung. Demzufolge „besteht die Notwendigkeit, dem Lerner die Erkenntnis der eigenen kulturellen Prägung in der Begegnung mit anderen Kulturen zu ermöglichen, um ihn so zur Entwicklung einer reflektierten Sichtweise zu befähigen“.¹⁴

3. Polen und Deutsche in den eigenen Augen und in jenen des Gegenübers

In der langen Geschichte der polnisch-deutschen Beziehungen waren und sind – auch heutzutage – nationale Stereotypen auf beiden Seiten allgegenwärtig. Die sowohl positiven als auch negativen Bilder haben die Beziehungen zum größten Teil mitbestimmt/ mitgeprägt. Auch der heutige Diskurs zwischen Polen und Deutschen ist von Fremdbildern und Stereotypen durchsetzt.¹⁵

Dem obigen Zitat ist kaum zu widersprechen. Mehr noch: Zahlreiche Veröffentlichungen wurden und werden diesem Thema gewidmet und scheinen es nicht ausgeschöpft zu haben. So setzt sich Wrzesiński (1999) mit Deutschen in polnischen Stereotypen des 19. und 20. Jahrhunderts auseinander, während Bartmiński (1999) die Ergebnisse einer unter 100 Lubliner Studierenden durchgeführten Umfrage zu stereotypen Vorstellungen von Deutschen, Juden, Litauern, Polen, Tschechen, Russen, Slowaken und Ukrainern präsentiert, die anschließend einem Vergleich unterzogen werden. Nöth (2001) analysiert die einschlägige Literatur und konstatiert, dass die auf beiden Seiten der Oder und Neiße verbreiteten stereotypen Vorstellungen vom Nachbarn von den konfliktreichen deutsch-polnischen Beziehungen zeugten. Mikołajczyk versucht dagegen, „mit Hilfe sprachwissenschaftlicher Mittel ein Bild Deutschlands zu präsentieren, das sich auf der Grundlage von Presseartikeln zum EU-Beitritt Polens rekonstruieren lässt“.¹⁶ In Miłułka (2005) werden gängige Stereotype von Polen als Alkoholiker und Autodiebe oder von überheblichen, zurückhaltenden Deutschen – um nur einige davon zu nennen – thematisiert. In Pawłowska (2014) und Pawłowska-Balcerska (2019) wird die Sichtweise polnischer und deutscher Studierender über den Nachbarn vorgestellt.

Bereits die oben vorgenommene und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebende kurze Charakteristik der ausgewählten Publikationen zu Stereotypen über

¹⁴ Deckers 2010: 524.

¹⁵ Mikołajczyk 2002: 61.

¹⁶ Ebd., S. 62.

Polen und Deutsche soll verdeutlichen, aus wie vielen mannigfachen Blickwinkeln das Thema behandelt werden kann. Alle bilden einen interessanten Beitrag zur Diskussion über nationale Stereotype und stützen sich auf empirische Daten, ohne die der Diskurs unvollständig bleiben würde.

Einen erneuten Versuch der Auseinandersetzung mit stereotypen Bildern von Polen und Deutschen stellt das polnisch-deutsche E-Mail-Tandemprojekt dar, das zwischen dem Institut für Germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań (sieben Studierende im Bachelorstudium) und der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld (sieben Studierende im Bachelorstudium) im Wintersemester 2016/2017 organisiert wurde. Koordiniert wurde das fünf Wochen dauernde Projekt von Prof. Dr. habil. Agnieszka Pawłowska-Balcerska (Poznań) und Dr. Tina Claußen (Bielefeld). Als Schwerpunkte und zugleich Ziele des Tandemprojekts galten ein interkultureller Austausch zwischen Tandempartnern, Förderung der Fertigkeit Schreiben auf der DaF-Fortgeschrittenenstufe, Ausprobieren ausgewählter Korrekturverfahren sowie Sammeln von Erfahrungen in Bezug auf Vorbereitung, Durchführung und Evaluation internationaler Projekte. Während die Hauptaufgabe der polnischen E-Tandemteilnehmenden darin bestand, einen Text „So sehe ich meine Landsleute“ (ca. 300 Wörter) zu verfassen, sollten ihre deutschen Kommilitonen Stellung dazu nehmen und die entstandenen schriftlichen Arbeiten gegebenenfalls berichtigen. Das Projekt wurde beiderseits in die jeweilige Lehrveranstaltung integriert.¹⁷ Im Einzelnen bestand das E-Tandem-Projekt aus den folgenden Phasen:

- erste Kontaktaufnahme (Mitte Oktober 2016),
- Verfassen eines Textes „So sehe ich meine Landsleute“ (Umfang ca. 300 Wörter) (Studierende aus Poznań),
- Stellungnahme zum jeweiligen Textinhalt (Bielefelder Studierende),
- Antworten auf die Bielefelder E-Mails,
- Reflexion über mögliche Vorgehensweisen bei der Korrektur und Überarbeitung des jeweiligen Textes (Bielefelder Studierende),
- Präsentation von Texten und Diskussion über ihre Rezeption (Poznań und Bielefeld),
- Verschicken überarbeiteter Texte an polnische Studierende (Bielefelder Studierende),
- Reflexion über eingesetzte Überarbeitungsverfahren und Antworten auf die Bielefelder E-Mails (Studierende aus Poznań),
- Projektauswertung (Ende November 2016) (Poznań und Bielefeld).

In den meisten Texten der polnischen Seminargruppe wurde von den gängigen stereotypen Vorstellungen über Polen ausgegangen, die allerdings meist mit einem ausführlichen Kommentar versehen wurden. Zusätzlich wurde zugleich

¹⁷ Auf das Projekt (d.h. seine Vorbereitung, Durchführung und Evaluation) wurde in Claußen und Pawłowska-Balcerska (2018) sowie in Pawłowska-Balcerska (2019) ausführlich eingegangen.

auch explizit vor allzu weit gehenden Schlussfolgerungen, Generalisierungen und Vereinfachungen gewarnt, die für Stereotype charakteristisch sind und von Berting/Villain-Gandossi bereits oben erwähnt wurden:¹⁸

Aussage 1: In Bezug auf die allgemeinen Stereotype, die vielleicht in Deutschland bekannt sind, beschränke ich mich auf 3 Beispiele. Die erste Sache, die man mit Polen assoziiert, ist Alkohol. Man hört, dass wir viel trinken. Dazu ist es schwer, sich eindeutig zu äußern. Bei verschiedenen Gelegenheiten (z.B. Hochzeit, Geburtstag, manchmal sogar auch das Treffen mit den Freunden) trinkt man ziemlich viel, was natürlich nicht für alle der Fall ist und von den konkreten Personen abhängt. Die Polen als Alkoholiker zu betrachten, ist auf jeden Fall zu viel gesagt. Dazu kommt auch das Klischee, dass die Polen klauen, wenn sie im Ausland sind. Das finde ich beleidigend und bin der Meinung, dass wenn jemand ein Verbrecher ist, spielt dabei seine Herkunft keine entscheidende Rolle. Der nächste Aspekt, den ich besprechen möchte, ist die Religion. Die Mehrheit der Polen sind Katholiken – das stimmt. Das bedeutet aber nicht, dass wir sehr konservativ oder sogar rückständig in allen Bereichen des Lebens sind. Ich glaube, dass Religion und Rückständigkeit zwei ganz andere Sachen sind, habe aber diese Begriffe immer zusammen gesehen, wenn ich im Internet über Stereotype gelesen habe.

Aussage 2: Zusätzlich kann man sagen, dass die Mehrheit von Ausländern meinen, dass die Polen die Diebe sind. Man kann verschiedene Witze vom Polen hören, genau: „Komm nach Polen! Dein Auto ist schon hier! Mit Sicherheit finde ich persönlich, dass man das Stereotyp widerlegen kann. Es ist klar, dass manche stehlen, aber das nicht bedeutet, dass alle Polen. Auf der ganzen Welt hat jeder eine Möglichkeit, ein Verbrechen zu begehen. Alles hängt doch von der Persönlichkeit des Menschen ab.“¹⁹

Die Stereotype, die in den polnischen Aufsätzen aufgegriffen wurden, wurden auch von der deutschen Seite bestätigt und kommentiert. Dabei bemühte man sich – genauso wie in den Texten der Studenten aus Poznań – sie zu relativieren oder sogar – sich auf eigene Erfahrungen stützend – zu widerlegen:

Aussage 3: Ich bin sehr begeistert von deinem Text und finde diesen sehr interessant. Besonders gefällt mir, dass du am Anfang direkt auf die wohl bekanntesten Stereotypen eingegangen bist, welche die meisten von uns kennen. Zum Beispiel habe ich mit Polen das typische Klischee des Diebstahls assoziiert, welches bei vielen Menschen hier sehr bekannt ist. Außerdem war mir ebenfalls bekannt, dass Polen und Polinnen gerne viel trinken. Mittlerweile glaube ich aber, dass es bei den Deutschen nicht anders ist.

Aussage 4: Ich weiß leider nicht sehr viel über Polen. Wie du bereits erwähnt hast, gibt es natürlich dieses Klischee, dass Polen oft klauen. Darüber werden in Deutschland einige Witze gemacht, aber wie du bereits geschrieben hast, gibt es in jedem Land Diebe und Verbrecher. Es wäre bestimmt auch interessant, herauszufinden, woher dieses Vorurteil kommt. Auch Katholizismus verbinde ich mit Polen, aber ich stimme dir zu, dass das nicht negativ bewertet werden sollte und auch nichts mit Rückständigkeit zu tun hat. Im Gegenteil, ich denke, dass vor allem die jüngere Generation in Polen sehr modern ist. Ich habe in der Uni bis jetzt zwei Personen aus Polen näher kennengelernt und sie waren beide wirklich sehr gebildet und konnten wirklich gut Deutsch und Englisch sprechen.

¹⁸ Berting, Villain-Gandossi 1999: 25.

¹⁹ Als Träger nationaler Stereotype gelten u.a. Witze, die Szczyk (2006) und Baur, Ossenberg (2017) in den Mittelpunkt ihrer Erwägungen gestellt haben.

In vielen Studentenäußerungen wurde unterstrichen, dass man keinesfalls von einer Person auf die ganze Nation schließen kann. Somit wurde oft hervorgehoben, dass viele Eigenschaften individuell bedingt sind:

Aussage 5: Der stereotypische Pole hat seine Vorteile und Nachteile, wie jede Person.

Was Autostereotype anbelangt, schienen sich auch die polnischen Studierenden selbst über sie nicht einig zu sein. Zwar wurde beispielsweise über den Alkoholkonsum diskutiert, aber dieser wurde nicht eindeutig mit einer negativen Eigenschaft der ganzen Nation gleichgesetzt.²⁰

Aussage 6: Wir, als Großpolen, sind sehr berühmt für unsere Gastfreundlichkeit. Jede Person, die vor unseren Türen steht, wird augenblicks zum Tee oder Kaffee eingeladen. Das ist noch nicht alles. Später tischt die Hausfrau noch auf: Süßigkeiten, Mittagessen, Abendessen... und natürlich Alkohol. Polnischer Wodka ist eher weltbekannt. Für Polen ist fast jede Gelegenheit gut, um sich einen Glas zu genehmigen. Das ist leider, meiner Meinung nach, unserer große Nachteil. Aber zum Glück brauchen wir kein Alkohol, um anzugehen.

In der obigen Textpassage kam noch ein wichtiger Aspekt zum Ausdruck: Es wurde von nationalen zu regionalen Stereotypen übergegangen, um zu zeigen, dass es auch im Rahmen einer einzigen Sprach- und Kulturgemeinschaft Unterschiede gibt, die dementsprechend keine auf die ganze Nation bezogenen Verallgemeinerungen zulassen bzw. diese erheblich erschweren:²¹

Aussage 7: Ich studiere in Posen. Die Stadt liegt im westlichen Teil Polens. Posen ist die Hauptstadt der Woiwodschaft Großpolen. Die Leute von diesen Seiten werden als ein Geizhals bezeichnet. Die Einwohner aus Posen entschuldigen sich, dass sie nur sparsam sind, und das eigentlich eine gute Eigenschaft ist. Hier kann man noch die älteren Generationen treffen, die den Posener Dialekt sprechen.

Nehmen wir jetzt die Einwohner der Hauptstadt unter die Lupe. Die Bewohner von Warschau werden oft als arrogante und hochmütige, ganz konzentrierte auf die Karriere Menschen gehalten. Warum? Warschau hat über 1,7 Mio. Menschen. Es gibt hier eine große Menge von Unternehmen, Fabriken und Korporationen, wo man sich entwickeln kann. Die Bewohner der Hauptstadt sind auch als ein gemeiner und schlechter Autofahrer bezeichnet. Sie setzen keinen Blinker und fahren zu schnell.

Die Einwohner von Katowice identifiziert man mit den Schlesiern, die als außergewöhnliche lokale Patrioten, die auf traditionelle Werte verbunden sind, gelten. Ich assoziiere sie auch mit den Bergwerken und der schwierige Arbeit.

Die Präsenz von regionalen Stereotypen trifft offensichtlich auf alle Nationen zu, was auch die Antwort des Bielefelder Studierenden zu bestätigen schien:

Aussage 8: Des Weiteren finde ich es sehr interessant, wie die Klischees über Polen und Polinnen untereinander in den verschiedenen Woiwodschaften deutlich werden. Diese Woiwodschaften waren mir zuvor gar nicht bekannt. Dennoch finde ich die Klischees, welche innerhalb von Polen entstanden sind, vergleichbar mit denen, welche sich innerhalb von Deutschland gebildet haben.

²⁰ Vgl. dazu Erll, Gymnich (2007: 72) im theoretischen Teil des vorliegenden Beitrags.

²¹ Auf eine weit gefasste Uneinheitlichkeit im Rahmen einer einzigen Gesellschaft wurde auch oben in Berting, Villain-Gandossi (1999: 24–25) hingewiesen.

So würden wir auch sagen, dass die Menschen aus München sehr wohlhabend, arrogant und hochmütig sind. Im Gegensatz dazu sind Menschen, die auf dem Land leben oder in kleineren Städten die „Bauern“ und Arbeitergesellschaft, welche niemals die Welt erkunden und entdecken und immer in ihrem Dorf bleiben werden.

Gerade die Unterschiede zwischen den ausgewählten Regionen bzw. Woiwodschaften Polens wurden sehr oft thematisiert. Nicht selten versuchte man die Eigenschaften ihrer Einwohner doch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen oder – ganz im Gegenteil – ihren geographisch bedingten Charakter hervorzuheben.²²

Aussage 9: In verschiedenen Regionen in Polen haben die Menschen verschiedene Eigenschaften und es gibt verschiedene Stereotypen über sie. In Großpolen sind die Menschen sehr sparsam. In Schlesien sind die Menschen arbeitsam und in Warschau, also in der Hauptstadt von Polen sind sie schlau und selbstherrlich und denken nur über ihre Karriere. Auf jeden Fall, sind Polen sehr gastfreundlich und umtriebig. Polen sind auch traditionsbewusst. Die Tradition ist für sie sehr wichtig.

Aussage 10: Ich wohne in Großpolen und kann ehrlich sagen, dass ich Warschauer nicht leiden kann. Ihre Mentalität ist für mich ein bisschen merkwürdig. Sie sind arrogant, frech, eingebildet und denken, dass sie am besten sind, weil sie in der Hauptstadt wohnen. Außerdem mag die Mehrheit der Warschauer keine Deutsche. Und wie sind Groß-Polen? Die Polen finden, dass sie wie Deutsche sind. Sie sind fleißig und richten sich nach dem Motto: *Ordnung muss sein*. Die Groß-Polen sind schwer zu verstehen, weil es viele deutsche Entlehnungen in ihrem Dialekt gibt.

So sehe ich meine Landsleute. Die Polen unterscheiden sich voneinander. Sie sind „keine mentale Einheit“ – ihre Denkweise wird durch ihren Wohnort, ihre Region geprägt.

Dass zwischen den Vertretern zweier Sprach- und Kulturgemeinschaften trotz anscheinend vieler Unterschiede auch zahlreiche Gemeinsamkeiten bestehen können, die vielleicht nicht auf den ersten Blick wahrgenommen werden, betont auch Schmidt-Bernhardt:²³

Im Miteinander erfährt man täglich neu, dass der Grat zwischen Interpersonalem und Interkulturellem ein sehr schmaler ist. Man erfährt, dass es gefährlich ist, vorschnell das Verhalten der Anderen in die interkulturelle Schublade zu stecken. Man erfährt wie viel mehr Gemeinsamkeiten es zwischen manchen Angehörigen verschiedener Kulturen geben kann, und wie viele Unterschiede zwischen den Angehörigen des gleichen Kulturraums.

Viele Ähnlichkeiten im lexikalischen Bereich zwischen der deutschen Sprache und dem großpolnischen Dialekt sorgten auf deutscher Seite für viel Aufmerksamkeit:

Aussage 11: Für äußerst spannend halte ich, dass Großpolen mehrere Entlehnungen aus dem Deutschen in ihrem Dialekt haben. Bitte nenn mir ein paar Beispiele!

Aussage 12: Du hast auch nach deutsche Entlehnungen gefragt. Hier gibt's ein paar Beispiele:

hajcować – heizen
szrot – der Schrott
fyrtel – das (Stadt)viertel

²² Vgl. dazu Anmerkung 7 im vorliegenden Beitrag.

²³ Schmidt-Bernhardt 2012: 273.

lajsnąć sobie coś – sich etwas leisten
 glaca – die Glatze
 eka – die Ecke
 pana – die Panne
 leberka – die Leberwurst

In manchen Texten der polnischen Projektteilnehmenden wurde eine interessante Eigenschaft von Polen thematisiert, die allerdings nicht zwingend als ein gängiges Stereotyp von dieser Nation betrachtet werden kann, der aber sicherlich ein wenig Aufmerksamkeit gebührt:

Aussage 13: Die Polen haben auch eine Neigung zum Klagen. Wenn es warm ist, sagen sie, dass zu warm ist. Wenn es kalt ist, ist für sie zu kalt. Es ist sehr schwer dem Polen recht machen.

Aussage 14: Ich meine, die Polen sind Nörgler. Sie haben ständig Probleme. Na ja, Probleme haben doch alle Menschen, aber die Polen finden immer ein Haar in der Suppe. Sie sind immer mit ihrem Leben unzufrieden. In ihrer Arbeit oder im privaten Leben sehen sie ein Problem, beispielsweise: sie müssen zu früh aufstehen. Die Polen klagen sich auch sehr oft darüber, dass sie zu wenig Geld haben, um sich etwas leisten zu können. Sie haben zwar Geld, aber sie bevorzugen es zu sparen statt auszugeben. Ich meine, sie sind einfach zu geizig. Das, was auffallend ist, ist der polnische Pessimismus. Wenn ich jemanden frage: *wie geht's dir?*, dann bekomme ich die Antwort: *stara bieda* – auf Deutsch: *die alte Armut*. Diese Wendung bedeutet, dass es nichts Neues gibt. Obwohl ein Pole vor zwei Tagen zwei Millionen Zlotys im Lotto gewonnen hat, begrüßt er sich mit jemandem auf diese Art und Weise. Im Gegenteil zu Engländern, hassen die Polen den falschen Optimismus.

Abschließende Bemerkungen

Zweifelsohne bilden nationale Stereotype ein viel Interesse erregendes Phänomen, das eines gut durchdachten und vorsichtigen Umgangs im fremdsprachlichen Unterricht bedarf. Da ihre Allgegenwärtigkeit unbestritten ist, soll ihnen auch im Fremdsprachenunterricht ein angemessener Platz eingeräumt werden. Wie Brunzel betont, ist es umso wichtiger, als Stereotype nicht vermieden werden können. Daher sollten sie bewusst gemacht und thematisiert werden.²⁴ Denn die „Verdrängung von stereotypen Bildern im FU kann sich leider negativ auf die Fremdverstehensfähigkeiten und die interkulturelle Kommunikation auswirken“.²⁵

Auch wenn der Abbau von stereotypen Vorstellungen einen langen Weg bedeutet, auf dem man hier und da über Stolpersteine fallen kann, können theoretisch und empirisch untermauerte Auseinandersetzungen damit zu einer vertieften Reflexion über ihr Wesen bewegen. Und dies ist sicherlich ein erster, wichtiger Schritt zur Förderung einer toleranten, verständnisvollen Haltung und – um an die von Berting/Villain-Gandossi vorgeschlagene Auslegung des Begriffes anzu-

²⁴ Brunzel 2002: 92.

²⁵ Adamczak-Krysztofowicz 2005: 10.

knüpfen – einer gewissen Offenheit für das Andere. Davon zeugen auch die unten präsentierten Studentenäußerungen.²⁶

Aussage 15: Bevor man über Personen urteilt, sollte man sich selbst erst davon überzeugen, ob es auch der Wahrheit entspricht.

Aussage 16: Es ist schwer, ein ganzes Land auf ein paar Eigenschaften und Besonderheiten zu reduzieren.

Literatur

- Adamczak-Krysztofowicz, Sylwia (2005): *Kooperatives Miteinander statt Nebeneinander. Zur Beziehung zwischen der interkulturellen Fremdsprachendidaktik und den Kulturwissenschaften*. In: *Glottodidactica XXX/XXXI*, S. 5–11.
- Bartmiński, Jerzy (1999): *Unsere Nachbarn aus der Sicht der Studenten*. In: Walas, Teresa (Hrsg.): *Stereotypen und Nationen*. Krakau. S. 311–323.
- Baur, Ruprecht S. / Ossenberg, Stefan (2017): *Zur Verbindung von Stereotypen und Komik am Beispiel deutsch-russischer Witze*. In: Leontyi, Halyna (Hrsg.): *(Un)Komische Wirklichkeiten: Komik und Satire in (Post-)Migrations- und Kulturkontexten*. Buchreihe „Erlebniswelten“. Wiesbaden. S. 329–342.
- Berting, Jan / Villain-Gandossi, Christiane (1999): *Rolle und Bedeutung von nationalen Stereotypen in internationalen Beziehungen: ein interdisziplinärer Ansatz*. In: Walas, Teresa (Hrsg.): *Stereotypen und Nationen*. Krakau. S. 13–31.
- Brunzel, Peggy (2002): *Kulturbezogenes Lernen und Interkulturalität: zur Entwicklung kultureller Konnotationen im Französischunterricht der Sekundarstufe I*. Tübingen.
- Claußen, Tina / Pawłowska-Balcerska, Agnieszka (2018): *Internationale Lehrkooperationen am Beispiel eines deutsch-polnischen E-Mail-Tandems mit fortgeschrittenen Deutschlernenden und angehenden DaF-Lehrenden*. In: *Info DaF 5 (45)* (Themenheft: *Neue Konzepte für den Deutschunterricht und die Germanistik weltweit*), S. 655–671.
- Deckers, Marc (2010): *Im Kulturkontakt gebildete Stereotype als Teil eines kulturellen Lernprozesses – untersucht in den Weblogs von in Deutschland lebenden Amerikanern*. In: *Info DaF 6 (37)*, S. 521–545.
- ErlI, Astrid / Gymnich, Marion (2007): *Interkulturelle Kompetenzen – Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen*. Stuttgart.
- Hahn, Hans H. / Hahn, Eva (2002): *Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung*. In: Hahn, Hans H. (Hrsg.): *Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen*. Frankfurt am Main-Berlin-Bern. S. 17–56.
- Keller, Gottfried (1969): *Die Funktion von Stereotypen beim Erkenntnisprozess im kulturkundlichen Unterricht – dargestellt an einer Strukturanalyse von Schülerurteilen*. In: *Die Neueren Sprachen 68*, S. 175–186.
- Konrad, Jochen (2006): *Stereotype in Dynamik. Zur kulturwissenschaftlichen Verortung eines theoretischen Konzepts*. Tönning-Lübeck-Marburg.
- Lippmann, Walter (1944) (orig. 1922): *Public opinion*. New York.
- Mihułka, Krystyna (2005): *Uprzedzenia i stereotypy narodowe w obliczu jednoczącej się Europy na przykładzie stosunków polsko-niemieckich*. In: *Neofilolog 26*, S. 29–35.

²⁶ Berting, Villain-Gandossi 1999: 24–25.

- Mikołajczyk, Beata (2002): *Deutschlandbilder in der polnischen EU-Beitrittsdebatte über die persuasive Leistung nationaler Heterostereotypen in der politischen Rede*. In: *Scripta Neophilologica Posnaniensia* IV, S. 61–85.
- Nöth, Dorothea (2001): *Interkulturelles Lernen und Nachbarspracherwerb im Projekt Spotkanie heißt Begegnung*. Baltmannsweiler.
- Pawłowska, Agnieszka (2014): *(Un-)typisch deutsch? (Un-)typisch polnisch? – Polnische Germanistikstudierende über sich selbst und ihren deutschen Nachbarn*. In: *Studia Germanica Gedanensia* 31, S. 266–277.
- Pawłowska-Balcerska, Agnieszka (2019): *Stereotypen geht es gut. Ein Beitrag zu stereotypischem Denken polnischer und deutscher Studierender am Beispiel eines E-Mail-Tandemprojekts*. In: *Glottodidactica* XLVI, Nr. 2, S. 143–159.
- Schaff, Adam (1980): *Stereotypen und menschliches Handeln*. Wien.
- Schmidt-Bernhardt, Angela (2012): *Zwischen Nähe und Distanz – Nachbarschaft und Interkulturalität. Reflexionen zum interkulturellen Lernen in der Lehrerbildung*. In: Adamczak-Kryzstofowicz, Sylwia / Stork, Antje (Hrsg.): *Multikompetent – multimedial – multikulturell?* Frankfurt am Main. S. 267–276.
- Szczęk, Joanna (2006): *Man kann seine Nachbarn nicht wählen: Deutsche Polenwitze als Träger der Stereotype*. In: *Studia Germanica Gedanensia* 14, S. 169–179.
- Wowro, Iwona (2010): *Stereotype aus linguistischer und didaktischer Sicht. Stereotypisierungen in ausgewählten Lehrwerken für DaF*. In: Grimberg, Martin / Kaszyński, Stefan H. (Hrsg.): *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen*. Bonn. S. 303–325.
- Wrzesiński, Wojciech (1999): *Der Deutsche in polnischen Stereotypen des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: Walas, Teresa (Hrsg.): *Stereotypen und Nationen*. Krakau. S. 220–228.

Rezensionen

Beata Giblak unter Mitwirkung von Fabian Wilhelmi und Simone Zupfer (Hrsg.): *Max Herrmann-Neiße, Kritiken und Essays (1909–1939)*, Bd. I. Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2021 (= *Max Herrmann-Neiße, Kritiken und Essays (1909–1939). Kritische Edition*. Herausgegeben von Sibylle Schönborn), 799 S.

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.10>

Die kleine Stadt Neisse war schon immer ambitioniert und fühlte sich, im Zentrum des schlesischen Katholizismus stehend, dem katholischen Köln ebenbürtig, um nicht zu sagen, dem großen Rom. Dieses Klein-Breslau, Klein-Köln und Klein-Rom zugleich, war mit mehreren Dichtern verbunden, die es allerdings als „literarische Wüste“ (Eichendorff), als reaktionäres Nest (Max Herrmann) oder als eine Landstadt (Franz Jung) bezeichnet haben. Neisse hat also Widerstände mobil gemacht, Neisse war gehasst und geliebt zugleich, was größere Städte nicht immer zustande bringen konnten. Es ist also kein Wunder, dass der Dichter Max Herrmann, der sich als Zugabe den Namen der verhassten und geliebten Stadt verliehen hatte, mit dieser Stadt stritt, aus dieser Stadt floh, um in Breslau, München und vor allem in Berlin, wo bekanntlich jeder zweite Einwohner aus Schlesien stammte, zu reüssieren. Damals, als Max Herrmann seine Heimatstadt fluchtartig 1917 verließ, zählte Neisse 30.000 Einwohner und stand mitten im Ersten Weltkrieg. Früher schon, beschämt mit den Breslauer Eliten hadernnd, schrieb er seine Kritiken für die liberale „Breslauer Zeitung“, saß in der Elternwohnung an der Wilhelmstrasse 28, las Bücher und liebte seine Leni. Er schrieb schon früh für die „Aktion“ und fühlte sich dem literarischen Expressionismus verbunden, obwohl seine Lyrik eher schon dem Werk eines Carl Busse verwandt war. Nun erschien der erste Band einer kritisch-historischen Max-Herrmann-Ausgabe, die seine Essayistik, darunter auch seine literarischen und theatralischen Kritiken enthält. Wir haben zwar eine sehr schöne Leseausgabe Herrmanns von Klaus Völker,¹ der übrigens zwei Bände seiner Briefe im Verbrecher-Verlag herausgab,² der Band allerdings, der von Beata Giblak, einer polnischen Kennerin Max Herrmanns herausgegeben wurde,³ enthält quantitativ gesehen noch mehr Material, von den Kommentaren, editorischen Notizen und dem umfangreichen Nachwort abgesehen. Die Texte werden genau geprüft, mit den Erstdrucken sorgfältig verglichen, emendiert und editorisch kommentiert. Nicht allein Beata Giblak ist für den Band verantwortlich, sondern auch die Leiterin des Max-Her-

¹ Hier sei an die hervorragende zehnbändige Ausgabe zu Max Herrmann-Neiße, die Klaus Völker 1987 im Verlag zweitausendeins herausgab, erinnert. Allerdings finden sich im besprochenen Band weit mehr Literaturkritiken als bei Völkel im Band *Die neue Entscheidung*.

² Herrmann-Neiße 2012.

³ Beata Giblak ist Dozentin der deutschen Sprache und Literatur an der Staatlichen Fachhochschule in Nysa/Neisse. Sie veröffentlichte mehrere Bücher und Aufsätze zu Max Herrmann-Neiße: Giblak 2010, 2012a, 2012b (Zweibändige Übersetzung der Texte von Max Herrmann-Neiße).

mann-Instituts an der Universität Düsseldorf, Sibylle Schönborn, die das Projekt der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Herrmanns in die Wege leitete und es betreut. Ebenfalls an dem Band beteiligt sind auch die hilfreichen Geister, die man als „unter Mitwirkung“ apostrophiert: Fabian Wilhelmi und Simone Zupfer. Alles in allem ist eine mustergültige Edition im Bielefelder Verlag Aisthesis erschienen. Abgesehen davon, dass die Edition Texte enthält, die die Geburt des kritischen Stils Herrmanns beobachten lassen, vor allem seine Verwandtschaft mit dem impressionistischen Stil Alfred Kerrs, auch eines Schlesiens, mit dem Max Herrmann in der Berliner Funkstunde auf Schlesisch diskutierte, kann man auf ihrer Grundlage sachliche Schlüsse ziehen, zum Beispiel in Bezug auf den Breslauer Großordinarius Max Koch, der unter dem Zeichen -o- fünfzehn Jahre lang Theaterkritiken für die bürgerlich-evangelische „Schlesische Zeitung“ schrieb. Es ist außerordentlich schwierig, die Schlüsse über die Autorschaft anhand von Sigeln wie -o- zu ziehen, nun hat uns Max Herrmann Neißes dieses Geheimnis seines Konkurrenten verraten, und zwar in einer Auseinandersetzung, die Beata Giblak transkribierte und zum ersten Mal veröffentlichten ließ. Was aber lässt sich zu den Werken, die Max Herrmann kritisch besprach, sagen? Bevor er seine Lieblingsautoren, in erster Linie den verehrten Heinrich Mann besprechen und analysieren durfte, musste er sich mit leichterer Kost begnügen, was auch typisch für einen Anfänger war, aber auch typisch für das Profil dieser äußerst interessanten „Breslauer Zeitung“, für die solche Größen wie Alfred Kerr, aber auch Karl Kraus oder Hermann Bahr schrieben. Die hier gesammelten Kritiken stammen, wie gesagt, aus der ersten Periode des kritischen Schaffens von Max Herrmann, als er auf der lokalen und provinziellen Ebene debütierte. Man soll dabei die besonderen Schwierigkeiten berücksichtigen, nämlich das Verschwinden (im wörtlichen Sinn) der 1911 gegründeten liberalen Alternative zu der katholischen „Neisser Zeitung“, nämlich des „Neisser Tageblattes“. Das „Tageblatt“ erreichte am Vorabend des Ersten Weltkrieges so viel hundert Exemplare, wie die katholische Konkurrentin Tausende hatte, also 1200. Nur dem Ordnungssinn von Max Herrmann ist es zu verdanken, dass sich diese frühen Kritiken in seinem Marbacher Nachlass befinden. Es stellt sich jedoch die Frage, ob die in der historisch-kritischen Ausgabe veröffentlichten Texte wirklich komplett sind, zumal das „Neisser Tageblatt“ offensichtlich verschwand und nur einige Jahrgänge, ironischerweise aus der Nazi-Zeit, in der Breslauer Universitätsbibliothek vorhanden sind. Wer kennt heute Hans Müller und sein von Max Herrmann in knappen Sätzen so hoch gelobtes Buch *Geheimnisland*? Wer kennt Friedrich Paarmann, dessen *Deutschkloster* als „das typische Tendenzbuch des Hakatismus mit all der Einseitigkeit und Gehässigkeit solcher Streitschriften“ ebenso knapp abgetan wurde? Ihm fehlen in diesem Machwerk „die vornehme Zurückhaltung“ und die künstlerische Größe der Ostmarkenromane von Carl Busse und Clara Viebig. Man findet in Knut Hamsuns *Unter Herbststernen* endlich einen heute noch lebendigen Namen, und der Kritiker zeigt sich in seiner Knappheit dem Roman der nicht gelungenen Flucht aus der Großstadt durchaus gewachsen, vor allem in der fast ironisch anmutenden Pointe: „Eine weiche, träumerische Atmosphäre hüllt die Dinge ein, wie bei Sonnenuntergang, wenn alles im Silberdunst der Dämmerung schwimmt“ (S. 19). Es ist eine impressionistische Atmosphäre, die hier verbreitet wird, es ist auch der Anspruch auf den Kunstcharakter der Buchkritik sichtbar, es ist sehr deutlich hier schon der Einfluss Kerrs feststellbar. Das Jahr 1909 wird mit einer kritischen Sicht auf das lyrische Werk von Jakob Michael Reinhold Lenz abgeschlossen. Kritisch ist diese Sicht nicht etwa in Bezug auf Lenz, sondern auf die Autoren der dickleibigen Literaturgeschichten, in denen oder durch die die Dichter „tot blei-

ben“ (S. 20). Bei allem Impressionismus kann Max Herrmann aus Neisse sehr polemisch sein, wenn es gilt, seine verehrten Dichter vor den Angriffen eines böswilligen Professors in Schutz zu nehmen. Man kann nur rätseln, warum die leidenschaftliche Polemik und ein wenig unfäurer Angriff auf den besagten Max Koch, der seinerseits das *Festspiel in deutschen Reimen* Gerhart Hauptmanns 1913 in den „nationalen Medien“ zerpflückte, letzten Endes unveröffentlicht blieb und in der vorliegenden Edition das Licht der Leser-Welt zum ersten Male erblickte (S. 531–535). Mit dem Eintritt Herrmanns in die Zeitschriften-Welt des Expressionismus erweitert sich der Sicht-Kreis des Dichters, noch in der „Breslauer Zeitung“ veröffentlichte er 1914 den *Traktat über den Dichter Rudolf Leonhard* (S. 157), im Jahre 1915 folgen Kritiken zu Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg, Franz Werfel, Arthur Schnitzler und schließlich im Jahr 1916 zu seinem Neisser Freund Franz Jung und dessen Roman *Opferung*. Bedient werden kleine Zeitschriften wie der „Wiecker Bote“ sowie die prominenten „Weissen Blätter“ und der „Berliner Börsen-Courier“, auch das 1918 erschienene linksliberale „Kölner Tageblatt“ hat einige Kritiken Herrmanns veröffentlicht (S. 261–265). Über die weltanschauliche und ästhetische Ausrichtung der Publikationsorgane schreibt übrigens Beata Giblak in ihrem umfangreichen Nachwort sehr detailliert. In Summe hat man Lust, all die positiv von Herrmann besprochenen Werke (aufs Neue) zu lesen, sie würden ein ganz anderes Bild der deutschen Literatur des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts als die dickleibigen Literaturgeschichten von damals und von heute wiedergeben. Bei alledem soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, man habe es hier mit einem erfolgreichen „Literaturpapst“ zu tun! Gerade die von Klaus Völker herausgegebenen Briefe zeigen, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten der Kritiker und der Dichter zu kämpfen hatte: wie er vergeblich Alfred Kerr um Vermittlung bei Samuel Fischer bat, wie er sich nach einer sogar geringfügigen Stelle im großmächtigen Verlag sehnte, die er letzten Endes auch bekam, auch um der Neisser Enge zu entkommen und sich und seiner geliebten Leni ein besseres Dasein in Berlin zu sichern.

Literatur

- Herrmann-Neiße, Max (2012): *Briefe. Ausgabe in zwei Bänden*, hrsg. von Klaus Völker / Michael Prionz, Bd. 1–2. Berlin.
- Giblak, Beata (2010): *Wygnaniec i jego ojczyzny. Max Herrmann-Neisse (1886–1941). Życie. Twórczość. Recepcja*. Poznań.
- Giblak, Beata (2012a): *Auch in Neisse im Exil. Max Herrmann-Neisse. Leben, Werk und Wirkung*, hrsg. von Beata Giblak / Wojciech Kunicki. Leipzig.
- Giblak, Beata (2012b): *Max Herrmann-Neiße – 68 Gedichte und 2 Prosastücke. Anlässlich des 70. Todestages*. Wrocław-Dresden.

Wojciech Kunicki
(Universität Wrocław, Wrocław)
ORCID: 0000-0003-4005-0769

Wojciech Kunicki, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: wojciech.kunicki@uwr.edu.pl.

Received: 24.09.2021, accepted: 8.04.2022

Franz Kafka in der Literaturwissenschaft

Hans-Christoph Graf v. Nayhauss: *Wege mit Kafka – Wege der Literaturwissenschaft. Bio-Bibliographische und literaturwissenschaftliche Annäherungen an ausgewählte Werke Franz Kafkas*. Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2020, 252 S.

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.11>

Das vorliegende Buch von Hans-Christoph Graf v. Nayhauss schildert, wie der Verfasser den Texten Kafkas im Studium begegnete und wie er später als Hochschullehrer den scheinbar ausgeweglosen Weg der Interpretation zu bestehen versuchte. In seinen Vorlesungen versuchte er die wichtigsten Kafka-Thesen zu diskutieren, diese präsentiert er in seinem Buch, in seinen Aufsätzen zeigt er den Wandel der literaturwissenschaftlichen Methoden. Zum Schluss, so scheint es dem Autor, gelingt es, das 'Geheimnis Kafka' ein wenig zu entschlüsseln.

Das Buch ist in seiner Struktur klar und überschaubar, was schon im Inhaltsverzeichnis zu sehen ist. Den ersten Teil bildet ein ausführliches Vorwort, in dem der Autor Gründe und Ziele formuliert, die für das Entstehen dieser Publikation von großer Wichtigkeit waren. Die Einleitung beschreibt die schon angesprochene erste Begegnung des Autors mit Franz Kafka und seinem Werk im Studium, in den 60er Jahren, wo er eine Wandlung beobachtete, die von der existentialistischen Kafka-Rezeption zu einer biografischen Perspektive führte. Diese bot „einen vergleichsweise verständlicheren Zugang zu Kafkas Texten“ (S. 18). Der Autor stellt im weiteren Teil des Vorwortes seine wissenschaftliche Laufbahn mit Kafka und seine Deutungsversuche der *Kleinen Fabel* von Kafka dar. Er unterstreicht dabei die Tatsache, dass bis zum Beginn der 80er Jahre das wissenschaftliche Interesse an Franz Kafka stark aufblühte. Neben der Beschäftigung mit dem Biografischen wird dem Autor nach auch die Textgestalt intensiver in Betracht gezogen. Nayhauss spricht die Gestalt Max Brod an, nach dem zitiert wird, dass „die Deutungen neuer Deutungen bedürftig wären“ (S. 14). Der Autor unterstreicht jedoch dabei, dass Brods Eingriffe in die Texte Kafkas zu Missverständnissen führten (S. 14). In dem Vorwort geht der Autor auch auf das Thema des Judentums ein.

Schon das Vorwort ist ein Beweis dafür, dass der Autor das Thema „Kafka“ ausführlich kennt. Zwischen den erwähnten Kafka-Publikationen verschiedener Wissenschaftler, auf die man bei dem Thema eingehen sollte, werden auch frühere Publikationen von Nayhauss selbst besprochen.

Im nächsten Kapitel wird das Leben Kafkas im Kontext des „mütterlichen Prags“ dargestellt. Der Autor bezeichnet dieses Leben als „schreckliches Doppelleben“. Erwähnt werden Personen, die Franz Kafka sowohl positiv als auch negativ beeinflussten, darunter der Vater Kafkas, mit dem Kafka eine schwierige Beziehung verband, Max Brod, der langjährige Freund Kafkas, die Journalistin Milena Jesenska oder die Prokuristin Felice Bauer, beide ehemalige Verlobte Kafkas. Tagebuchaufzeichnungen und Brieffragmente vervollständigen die in diesem Kapitel präsentierte Kurzbiografie. Einer Erwähnung bedarf auch die Tatsache, wie es überhaupt dazu kam, dass Kafka und sein Werk einem breiteren und internationalen Publikum bekannt wurden, was zu seiner Bekanntheit beitrug, wie die Rezeption seines Werkes war und warum das Werk Kafkas so oft in einer allegorisierten Übersetzung beschrieben wurde. Der Autor schlägt zwei Wege vor, die Spekulationen und

vorgefasste Meinungen meiden: die asketisch philologische Methode und die bibliografische Methode. Beide werden hier mit ihrer Problematik und im Kontext der Werke Kafkas dargestellt. Auch das Chronologische und Unchronologische beim Interpretationsverfahren werden hier angesprochen. Weitere Aspekte der bisherigen Interpretationen und konkrete Deutungsvorschläge einiger Werke, darunter *Das Urteil*, *Die Verwandlung*, *In der Strafkolonie* und *Der Bau*, werden in diesem Kapitel ebenfalls präsentiert.

Das nächste Kapitel beinhaltet Aufsätze des Autors, die auf verschiedene Aspekte des Kafkaschen Werkes eingehen. Als erstes wird hier *Die kleine Fabel* bearbeitet. In diesem Teil berührt der Autor u.a. Aspekte der Gattungscodes und Rezipientenerwartung, der unteilbaren Wahrheit oder des Schreibens als Form des Gebetes nach Wahrheit. Zunächst werden die Rezeption und Interpretationen Franz Kafkas in Frankreich und in Deutschland gleichgesetzt. „Der Schriftsteller aus dem Niemandsland“ wie Nayhauss Kafka bezeichnet, lässt sich ohne geographische oder nationale Begrenzung interpretieren, weil, wie Nayhauss nach Marthe Robert, einer französischen Kafka-Forscherin zitiert, Kafka ein Autor ist, der zur Allgemeinheit der Menschen sprach. Unter anderem deshalb, behauptet Nayhauss, war es leichter, Kafka geistig zu beheimaten (S. 154). Zudem meint der Autor: „Nach dem kulturellen Umbruch stehen in beiden Ländern der Text und sein unmittelbares Umfeld endlich vorrangig im Mittelpunkt“ (S. 171). Ein Schema zur Rezeption der Werke Kafkas veranschaulicht zusätzlich das angesprochene Thema. Texte von Franz Kafka dienen dem Autor vor allem zur Vorstellung der Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Forschung. Dies geschieht im Buch von Nayhauss am Beispiel von der *Kleinen Fabel*. Das nächste Thema, das aufgegriffen wird, ist die interkulturelle Literaturdidaktik, die an der Hermeneutik der Differenz orientiert ist. Zu diesem wählt der Autor das Werk Kafkas unter dem Titel *Der Geier* und versucht durch dessen Bearbeitung, der hermeneutisch orientierten Literaturdidaktik eine neue Richtung zu geben. Im weiteren Aufsatz beschäftigt sich der Autor mit der Frage, ob Kafka-Texte als Gleichnisse gelten. Bei der Antwort darauf wird die Kafka-Forschung genau unter die Lupe genommen und die religiöse Komponente angesprochen. Nayhauss behauptet, dass „sowohl die erste seit den 90er Jahren erkannte religiöse Komponente als auch die falsche Gattungszuweisung durch Max Brod eine Revision der bisherigen Kafka-Interpretation bedingen“ (S. 207).

Das Buch enthält ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Die primäre Literatur wird nicht nur durch die Werke Kafkas gebildet, sondern auch durch Tagebücher und nachgelassene Schriften und Fragmente oder Briefe an Milena. Die sekundäre Literatur beinhaltet sowohl ältere als auch neue Publikationen aus dem deutschen wie auch aus dem internationalen Forschungsbereich, was nahelegt, dass die Recherchen und Untersuchungen detailliert und tiefgründig gewesen sind.

Die gegenwärtige Kafka-Forschung ist von Publikationen zu Kafka überfüllt. Die letzten Jahre haben jedoch vieles verändert, wenn es um die Quellen geht, da diese immer vollständiger werden. Dadurch werden neue Perspektiven möglich, welche die früher recht oft vorkommende spekulative Komponente einschränken. Tagebücher, Briefe, amtliche Dokumente und die kritische Werkausgabe bilden jetzt eine solide Basis für weitere Recherchen und werden wahrscheinlich die Kafka-Forschung weiterhin verändern. Die Kafka-Forschung leidet an dem Übermaß an Publikationen, weshalb man mit großer Aufmerksamkeit aus ihnen wählen sollte.

Eine Vielzahl an Veröffentlichungen zum Thema wurde anlässlich des Kafka-Jubiläumsjahrs 2008 vorgestellt. Zu nennen wären hier einige Veröffentlichungen, die dem Titel nach viel mehr auf das Biografische als auf das Literarische hinweisen. Der Grund dafür

ist möglicherweise die schon angesprochene Zugänglichkeit zu dem schrittweise bearbeiteten Nachlass Kafkas. Hartmut Binders *Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern* (2008), *Kafka in Berlin. Eine historische Stadtreise* (2008) von Hans Gert Koch, *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis* (2008) von Reiner Stach, *Franz Kafka und Prag* (2007) von Harald Selfellner oder *Mit Kafka in den Süden. Eine historische Bilderreise in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen* (2007) ebenfalls von Hartmut Binder sind hier nur ein Bruchteil aller Publikationen. Auch die letzten Jahre brachten wichtige Publikationen, u.a. von Reiner Stach bearbeitete, kommentierte und herausgegebene Aphorismen von F. Kafka *Du bist die Aufgabe. Aphorismen* (2019), *Kafka von Tag zu Tag. Dokumentation aller Briefe, Tagebücher und Ereignisse* (2018) ebenfalls von R. Stach oder die Sammlung von zwölf Beiträgen über Kafkas Aufenthalt in Meran und seinen Briefwechsel mit Milena Jesenska: *Kafka in Meran. Kultur und Politik um 1920* (2020) herausgegeben von Patrick Rina und Veronika Rieder, gleichzeitig auch in italienischer Sprache.

Obwohl man den Eindruck erhalten könnte, dass die Beschäftigung mit Franz Kafka und seinem Werk durch eine Vielzahl an Publikationen ausgeschöpft ist, ist das Buch von Hans-Christoph Graf v. Nayauss ein weiterer wichtiger Beitrag in diesem Diskurs und für alle, die sich mit dem Thema „Kafka“ beschäftigen eine wichtige wissenschaftliche Stimme, die eine explizite Perspektive auf konkrete Bereiche der Kafka-Forschung bietet. Man könnte den Eindruck gewinnen, dass diese Publikation nur für Personen, die auf dieses Fachgebiet spezialisiert sind, bestimmt ist, allerdings kann das hier präsentierte Material durchaus fragmentarisch betrachtet und behandelt werden. Auch können Interpretationen konkreter Werke aufgesucht werden: *Die kleine Fabel*, *Der Geier* und die schon aufgelisteten: *Das Urteil*, *Die Verwandlung*, *In der Strafkolonie* oder *Der Bau* werden von Nayauss genauer beleuchtet. Diese Veröffentlichung kann folglich sowohl für Fach als auch für Philologiestudierende interessant sein.

Literatur

- Binder, Hartmut (2007): *Mit Kafka in den Süden. Eine historische Bilderreise in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen*. Prag.
- Binder, Hartmut (2008): *Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern*. Reinbeck.
- Koch, Hans Gert (2008): *Kafka in Berlin. Eine historische Stadtreise*. Berlin.
- Selfellner, Harald (2007): *Franz Kafka und Prag*. Prag.
- Rina, Patrick / Rieder, Veronika (Hrsg.) (2020): *Kafka in Meran. Kultur und Politik um 1920*. Bozen.
- Stach, Reiner (2008): *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*. Frankfurt am Main.
- Stach, Reiner (2018): *Kafka von Tag zu Tag. Dokumentation aller Briefe, Tagebücher und Ereignisse*. Frankfurt am Main.
- Stach, Reiner (Hrsg.) (2019): *Franz Kafka. „Du bist die Aufgabe“: Aphorismen*. Göttingen.

Ewa Musiał
(Universität Wrocław, Wrocław)
ORCID: 0000-0001-9285-676X

Ewa Musiał, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: ewa.musial2@uwr.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.03.2022

Jana Hrdličková: *Zweiter Weltkrieg und Shoah in der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945*. Frank & Timme, Berlin 2021, 336 S.

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.12>

Die 2021 bei Frank & Timme herausgegebene Studie der tschechischen Literaturwissenschaftlerin Jana Hrdličková geht von einer klaren These aus: Die Verfasserin hat sich das Ziel gesetzt, nachzuweisen, dass die sog. ‚hermetische‘ Lyrik in der deutschsprachigen Literatur keineswegs ‚dunkel‘, undurchdringlich und eskapistisch ist, sondern dialogisch, engagiert und realitätsnah. Dabei widmet sie sich vor allem der als ‚hermetisch‘ apostrophierten Lyrik nach 1945 und möchte aufzeigen, wie diese der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und der Shoah, dem „Wahnsinn des 20. Jahrhunderts“ (S. 15), begegnet. Die Autorin geht dabei von der Prämisse aus, dass namentlich die Lyrik als privilegierte Gattung das schwer Begreifbare der Geistes- und Gefühlswelt der unmittelbaren Nachkriegszeit sowohl bildlich als auch mental wiederzugeben vermag (S. 16) und pocht damit auf die „kognitive Funktion“ (S. 16) lyrischer Texte. Damit soll die ‚hermetische‘ Lyrik aufgewertet werden, der in der literaturwissenschaftlichen Rezeption eine solche Erkenntnisfunktion oftmals abgesprochen wurde. Die These lautet, dass gerade die Lyriker*innen, die versuchten, komplex auf die jüngste Geschichte Bezug zu nehmen, als schwer verständlich, hermetisch und ‚dunkel‘ abgetan wurden (S. 16). Insbesondere die Texte Nelly Sachs‘, Paul Celans, Ingeborg Bachmanns, Ernst Meisters und Erich Arendts sahen sich in ihrer Rezeptionsgeschichte immer wieder dem Vorwurf des Undurchdringlichen und Weltfremden ausgesetzt.

Die Studie beschränkt sich im Wesentlichen auf die genannten Lyriker*innen, möchte jedoch „Repräsentatives aufzeigen“ (S. 18) und auf den prekären Status einer lyrischen Produktion verweisen, deren Rezeption oftmals durch die Etikettierung des Hermetischen erschwert wurde. Bei der Wahl der für die Studie gewählten Lyriker*innen mag das Vorhandensein kritischer und kommentierter Ausgaben zum Werk gerade dieser Dichter*innen eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Ganz richtig weist die Verfasserin darauf hin, dass erst mit der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Celans, der vierbändigen kommentierten Ausgabe von Nelly Sachs und der Kritischen Ausgabe der Werke Arendts das nötige Quellenmaterial bereitgestellt wurde, um simplifizierende ästhetische Urteile zu revidieren.

Die Arbeit besitzt einen klaren und den Zielsetzungen angemessenen Aufbau. Begonnen wird mit einer Begriffsbestimmung des ‚hermetischen‘ Gedichts, darauf folgt in einem Exkurs ein Umriss der Geschichte der hermetischen Lyrik im deutschsprachigen Raum von den 1950er Jahren bis in die Gegenwart. In einem weiteren separaten Kapitel werden die biografischen Hintergründe der in der Studie behandelten Lyriker*innen beleuchtet, womit eine breite Kontextualisierung der Werke gewährleistet ist. Darauf folgt ein analytischer Teil, in dem zehn Gedichte einem close-reading unterzogen werden, wobei jeweils zwei Texte unterschiedlicher Autorschaft zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Für eine solche Analyse wurden Nelly Sachs‘ Gedicht „O die Schornsteine“ (1947) und Paul Celans „Todesfuge“ (1948), Erich Arendts „Der Albatros“ (1951) und Ingeborg Bachmanns „Mein Vogel“ (1956), Nelly Sachs‘ „Völker der Erde“ (1950/1961) und Ingeborg Bachmanns „Ihr Worte“ (1961), Celans „Fadensonnen“ (1965) und Ernst Meisters „Der

neben mir“ (1972) sowie Celans „Die fleißigen“ (1968) und Sachs‘ „Sie schreien nicht mehr“ (1971) gewählt. Die jeweils paarweise zusammengestellten lyrischen Texte stehen exemplarisch für die Entwicklungsphasen der hermetischen Lyrik der Nachkriegsjahrzehnte und sind über thematische Bezüge oder die in ihnen modellierte Kommunikation mit den Leser*innen miteinander verwoben.

Der Versuch einer Begriffsbestimmung des hermetischen Gedichts, eines Begriffs, der „von Undeutlichkeit und definitorischer Unschärfe entstellt“¹ ist, fällt insgesamt überzeugend aus. In einem Parcours durch die Begriffsgeschichte des Hermetischen wird auf den „reichen Traditionszusammenhang“ (S. 22) verwiesen, in dem sich der Terminus bewegt. Hingewiesen wird auf die Verquickung mit dem ‚ermetismo‘ der italienischen Traditionslinie, auf die okkultistischen Implikationen moderner Lyrik (beispielsweise bei Mallarmé), die Verschmelzung mit mystisch-kabbalistischem Gedankengut (S. 23) sowie die esoterischen Konnotationen, die dem Begriff des Hermetischen bis heute anhaften. Für die Lyrik nach 1945 werde die ‚dunkle‘ Sprache des hermetischen Gedichts mit dem ‚dunklen‘ Kapitel deutscher Vergangenheit enggeführt (S. 26). Mit der Hermetik der Gedichte, die keinen kohärenten Sinnzusammenhang ausbilden, reagiere die Lyrik der Nachkriegszeit auf den Schock des Zweiten Weltkriegs und der Shoah, welche sie an die Grenzen der Artikulierbarkeit bringen.

Die Darstellung der Forschungsgeschichte der ‚hermetischen‘ Lyrik im deutschsprachigen Raum ist insgesamt ebenfalls gelungen. Die Verfasserin insistiert auf der wichtigen Rolle Gottfried Benns für das Verständnis hermetischer respektive ‚absoluter‘ Gedichte als apolitischer lyrischer Produktion, die ihrer Zeitgebundenheit und Engagiertheit beraubt wurde. Diese Sichtweise einer weltabgewandten modernen Lyrik sei bereits 1956 durch den Romanisten Hugo Friedrich etabliert worden. Die Autorin pointiert, dass diesem der ‚Hermetismus [...] nicht geheuer‘ (S. 31) sei, denn die ‚Dunkelheit‘ des modernen Gedichts ergibt sich bei Friedrich „aus der Abschirmung gegen die äußere Welt“.² Die Darstellung von Friedrichs Perspektive auf das hermetische Gedicht fällt jedoch stark wertend aus und ist zudem verkürzt: Friedrich bezieht sich in seiner Erörterung des ‚Hermetismus‘ auf die italienische Spielart des ‚ermetismo‘ (etwa bei Ungaretti), die in die Entwicklung der modernen Lyrik eingebunden und aus ihr hergeleitet wird. In der Auseinandersetzung mit Friedrich wird ein Schwachpunkt der Studie Hrdličkovás deutlich, die den Begriff des Hermetischen streckenweise isoliert behandelt und von den Entwicklungslinien des modernen Gedichts weitgehend abkoppelt.

Als Gegenpol zu Friedrich geht die Verfasserin auf die Re-etablierung des Hermetischen bei Adorno und Szondi ein, welche die ‚Dunkelheit‘ der Nachkriegslyrik auf die traumatische Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und der Shoah bezogen und sich auf die vom hermetischen Gedicht eingeforderte andere Rezeptionsweise fokussieren: „Der Schock der Unverständlichkeit und die dadurch erschwerte Rezeption sollten zum Nachvollzug des Produzieren der hermetischen Kunst führen und somit zum Nachvollzug des darin artikulierten Leids“ (S. 33). Trotz ihrer Knappheit ist die Darlegung der Positionen Adornos und Szondis schlüssig und schließt an die in der Arbeit aufgestellte These von der Zeitzeugenschaft und Dialogbereitschaft des ‚hermetischen‘ Gedichts an, die nochmals im Anschluss an die Arbeiten Michael Hamburgers bekräftigt wird (S. 34). Das Postulat der

¹ Sparr 1989: 11.

² Friedrich 1996: 179.

Weltzugewandtheit ‚hermetischer‘ Lyrik zieht sich durch die Erörterung der literaturwissenschaftlichen Positionen seit den 1970er Jahren: So wird auf die Arbeit von Marlies Janz verwiesen, der zufolge die ‚dunkle‘ Lyrik „keinen Widerspruch kennt zwischen ästhetischem Absolutismus und gesellschaftlichem Engagement“.³ Janz leiste somit eine „politische Rettung“ (S. 35) Celans und anderer als hermetisch apostrophierter Lyriker*innen. In der 2000 erschienenen Studie von Annette Simonis wird wiederum der Polysemie hermetischer Texturen⁴ eine Reizwirkung zugeschrieben, welche ihre kommunikative Reichweite paradoxerweise sogar noch steigere.⁵

Der Verfasserin ist es gelungen, eine Vielzahl literaturwissenschaftlicher Positionen zusammenzutragen und diese dabei immer wieder auf die ihrer Studie zugrunde gelegte These hin zuzuspitzen. Der deutschsprachigen hermetischen Lyrik nach 1945 wohnt demnach eine Spannung zwischen einer Poetik der Verweigerung und des Verstummens angesichts des Traumas des Zweiten Weltkriegs und der Shoah und dem Bedürfnis nach Zeugenschaft und politischem Engagement inne.

Diese Aufspannung zwischen Entziehung und Dialog tritt in den Einzelanalysen der jeweils paarweise zusammengeführten Gedichte hervor. Die Analysen bringen die Widerständigkeit hermetischer Lyrik ins Spiel, die sich der Alltagssprache verschließt und andere Rezeptionsweisen einfordert. Die Verfasserin bedient sich weitgehend der von Thomas Sparr entwickelten Erarbeitung textueller Manifestationen des Hermetischen⁶, ohne sich dabei allzu weit auf kontextualisierende Diskurse wie etwa die Trauma- oder Gedächtnisforschung einzulassen. Diese konsequent eingehaltene Strategie führt zu wertvollen Einsichten wie derjenigen, dass mit der Unmöglichkeit, die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs und der Shoah in einer einsinnigen Weise zu fassen, die Hinwendung zur Paradoxie zusammenhängt (S. 291). Die von der Verfasserin gewählte Forschungsperspektive, die jeweils zwei Gedichte zueinander in Bezug setzt, lässt vor allem aber auch – explizite oder implizite – intertextuelle Bezüge hervortreten und macht Textspuren naher Zeitgenoss*innen sichtbar. Diese im hermetischen Gedicht der Nachkriegszeit ausgemachte multiple Intertextualität mache „aus den Gedichten ein reiches Gewebe voller Signale an die Dichterfreunde sowie an die Leserinnen und Leser, die allerdings informierte, eingeweihte LeserInnen sein müssen“ (S. 265). Obwohl die Texte vordergründig am Rande des Verstummens agieren, kämpft ihre Intertextualität gegen sie an. Die Analysen münden in der Erkenntnis, „dass es dieser Lyrik um Verständigung und Dialog geht, wenn auch oft unter dem Vorzeichen äußerster Verzweiflung und Skepsis“ (S. 278).

Die Studie Jana Hrdličkové schließt mit dem Fazit, dass die sog. ‚hermetische‘ Lyrik der Nachkriegszeit im deutschen Sprachraum keineswegs selbstbezogen bzw. selbstreferenziell oder weltabgewandt oder gar eskapistisch gewesen sei, vielmehr habe sie sich nicht nur intensiv mit den Gräueltaten der jüngsten Geschichte auseinandergesetzt, sondern auch ein angemessenes Sprechen darüber überhaupt erst ermöglicht. Die Verfasserin schließt mit dieser These an die aktuelle Forschungsliteratur an und schärft deren Befunde im Hinblick auf die Begrifflichkeit des Hermetischen für die deutschsprachige hermetische Lyrik nach 1945. Ihre Studie ist damit nicht nur ein umfassendes Compendium über den Forschungsstand zum Gegenstandsbereich des hermetischen Gedichts der Nachkriegsjahr-

³ Janz 1976: 7.

⁴ Vgl. Baßler 1994.

⁵ Simonis 2000: 243.

⁶ Vgl. Sparr 1989.

zehnte, sie macht die in der Forschung herausgestellte Grundspannung der Lyrik nach 1945 in überzeugenden Einzelanalysen nachvollziehbar.

Bei allem Verständnis dafür, dass man für die eingehende Analyse hat auswählen müssen und dabei zwangsläufig wichtige Autor*innen übergangen wurden, ist es doch bedauerndswert, dass Lyriker*innen wie Rose Ausländer oder Ilse Aichinger, die in den Nachkriegsjahrzehnten zu einer ganz eigenen post-apokalyptischen Poetik fanden, kaum Erwähnung finden.⁷ Gerade Aichinger wäre im Hinblick auf die in ihren Texten zum Tragen kommende metapoetische Reflexion des „Schreibens am Rande des Verstummens“ sowie das selbstreferenzielle Spiel mit dem Hermetismus-Vorwurf höchst aufschlussreich für die in der Studie behandelte Problematik.

Literatur

- Baßler, Moritz (1994): *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910–1916*. Tübingen.
- Friedrich, Hugo (1996): *Die Struktur der modernen Lyrik*. Reinbek bei Hamburg.
- Janz, Marlies (1976): *Vom Engagement absoluter Poesie. Zur Lyrik und Ästhetik Paul Celans*. Frankfurt am Main.
- Simonis, Annette (2000): *Literarischer Ästhetizismus: Theorie der arabesken und hermetischen Kommunikation der Moderne*. Tübingen.
- Sommerfeld, Beate (2019): *Rose Ausländers „Malergedichte“ als post-apokalyptisches Schreiben*. In: *Germanica Wratislaviensia* 144, S. 65–82.
- Sparr, Thomas (1989): *Celans Poetik des hermetischen Gedichts*. Heidelberg.

Beate Sommerfeld
(Adam-Mickiewicz-Universität, Poznań)
ORCID: 0000-0003-3435-6323

Beate Sommerfeld, Instytut Filologii Germańskiej, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań, E-Mail: bsommer@amu.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.03.2022

⁷ Vgl. etwa Sommerfeld 2019: 65–82.

Berichte

Dimensionen des Transgressiven in Friederike Mayröckers Spätwerk – Internationale Tagung, Online, 7.–8. Mai 2021

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.13>

Die internationale wissenschaftliche Tagung „Dimensionen des Transgressiven in Friederike Mayröckers Spätwerk“ fand am 7.–8. Mai 2021 als Online-Tagung statt. Organisiert wurde sie vom Institut für Germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań mit freundlicher Unterstützung des Österreichischen Kulturforums in Warschau. Ursprünglich war die Konferenz für den Oktober 2020 geplant, musste aber aufgrund der Pandemie-Situation verschoben werden. Es war die erste wissenschaftliche Tagung in Polen, die ganz dem Werk Friederike Mayröckers gewidmet war, einer der wichtigsten österreichischen Autorinnen der Gegenwart, die in diesem Jahr ihr siebenundneunzigstes Lebensjahr beendet hätte. Da die Dichterin am 4. Juni 2021, nur knapp einen Monat nach unserer Posener Tagung, nach schwerer Krankheit verstarb, war es auch die letzte Konferenz zu ihren Lebzeiten. An der Konferenz nahmen namhafte Literaturwissenschaftler*innen aus Österreich, Deutschland, Belgien, Frankreich, Ungarn, Italien und Polen teil, die sich in ihren Forschungen schwerpunktmäßig mit Mayröckers Schaffen befassen.

Die Posener Tagung schließt thematisch an die wissenschaftlichen Konferenzen zu Mayröckers Werk an, die in den vergangenen Jahren veranstaltet wurden: 2016 fand in Innsbruck die Tagung „sei du bei mir in meiner Sprache Tollheit“ – Friederike Mayröckers ‚ekstatisches‘ Spätwerk“ statt, die vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv ausgerichtet wurde, 2018 wurde an der Vrije Universiteit Brüssel eine Tagung unter dem Titel „Fragen zum Lyrischen in Friederike Mayröckers Poesie“ organisiert. Die diesjährige Tagung in Poznań setzte sich zum Ziel, den Transgressionen in Mayröckers Spätwerk nachzugehen und verfolgte damit einen zentralen Aspekt von Mayröckers Schreiben. Ihre Texte sind von vielfältigen Grenzüberschreitungen durchzogen, sie reizen nicht nur ästhetische und sprachliche Normen aus, sondern transzendieren Identitäten, Gattungsgrenzen sowie Text- und Wirklichkeitsebenen. Die vieldimensionalen, oftmals einander überlagernden Transgressionen der jüngeren Texte Mayröckers standen im Fokus der Tagung.

Den Anfang machte Daniela Strigl von der Universität Wien mit ihrer Keynote. Strigl ist eine ausgewiesene Kennerin von Mayröckers Oeuvre und ist mit zahlreichen Texten hervorgetreten, denen die Mayröcker-Forschung wichtige Impulse verdankt. In ihrem Vortrag unter dem Titel „Winterglück‘ und -unglück. Leben und Schreiben an der Grenze“ wies Strigl nach, dass mehrere der Grenzüberschreitungen, die Mayröckers jüngste Texte kennzeichnen, bereits in den Werken der mittleren Phase zutage treten. Mit der Problematisierung der Frage, ab wann der Beginn von Mayröckers Spätwerk anzusetzen ist, bildete ihre Keynote einen gelungenen Auftakt zur Tagung. Den zweiten Keynote-Vortrag hielt Inge Arteel von der Brüsseler Universität, eine der führenden Forscherinnen zum Werk Mayröckers, die mehrere einschlägige Monografien und Sammelbände veröffentlicht hat.

Unter anderem ist sie Verfasserin einer 2012 erschienenen Biografie Mayröckers. In ihrem Vortrag „ein bisschen viel zugleich und dann wieder überhaupt nichts“. Annäherungen an Friederike Mayröckers und Otto Brusattis ‚Oper! Eine poetische Komposition für die Bühne‘ gab sie einen Einblick in die Überschreitungen der medialen Grenzen in Mayröckers jüngsten Werken und lieferte eine eindruckliche Schilderung der Offenheit der Dichterin für andere Kunstformen, mit denen ihre Texte vielfältige Symbiosen eingehen. Die sich nun anschließenden Vorträge waren dem Gedichtband „Scardanelli“ gewidmet, in dem Mayröcker ihrem Verhältnis zu Friedrich Hölderlin lyrische Gestalt verlieh und damit eine Entgrenzung ihres Schaffens signalisierte. Der Vortrag von Stefania Siddu aus Leipzig/Udine ging diesen Grenzüberschreitungen nach, indem er die transgressiven Dimensionen der Übersetzung ins Italienische nachzeichnete. Die Übersetzung rückte dabei als Modellfall der Transgression in den Blick, in dem sich die in den Texten angelegten Grenzüberschreitungen spiegeln und so fassbar machen lassen. Agnieszka Haas von der Universität Gdańsk beleuchtete die intertextuellen Aspekte von „Scardanelli“, die sie als ein Abarbeiten am Hölderlin-Mythos kenntlich machte. Aurélie Le Née von der Université de Strasbourg konzentrierte sich auf das in Mayröckers Gedichtband redundante Fenstermotiv, das sie im Sinne einer steten Überschreitung der Grenze von Innen- und Außenwelt interpretierte.

Den zweiten Tag der Konferenz leitete der Keynote-Vortrag Alexandra Strohmaiers von der Universität Graz ein, die als Verfasserin wegweisender Studien zu Mayröcker internationale Geltung erlangte. Mit ihrem Vortrag „Ontologische Transgressionen: Strategien und Strukturen der Verlebendigung im Werk Friederike Mayröckers“ verwies Strohmaier auf die philosophischen Grundlagen von Mayröckers Weltverhältnis und die spirituelle Dimension ihrer jüngsten Texte, die bisher in der Forschung noch wenig Berücksichtigung fand. Damit ist die die Beziehung zur Transzendenz angesprochen, die Bewegung auf das Numinose zu, welche als Fluchtpunkt der jüngeren Texte ausgewiesen wird. Im Zuge dieser Transgressionen entriegeln Mayröckers Texte die ontologische Sperre zwischen Mensch und Tier und machen sich zu Operationsfeldern, auf denen die Grenzen des Humanen immer wieder aufs Neue verhandelt und verschoben werden. Strohmaier wies nach, dass sich in Mayröckers Texten das Menschliche und das Animalische oder Florale berühren, auch die Grenzen zwischen dem Vegetativen und dem Anorganischen und Dinglichen sind fließend und können jederzeit in alle Richtungen überschritten werden. Auch der Einverleibung der Natur durch das Subjekt wohnt damit eine Dynamik der Entgrenzung inne. Der folgende Vortrag von Barbara Thums von der Universität Mainz schloss daran an, indem er das in Mayröckers Texten zum Tragen kommende Naturverhältnis fokussierte. Thums geht der Frage nach, in welchen Diskursfeldern sich Mayröckers Auseinandersetzung mit dem ‚Anderen‘ der Natur bewegt und welche ästhetischen Paradigmen dabei leitend sind. Mayröckers ‚Nature-Writing‘ rückte dabei in seiner generischen und medialen Vermitteltheit in den Blick. Kalina Kupczyńska von der Universität Łódź konzentrierte sich auf die intermedialen ‚Wahlverwandtschaften‘ Mayröckers und vollzog das Verhältnis zur bildenden Künstlerin Maria Lassnig auf der Ebene der Körperempfindungen nach. Der aufschlussreiche Vortrag ließ damit eine Tiefendimension von Mayröckers Verhältnis zur bildenden Kunst anklingen, das mit dem Intermedialitätsparadigma kaum mehr zu greifen ist. Der Versuch, die kollaborativen Schreibprojekte Mayröckers mit Künstlerinnen wie Lassnig zu veranschaulichen, setzt vielmehr bei Mayröckers spezifischem ‚Körper-Schreiben‘ an, das immer auch die Grenze zwischen dem Geistigen und dem Materiellen, Körperlichen verhandelt. Dass sich in Mayröckers jüngeren Texten

Grenzüberschreitungen auf mehreren Ebenen überlagern, zeigte auch das folgende Referat von Karoline Baumann von der Universität Debrecen, in dem die Transgressivität der Zeiterfahrung im Zentrum stand. Gerade in der Darstellung der ‚anderen‘ Erfahrung von Krankheit und Alter, aber auch von Verlust und Trauer ist das Zeitkontinuum fragmentiert, Zeitebenen überlagern sich, Vergangenes bricht in die Gegenwart ein und die Endlichkeit des Lebens scheint auf. Im Schwebezustand ‚freier‘ Zeitempfindung werden Schwellenerfahrungen möglich, gerade die späten Texte legen Zeugnis ab von der Brüchigkeit und Hybridität der Zeiterfahrung und konturieren Eigenzeiten des Körpers angesichts von Krankheit, Alter und Sterblichkeit. Anna Pastuszka von der Lubliner Universität suchte in ihrer Lektüre von Mayröckers „Paloma“ diese Entgrenzungsdynamiken über das Konzept des Transitorischen zu erfassen, das sich Grenzen und Schwellen zuwendet und Übergänge zwischen Zeiten, Begriffen, Gattungen, aber auch Prozesse des Wandels, des Zusammenlesens, der Neu- und Umperspektivierungen fokussiert. Als Denkfiguren des Transitorischen wurden dementsprechend Orte und Zustände von Schwellen- und Grenz- bzw. Krisenerfahrungen, oder auch das Transitorische, Provisorische der menschlichen Existenz ausgemacht. Der Vortrag von Beate Sommerfeld von der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań, mit dem die Tagung abschloss, bezog Mayröckers jüngste Texte auf die bildkünstlerischen Verfahren des Surrealismus und Dadaismus. Er ließ deutlich werden, dass die Form der Collage Mayröckers Texten als gedankliche Struktur zugrunde liegt und unruhige Denkbewegungen abbildet, die auch angestammte Wissensbestände ständig überschreiten. Das Spätwerk ist damit mit der traditionellen Gattungstrias kaum mehr zu greifen, Gattungen werden höchstens noch als Leseanweisungen und als intertextuelle Netzwerke aufgerufen, aber nicht mehr als abstrakte Normen und eigene Groß Erzählungen respektiert. Vielmehr kommt hier eine textuelle Gattungsexzentrizität zum Zuge, welche die literarischen Genres über ihre eigenen Grenzen hinaustreibt.

Die auf der Posener Mayröcker-Tagung gehaltenen Vorträge – und nicht zuletzt die angeregten Diskussionen, die sie begleiteten und miteinander verbanden – ließen die Vielschichtigkeit der transgressiven Dimensionen in Mayröckers Spätwerk hervortreten und bewiesen einmal mehr die Offenheit von Mayröckers Texten für unterschiedliche Lesarten. In der Abschlussdiskussion wurden darüber hinaus Desiderate für die Forschung umrissen, die auf weiteren Konferenzen einzulösen wären, auf die man sich heute schon freuen darf. Wenn also mit dem Tod der Dichterin ihr unermüdliches Abarbeiten an den Begrenzungen, welche die Sprache, die literarischen Gattungen und die Wirklichkeit auferlegen, zu einem abrupten Ende gefunden hat, so scheinen die Auslegungsmöglichkeiten ihrer Texte keineswegs an eine Grenze gelangt. Vielmehr konnte die Tagung zeigen, dass das ‚andere‘, entgrenzte Schreiben, das Mayröcker ansteuert, ein Überschreiten der zuhandenen Theorien und Begrifflichkeiten herausfordert.

Beate Sommerfeld
(Adam-Mickiewicz-Universität, Poznań)
ORCID: 0000-0003-3435-6323

Beate Sommerfeld, Instytut Filologii Germańskiej, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań, E-Mail: bsommer@amu.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.03.2022

Martin Pollack i polsko-austriacki transfer kulturowy (Martin Pollack und der polnisch-österreichische Kulturtransfer), 12. Dezember 2021, Universität Wrocław

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.14>

Am 12. Dezember 2021 fand eine vom Institut für Germanistik der Universität Wrocław (Abteilung für Literaturdidaktik) in Zusammenarbeit mit der Olga Tokarczuk-Stiftung, dem Österreichischen Kulturforum Warschau, dem Akademischen Forschungszentrum: Ex-Zentrum Olga Tokarczuk und der Österreich-Bibliothek in Wrocław veranstaltete zweiteilige Tagung unter dem Titel *Martin Pollack und der polnisch-österreichische Kulturtransfer* statt. Ihre Ehrengäste waren die Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk und der österreichische Journalist, Schriftsteller und Übersetzer polnischer Literatur Martin Pollack (online), Träger des von der Stadt Wrocław vergebenen Mitteleuropäischen Literaturpreises Angelus. Der erste Teil fand im Lesesaal der Bibliothek des Instituts für Germanistik statt. Es wurden mehrere wissenschaftliche Referate, deren AutorInnen sich mit den schriftstellerischen und übersetzerischen Leistungen Pollacks auseinandersetzten, gehalten. Die einzelnen Vorträge erfolgten in polnischer Sprache. An den Referatenteil schloss sich ein Gespräch zwischen Martin Pollack und seiner polnischen Übersetzerin Karolina Niedenthal sowie dem Literaturwissenschaftler Grzegorz Kowal an. Der zweite Teil der Veranstaltung – die Begegnung der beiden schriftstellerischen Größen – wurde im Sitz der Olga Tokarczuk-Stiftung abgehalten. Wegen der Corona-Pandemie konnten sich nur wenige Zuschauer an der Konferenz vor Ort beteiligen – dies gilt für ihre beiden Bestandteile. Sie wurde deswegen mittels Livestream online übertragen, was viele Interessierte zum Anlass nahmen, der Konferenz und den anschließenden Diskussionen beizuwohnen (via TEAMS).

Die Tagung, die dem Werk des österreichischen Schriftstellers und Übersetzers Martin Pollack und seinem Beitrag zum polnisch-österreichischen Kulturtransfer gewidmet war, kam im Rahmen des von Justyna Radłowska und Edward Białek geleiteten Projekts „Geschichte des polnisch-österreichischen Kulturtransfers“ zustande; außer den beiden Literaturhistorikern gehörten noch zwei weitere Mitarbeiter der Abteilung für Literaturdidaktik – Krzysztof Huszcza und Grzegorz Kowal – sowie Dorota Kołodziejczyk (Akademisches Forschungszentrum: Ex-Zentrum Olga Tokarczuk), Katarzyna Nowakowska (Universität Warschau), Agnieszka Palej (Jagiellonen-Universität zu Krakau) und Dalia Żminkowska (Österreich-Bibliothek Wrocław) dem Organisationsteam an. Um die Verdienste Martin Pollacks um die Entwicklung der modernen literarischen Reportage und die Verbreitung der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum zu würdigen, wurde ein Ehrenkomitee einberufen, dessen Mitglieder Przemysław Wiszewski – Rektor der Universität Wrocław, Jacek Sutryk – Präsident der Stadt Wrocław, Gudrun Hardimann-Pollross – Direktorin des Österreichischen Kulturforums Warschau, Grzegorz Zygadło – Präsident der Olga Tokarczuk-Stiftung, Karolina Niedenthal – Übersetzerin, Ireneusz Grin – Direktor des Literaturhauses in Wrocław und Urszula Glensk – Literaturwissenschaftlerin, waren.

Die Konferenz wurde vom Leiter der Abteilung für Literaturdidaktik am Institut für Germanistik der Universität Wrocław, Prof. Dr. Edward Białek im Namen des Organisations- und Ehrenkomitees eingeleitet. Er begrüßte die ReferentInnen, ZuschauerInnen und ZuhörerInnen und bedankte sich bei den Gästen von einigen in- und ausländischen Uni-

versitäten für die Bereitschaft, trotz der pandemiebedingt angespannten Situation ihre Forschungsergebnisse stationär zu präsentieren. Anschließend stellte er Dr. Martin Pollack vor, der am 23. Mai 1944 in Bad Hall in Oberösterreich geboren wurde. Er ist als Journalist, Schriftsteller und Übersetzer der polnischen Literatur ins Deutsche tätig. Pollack studierte Slawistik und osteuropäische Geschichte an den Universitäten in Wien und Warschau. Von 1987 bis 1998 arbeitete er als Redakteur für das deutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ und als Auslandskorrespondent in Wien und Warschau. Seit 1998 lebt er als freier Autor und Übersetzer. Er verdeutschte sämtliche Werke des polnischen Erfolgsautors Ryszard Kapuściński sowie den ersten Teil der Tagebücher von Andrzej Bobkowski. Pollack ist Autor von zahlreichen Büchern, u.a.: *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen u. Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina* (Wien 1984), *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater* (Wien 2004), *Anklage Vatermord. Der Fall Philipp Halsmann* (Wien 2002), *Kaiser von Amerika. Die große Flucht aus Galizien* (Wien 2010), *Warum wurden die Stanislaws erschossen? Reportagen* (Wien 2008), *Die Wolfsjäger. Drei polnische Duette* (zusammen mit Christoph Ransmayr; Frankfurt am Main 2011), *Kontaminierte Landschaften* (St. Pölten-Wien 2014), *Topografie der Erinnerung* (Wien 2016), *Die Frau ohne Grab: Bericht über meine Tante* (Wien 2019). Die meisten seiner Publikationen liegen in polnischer Übersetzung vor. Der österreichische Schriftsteller wurde mit zahlreichen renommierten Auszeichnungen bedacht, u.a. mit dem Georg-Dehio-Buchpreis (2010), dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (2011), dem Karl-Dedecius-Preis der Robert Bosch Stiftung und des Deutschen Polen-Instituts für polnische und deutsche Übersetzer (2007), dem Kulturpreis des Landes Oberösterreich für Literatur (2015), dem Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay (2018) und dem Niederösterreichischen Kulturpreis 2021 – Würdigungspreis in der Kategorie *Literatur*. Anschließend stellte Prof. Białek Karolina Niedenthal vor, eine anerkannte Übersetzerin der deutschsprachigen Literatur, die dem polnischen Lesepublikum mehrere Bücher von Martin Pollack jeweils in hervorragender Übertragung zur Verfügung stellte. Die Tagungsteilnehmer wurden dann vom Dekan der Philologischen Fakultät der Universität Wrocław, Prof. Dr. Arkadiusz Lewicki, von der Direktorin des Österreichischen Kulturforums Warschau, Gudrun Hardiman-Pollross, vom Direktor des Instituts für Germanistik der Universität Wrocław, Prof. Dr. Tomasz Małyżek, vom Präsidenten der Olga Tokarczuk-Stiftung, Grzegorz Zygadło und von der Leiterin des Akademischen Forschungszentrums: Ex-Zentrum Olga Tokarczuk, Prof. Dr. Dorota Kołodziejczyk begrüßt.

Nach der feierlichen Eröffnung der Tagung begann die wissenschaftliche Sitzung. In ihren Vorträgen behandelten die ReferentInnen das literarische Schaffen des österreichischen Meisters der literarischen Reportage und die polnische Rezeption seiner Werke. Die erste Sektion wurde von Prof. Dr. Katarzyna Jaśtał von der Jagiellonen-Universität zu Krakau moderiert. Prof. Dr. Agnieszka Palej, ebenfalls von der Jagiellonen-Universität, sprach in ihrem Eröffnungsvortrag *Martin Pollack und Polen* über den österreichischen Autor als einen unermüdlichen Kulturvermittler zwischen Polen und Österreich wie auch den anderen Ländern des deutschen Kulturkreises sowie als einen der wichtigsten Vertreter der deutschsprachigen Reportage, darüber hinaus als Mitbegründer des österreichisch-polnischen Dialogs, der Wesentliches zur Intensivierung des Kulturtransfers beigesteuert habe. Sie berichtete auch über private und berufliche Beziehungen des Autors zu Polen und

seine Präsenz in der polnischen Kulturpublizistik. In ihrem Referat betonte sie, dass Pollack ein Schriftsteller ist, der für sein Engagement für die europäische Verständigung, für die polnisch-deutsche und polnisch-österreichische kulturelle Integration mehrmals ausgezeichnet wurde. Sie betonte auch sein jahrzehntelang andauerndes großes Engagement für die Popularisierung der polnischen Geschichte, Kultur und Literatur. Abschließend stellte die Referentin fest, Pollack habe mit seinen literarischen, publizistischen und nicht zuletzt translatorischen Leistungen zur Überwindung von althergebrachten Ressentiments zwischen den Völkern Mitteleuropas und zum Aufbau einer neuen, vom europäischen Geist geprägten Identität beigetragen.

Im Mittelpunkt des Vortrags von Prof. Dr. Grzegorz Kowal von der Universität Wrocław unter dem Titel *Zur polnischen Rezeption von Martin Pollack* stand die Frage nach den Gründen für den unwiderlegbaren Erfolg des österreichischen Autors in Polen. Der Referent analysierte dieses in der Zeit des Verfalls der Lesekultur eher seltene Phänomen und stellte die These auf, Pollack gehöre nicht allein wegen des unbestreitbaren literarischen Wertes seiner Texte, sondern auch dank professioneller Arbeit polnischer Übersetzer und Verlagshäuser zu den meistaufgelegten und meistgelesenen Autoren deutscher Zunge in Polen. Er nannte in diesem Kontext den von Monika Sznajderman und Andrzej Stasiuk geleiteten Verlag Wydawnictwo Czarne sowie die anerkannten Übersetzer Karolina Niedenthal und Andrzej Kopacki. Pollacks Bücher, jeweils in kongenialer Übertragung, erfreuten sich nach wie vor beim polnischen Lesepublikum großer Beliebtheit. Zum Durchbruch auf dem polnischen Buchmarkt habe Pollack, so Prof. Dr. Kowal, die des Öfteren wohlwollende Aufnahme seitens polnischer Literaturkritik verholfen. Der Referent betonte, dass fast alle Bücher des Preisträgers des Mitteleuropäischen Literaturpreises Angelus ins Polnische übersetzt wurden, eine Tatsache, die aufhorchen lässt. Er bemerkte auch, dass es noch einen Grund für seine Popularität in Polen gebe: der polnische Leser schätze den österreichischen Schriftsteller auch für seinen großen Respekt vor der polnischen Kultur, den man mehreren seiner Reportagen entnehmen könne. Pollacks Texte seien, so Kowal, an Leser gerichtet, die an anspruchsvoller Literatur in Bezug auf Sprache, Themen und Genres interessiert sind. Bezugnehmend auf die Forschungsergebnisse des Literaturhistorikers Sławomir Piontek nannte der Referent die drei wichtigsten Rezeptionsbereiche der Werke von Pollack: Zusammenhang von Leben und Werk, die äußerst wichtige Rolle des Gedächtnisses für die Entwicklung von Kultur, Zivilisation, Geschichte und Identität sowie den tragischen und traumatischen Aspekt der Erinnerung, von dem wir uns loslösen wollen. Grzegorz Kowal gelangte zu dem Schluss, Martin Pollack gelte in Polen als kompetenter und engagierter Autor, der sich immer für die Wahrheit sowie für den Abbau von Klischees und falschen Mythen einsetze.

Dr. Szymon Gębuś von der Universität für Internationale Studien im chinesischen Jilin behandelte in seinem Beitrag *Perspektiven der Tragik. Das Individuum – sich selbst, der Gesellschaft und Geschichte gegenüber – als Thema des Schaffens von Martin Pollack* etliche existenzielle Fragen, die in den Texten des österreichischen Schriftstellers gestellt werden. Anhand von ausgewählten Werken und ihren Gestalten zeigte der Referent, wie Pollack die Biografien der einzelnen Protagonisten, darunter Figuren aus seinem eigenen Familienkreis, vor dem Vergessen bewahren wolle. Der Schriftsteller rekonstruiere sehr detailliert jeden Lebenslauf und erschaffe die Schicksale eines jede Individuums, da er jede Biografie und jede Existenz retten wolle, so der Referent. Dieser Wunsch, menschliche Existenz zu

bewahren, bestimme die ästhetische Dimension seines Schreibens und sei ein Kennzeichen seiner Poetik. Gebuś meint, Pollack stütze sich in seinen Werken auf Dokumente, die eine genaue und durchaus glaubwürdige Beschreibung von verschiedenen Charakteren garantieren. Der Schriftsteller zeige ein Individuum angesichts der tragischen Geschichte und am Beispiel des Schicksals der Protagonisten beschreibe er kulturelle und moralische Transformationen. So laute das Credo von Pollacks Schaffen, unentwegt nach der Wahrheit zu suchen. Der Vortrag von Dr. Gebuś schloss die erste Sektion der Konferenz ab.

Nach einer kurzen Pause begann die Sitzung in der zweiten Sektion der Tagung, die von Dr. Krzysztof Huszcza von der Universität Wrocław moderiert wurde. Sie begann mit dem Vortrag *Die Wanderung durch kontaminierte Landschaften. Das Bild des Massakers in Rechnitz in Martin Pollacks Prosa*, der von Dr. Joanna Małgorzata Banachowicz von der Universität Wrocław gehalten wurde. Die Referentin beschäftigte sich in ihrem Beitrag mit dem Motiv der sogenannten kontaminierten Landschaften, das für Pollacks Schaffen als maßgeblich gelten könne. Dr. Banachowicz bemerkte, dass dieses Thema immer wieder auftauche, wenn der Schriftsteller über die Topografie der Erinnerung oder des Vergessens schreibt. Sie wies außerdem darauf hin, dass Pollack zu jenen Autoren gehöre, die sich gegen das bequeme Vergessen richten. Die Landschaft in seinen Werken verberge oft dunkle Geheimnisse und könne viele Leser zur Suche nach der Wahrheit oder nach einer wahrscheinlichen Version der Ereignisse inspirieren. Sein Essayband *Kontaminierte Landschaften* ist – so die Referentin – eine wichtige Stimme in der Diskussion über die Vergangenheit. Der Autor basiere seine Werke immer auf zuverlässigen und nicht selten wissenschaftlich fundierten Archivrecherchen und analysiere ausführlich die ihm zur Verfügung stehenden Quelltexte; was daraus entsteht, seien Texte, die sich jeweils zu einer literarischen Fallstudie entwickeln. Eine eingehende Analyse seiner Texte ließ die Referentin feststellen, Pollacks Reportagen seien sprachliche Kunstwerke, auch wenn er darin über gar traumatische Ereignisse auf eine ganz verständliche Weise erzählt. Sein Anliegen sei es, so die Referentin, die Augen des Lesers für die Wahrheit zu öffnen, ihn nicht gleichgültig bleiben zu lassen und zum Nachdenken anzuregen. Anschließend setzte sich Dr. Banachowicz mit dem herkömmlichen Verständnis des Terminus Landschaft auseinander: zwar werde er immer noch mit lauter positiven Eigenschaften assoziiert, doch dieser Begriff habe sich im Laufe der Jahrzehnte verändert und vor allem wegen der Kriegseignisse seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Was Pollack als kontaminierte Landschaften bezeichnet, seien fast immer die Räume, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten seien, z.B. der geschichtsträchtige Ort Rechnitz, der infolge einer geschickt manipulierten Geschichtspolitik aus dem Gedächtnis der Österreicher gelöscht wurde. Der österreichische Schriftsteller versuche den Leser für die Welt zu sensibilisieren und ihn zu ermutigen, den Doppelsinn des von der Natur umgebenen Raums zu entdecken; Pollack fordere die Schaffung eines Gedenkstättenatlases, in dem die aus der historischen Landkarte gelöschten Gebiete ihre Identität wiedererlangen könnten – so das Fazit des Vortrags von Dr. Banachowicz.

Dr. Adrian Madej von der Universität Wrocław hielt einen Vortrag unter dem Titel *Martin Pollacks Topografie der Erinnerung oder die Identitätskrise im Kontext des historischen Traumas* und untersuchte die Auseinandersetzung des österreichischen Autors mit der durchaus tragischen Geschichte seiner Angehörigen. Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete das Buch *Der Tote im Bunker*, in dem Pollack versucht, sich seinem persönlichen Trauma mutig zu stellen, einem kaum überwindbaren Trauma, das durch das

Vorgehen seines leiblichen Vaters während des Zweiten Weltkrieges verursacht wurde. Der Referent sprach über die Schwierigkeiten, die mit der Zuordnung des Werkes zu einem bestimmten Genre verbunden sind. Er gelangte zu dem Schluss, dass man das Buch *Der Tote im Bunker* als historische Reportage bezeichnen könne, die nicht-fiktionale Elemente mit der Familiengeschichte verbinde. In seinem Beitrag analysierte Dr. Madej Begriffe wie kontaminierte Landschaften oder Topografie der Erinnerung, die eine wichtige Rolle beim Verstehen der Werke von Pollack spielen könnten. Im abschließenden Teil seiner Überlegungen stellte der Referent die These auf, Pollack sei ein Schriftsteller, der das kulturelle Gedächtnis entmythologisiere, indem er eine neue Topographie der Vergangenheit konstruiere, die sowohl in öffentlichen Diskursen geprägt, als auch in Bildungsprozessen vermittelt wird.

Dr. habil. Katarzyna Nowakowska von der Universität Warschau berichtete in ihrem Referat *Über die Arbeit an einer Dissertation über das schriftstellerische Werk von Martin Pollack – aus der Perspektive der wissenschaftlichen Betreuerin* über die einzelnen Phasen der Entstehung der Doktorarbeit unter dem Titel „*Ich will vor allem Autor bleiben*“. *Martin Pollacks Dialog mit der Wirklichkeit*, die von Monika Żukowska-Trojnar verfasst und im Jahre 2020 an der Universität Warschau verteidigt wurde. Die Referentin betonte, dass die Untersuchung des umfangreichen Werkes von Martin Pollack seitens der Doktorandin aufwändige und sorgfältige Recherchen im Bereich von Literaturwissenschaft, Soziologie, Geschichte und Ethnografie erfordert habe. Das reiche und vielfältige Œuvre des österreichischen Schriftstellers umfasst ein breites Spektrum seiner schriftstellerischen und journalistischen Arbeit sowie seiner Übersetzungstätigkeit. In seinem literarischen Schaffen führe er eine gründliche Analyse historischer und aktueller Ereignisse durch, es handele sich dabei um eine tiefe und zugleich objektive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Mitteleuropas und Österreichs und eine künstlerische Abrechnung mit seiner eigenen Biografie und dem Leben seiner Verwandten. Pollack sei, so Dr. habil. Nowakowska, ein Autor, der in seinen späteren Werken ein eigenes Modell gesellschaftlichen Engagements präsentierte; neben Themen, die mittels literaturwissenschaftlicher Methoden erforscht werden könnten, kommen darin auch historische, soziologische und ethnographische Aspekte vor, was die Notwendigkeit der Analyse einzelner Werke unter Berücksichtigung der Methoden der Kulturanthropologie impliziere.

Die Dissertation bezweckte eine kritische Auseinandersetzung mit dem umfangreichen Werk von Martin Pollack. Ihre Autorin behandelt seine vielseitige Tätigkeit als Schriftsteller, Übersetzer, engagierter europäischer Bürger und Journalist, sowie als Historiker, Slawist, Wissenschaftler, Reisender und Liebhaber der mittel- und osteuropäischen Literatur und Kultur. Monika Żukowska-Trojnar zeige in ihrer Dissertation einen permanenten Dialog des österreichischen Schriftstellers mit der Realität, den er in all seinen Werken führe, indem er verschiedene Rollen annehme – als Übersetzer, Journalist, Schriftsteller, Historiker, politischer Publizist oder Förderer der mitteleuropäischen Literatur. Die Referentin wies darauf hin, dass das empirische Material der Dissertation hauptsächlich aus Büchern bestehe, die bereits ins Polnische übersetzt wurden. Die Doktorandin analysierte auch kürzere literarische Formen wie Essays, Feuilletons, Presseartikel, Reden und veröffentlichte Interviews, die übrigens einen wichtigen Bestandteil der literarischen Tätigkeit von Pollack ausmachen und wichtige Informationen über den Autor vermitteln. Katarzyna Nowakowska betonte, dass die Autorin die Entwicklung der polnisch-deutschen und polnisch-österreichischen Beziehungen in der Nachkriegszeit eingehend untersucht

und die Werke des Schriftstellers in Bezug auf das Phänomen der Erinnerungskultur und seiner Präsenz in der Literatur, insbesondere in der Reportage analysiert habe. Die Dissertation wurde durch Interviews mit Martin Pollack und den polnischen Übersetzern seiner Werke, Andrzej Kopacki und Karolina Niedenthal, ergänzt.

Dr. Justyna Radłowska von der Universität Wrocław präsentierte in ihrem Vortrag unter dem Titel *Zum Projekt Geschichte des polnisch-österreichischen Kulturtransfers. Ein Arbeitsbericht* die bisherigen Ergebnisse der im Rahmen eines für mehrere Jahre und Bände angelegten Projekts durchgeführten Forschungsarbeiten. Dieses Projekt wird seit 2019 am Institut für Germanistik der Universität Wrocław in Kooperation mit zahlreichen Wissenschaftlern von einigen polnischen und österreichischen Universitäten wie auch Kulturinstitutionen sowie mit dem Österreichischen Kulturforum in Warschau durchgeführt. Im Zentrum dieses Projekts stehen Recherchen über den weit gefassten polnisch-österreichischen Kulturtransfer. Gegenstand der Untersuchung sind Leistungen von Schriftstellern, Übersetzern, Theaterleuten, Literaturkritikern und Einrichtungen, die sich in beiden Ländern für gegenseitige Annäherung und schöpferischen Dialog einsetzen. Projektbeteiligte untersuchen die Phänomene, die das polnische künstlerische Leben in Österreich und die Präsenz der österreichischen Kultur in Polen bestimmen. Die durchgeführten Forschungsarbeiten sollen zur wissenschaftlichen Bewertung der wechselseitigen Beziehungen in verschiedenen Bereichen der Kunst, vor allem in der Literatur und im Theaterleben beitragen. Im Rahmen dieses interdisziplinären Projekts wurden bereits zwei Sammelwerke mit Aufsätzen zur Geschichte des polnisch-österreichischen Kulturtransfers veröffentlicht. Der Titel des ersten Bandes lautet *Studia do dziejów polsko-austriackiego transferu kulturowego (Studien zur Geschichte des polnisch-österreichischen Kulturtransfers*, hrsg. von Justyna Radłowska und Edward Białek, Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocław 2020). In den einzelnen Aufsätzen dieses Sammelbandes untersuchen ihre Verfasser die facettenreichen wechselseitigen Beziehungen in verschiedenen Kunstbereichen, vor allem in der Literatur. Ein Jahr danach erschien der zweite Band: *Dzieje polsko-austriackiego transferu kulturowego. Animatorzy życia artystycznego – tłumacze – instytucje kultury (Geschichte des polnisch-österreichischen Kulturtransfers. Animateure des künstlerischen Lebens – Übersetzer – Kultureinrichtungen*, hrsg. von Justyna Radłowska und Edward Białek, Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocław 2021). Die in dieser Monografie versammelten Beiträge fassen die Ergebnisse der Forschungen von Literaturwissenschaftlern, Historikern, Soziologen und Kunsthistorikern zur Geschichte der polnisch-österreichischen Kulturbeziehungen in der Vergangenheit und Gegenwart zusammen. Alle Aufsätze der beiden Bände wurden von der Referentin kurz besprochen.

Den Höhepunkt des ersten Teils der Tagung stellte das bereits erwähnte Gespräch mit dem Gast aus Österreich dar. Es wurden folgende Themen besprochen: Pollacks Weg zur Literatur; die Vergangenheit und die Schwierigkeit, sie zu überwinden; Demokratie und Totalitarismen; aktuelle politische Ereignisse; die Beziehung des Schriftstellers zu Polen; Galizien als künstlerisches Verhängnis; die Zusammenarbeit mit polnischen Übersetzern.

Am Abend fand der zweite Teil der Konferenz statt. Im Sitz der Olga Tokarczuk-Stiftung kam es zur Begegnung von Olga Tokarczuk und Martin Pollack (online), die Moderation übernahm Prof. Dr. Urszula Glensk von der Universität Wrocław. Während des vor etwa fünfzig eingeladenen Gästen und per YouTube live übertragenen Gesprächs wurden u.a. folgende Themen besprochen: der Schriftsteller als Mahner; Rezeption der Werke von Pollack und Tokarczuk in Polen und Österreich; die Bedeutung von Fiction-

und Non-Fiction-Literatur heute; Erinnerungskultur *versus* Geschichtspolitik; das historische Gedächtnis; Kulturpolitik und engagiertes Schreiben. Mit dem Treffen der beiden namhaften Autoren eröffnete die Stiftung ihre Aktivität in ihrem neuen Sitz, der ihr die Stadt Wrocław zugewiesen hat.

Die Tagung leistete einen wesentlichen Beitrag zur Vertiefung der polnisch-österreichischen Beziehungen im Bereich der Literatur, Kultur und Geschichte. Die Konferenzbeiträge sollen in einem für 2022 geplanten und dem Werk von Martin Pollack gewidmeten Sammelwerk veröffentlicht werden.

Justyna Radłowska
(Universität Wrocław, Wrocław)
ORCID: 0000-0002-5376-8107

Justyna Radłowska, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: justyna.radłowska@uwr.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.03.2022

Die internationale wissenschaftliche Konferenz „Translaton 2“, Online, 23.–24. September 2021 im Rückblick

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.15>

Vom 23.–24. September fand die Konferenz „Translaton 2“ statt, die gemeinsam vom Lehrstuhl für Translatorik und Glottodidaktik der Universität Wrocław und dem Lehrstuhl für Translatorik der Universität Warschau, unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Anna Małgorzewicz (Universität Wrocław) und Prof. Monika Płużyczka (Universität Warschau) ausgerichtet wurde. Aufgrund der Auswirkungen der Corona-Pandemie wurde die Konferenz in diesem Jahr als Online-Veranstaltung durchgeführt. Die Veranstaltungsreihe wurde 2018 von den genannten wissenschaftlichen Einrichtungen initiiert und fand in Wrocław statt. Die bereits damals eingeleitete Debatte zu vielfältigen Facetten der Translationswissenschaft besitzt fortwährend eine hohe Relevanz im Hinblick auf die Weiterentwicklung dieses Forschungsbereiches. Translationswissenschaftler aus Polen, Deutschland, Italien, Russland, Spanien, Frankreich, Estland und sogar Nepal trafen zusammen, um einem interessierten Fachpublikum eine Möglichkeit darzubieten, sich über theoretische und praktische Aspekte der Translation und Translationsdidaktik auszutauschen. Die Konferenzsprachen waren Polnisch, Deutsch, Englisch und Russisch.

Das Ziel der Konferenz bestand darin, dass ein Forum entstand, wo Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern zu translationswissenschaftlicher Forschung und Translationspraxis diskutieren konnten. All dies ermöglichte es, den translationswissenschaftlichen Diskurs zu prägen und zu erweitern, und somit nicht nur die begriffliche Unübersichtlichkeit der Translationswissenschaft selbst zu eruieren, sondern auch ihre konzeptionellen Grundlagen zu bestimmen. Die Einladung stieß auf großes Interesse, und somit nahmen an der Tagung rund vierzig Personen mit Vorträgen teil, die ihre Forschungsergebnisse vor einem breiten Publikum präsentierten. Dank der einwandfreien

technischen Unterstützung von den Mitarbeitern des Lehrstuhls für Translatorik und Glotodidaktik der Universität Wrocław verlief die Veranstaltung ohne Störungen in einer neuen, digitalen Dimension.

Die Konferenz wurde von dem Prorektor der Universität Warschau, Prof. Sambor Grucza mit einer Begrüßungsrede eröffnet. Auf seine Worte folgte die Rede des Dekans der Philologischen Fakultät der Universität Wrocław, Prof. Arkadiusz Lewicki, in der er auf die Tragfähigkeit der Konferenzthematik und zudem auf ihren zyklischen Charakter hinwies. Die Relevanz der Veranstaltung für die Weiterentwicklung der Translatorik wurde mehrmals hervorgehoben. Der Dekan betonte die herausragende Rolle der beiden Veranstalter in der Professionalisierung der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung, die sich als äußerst förderlich für die Hochschuldidaktik erweist. Anschließend folgten die Grußworte der wissenschaftlichen Leiterinnen der Konferenz – Prof. Monika Pluzyczka und Prof. Anna Małgorzewicz. Die Leiterinnen wiesen darauf hin, dass die Konferenzthematik stets an Aktualität gewinnt, wovon auch zahlreiche Anmeldungen zur Konferenz mit interessanten, translationswissenschaftlichen Beiträgen zeugten. Es wurde auch die langjährige Tradition der beiden Veranstalter im Bereich der Translatorik und Translodidaktik betont. Den Grußworten schlossen sich die Plenarvorträge an.

Das Programm der zweitägigen Konferenz umfasste insgesamt sechs Plenarvorträge, drei am ersten Konferenztag, und drei am darauffolgenden Tag. Der erste Vortrag von Prof. Ricardo Muñoz Martin unter dem Titel „Cognitive Translation & Interpreting Studies. From the black box to a colorful palette of situated approaches“ schilderte neben den wichtigsten Entwicklungsphasen der Kognitionswissenschaft auch ihre Anwendungsmöglichkeiten in der Translationswissenschaft. Der Autor hat die Rolle von empirischen Methoden für die Untersuchungen im Bereich der multimodalen Kommunikation hervorgehoben und auf vielversprechende Entwicklungstendenzen hingewiesen. Der nächste Vortrag von Prof. Alessandra Riccardi ermöglichte einen soliden Überblick über die Meilensteine der Dolmetschwissenschaft, ihre neuesten Tendenzen und Leistungen im öffentlichen Bereich. Dabei zeichnete sie die psychologischen und kognitiven Forschungslinien der Disziplin nach und zeigte, wie sich bestimmte Forschungsbereiche in Deutschland und Österreich etablierten. Zum Schluss schenkte sie den bereits gesammelten methodologischen Erkenntnissen, welche durch einen fruchtbaren Austausch zwischen Wissenschaftlern aus ganz Europa ermittelt werden konnten, besondere Aufmerksamkeit. Den letzten Plenarvortrag an diesem Tag hielt Prof. Heike Elisabeth Jüngst. Die Autorin sprach über Kindersachbücher, welche das Coronavirus den Kindern erklären sollten. Sie stellte fest, dass sich diese nach unterschiedlichen Kriterien gruppieren lassen, z.B. nach der Ausführlichkeit der Themen, sowie nach der Bebilderung und der sprachlichen Gestaltung. Die gewonnenen Ergebnisse regten zu einer vertieften Reflexion über Zielgruppengerechtigkeit und Verständlichkeit solcher Texte an.

Den Schwerpunkt von Plenarvorträgen am zweiten Konferenztag bildeten die aktuellsten und voraussichtlichen Fragestellungen der Translationswissenschaft. Dr. Carme Mangiron beleuchtete die Problematik der Videospiele-Lokalisierung. Die Referentin schenkte ihr wissenschaftliches Interesse den Herausforderungen, welche an Übersetzer gestellt werden. An konkreten Beispielen besprach die Wissenschaftlerin angewandte Modelle, anhand welchen bestimmte Prozesse nachgezeichnet werden konnten. Abschließend wandte sie sich der Bedeutung der künstlichen Intelligenz zu, wobei das Potenzial der sich

ständig entwickelnden technischen Hilfsmittel, der sog. computergestützten Übersetzungstools akzentuiert wurde. Die nächsten Referenten, Prof. Vahram Atayan und seine zwei Doktorandinnen aus der Universität Heidelberg, fokussierten manuelle Annotationen mit dem Einsatz von unterschiedlichen Tools, die die Textherstellung erleichtern und optimieren sollten. Die Wissenschaftler griffen in ihrem Vortrag zahlreiche Aspekte des sprachkontrastiven Vergleichs auf, da aufkommende abstrakte Informationen typischerweise als tertium comparationis für den Vergleich zweier Sprachsysteme einsetzbar sind. Das Forschungsteam besprach drei Annotationsprojekte, in denen relevante semantisch-pragmatische Kategorien erfasst wurden. Zusammenfassend wurden diverse Visualisierungsoptionen der gesammelten Daten präsentiert und einige Möglichkeiten der Correspondence Analysis und Multiple Correspondence Analysis für den Prozess der kontextbasierten Vorhersage verwendeter Lexik skizziert. Im letzten Vortrag der Plenarsitzung vermittelte Prof. Jolanta Lubocha-Kruglik den Zuhörern wesentliche Erkenntnisse zur Fremdheit in der Übersetzung. Die Referentin deutete darauf hin, dass nicht nur kulturelle Phänomene eine Herausforderung für den Translator sind, sondern auch sprachliche und semantische Unterschiede. Zum Gegenstand ihrer Überlegungen hat Prof. Lubocha-Kruglik z.B. axiologische und mentale Dimensionen der Realitätswahrnehmung gewählt, die durch eine unzureichende Analyse durch den Übersetzer zu erheblichen Dissonanzen bei der Konstruktion der Übersetzungsstrategie führen könnten. Zum Schluss wurden die außersprachlichen Phänomene, welche den Translationsprozess prägen, unter die Lupe genommen und einer Diagnose unterzogen.

Das Konferenzprogramm beinhaltete noch fast vierzig weitere Referate von Repräsentanten diverser Hochschuleinrichtungen aus unterschiedlichen Ländern, auch außerhalb Europas. Die Diskussionen wurden daher in kleineren, thematisch aufgeteilten Sektionen weitergeführt, die auch parallel realisiert worden sind. Im Rahmen von insgesamt zehn Sektionen wurden folgende Themenbereiche ausführlich behandelt:

- empirische Untersuchungen in der Translationswissenschaft
- Übersetzen und Dolmetschen – diverse Einblicke und Herangehensweisen
- Translendidaktik
- Translationsindustrie und Translationspraxis
- Audiovisuelle Übersetzung
- Literarische Übersetzung
- Neue Technologien in der Translationswissenschaft
- Translation – vielfältige Perspektiven und Paradigmen

Den in Arbeitssektionen gehaltenen Referaten schlossen sich anregende Diskussionen an, die auch auf andere Dimensionen der Translation hindeuteten. Zwar fand die Veranstaltung ganzheitlich online statt, aber den Erwartungen der Teilnehmer hat diese Form in jeder Hinsicht entsprochen. Die Konferenz „Translaton 2“ bot auch eine Gelegenheit dazu, neue Einblicke in so breit angelegte Themen zu gewinnen. Zum Schluss bedankten sich die Organisatoren bei allen Referenten für die aufschlussreichen Vorträge und lebendigen Diskussionen. Es wurde eine Auswertung vorgenommen, wobei die sprachliche Vielfalt der Konferenz akzentuiert wurde. Prof. Małgorzewicz wies insbesondere auf die Prägnanz der behandelten Themen hin, während Prof. Płużyczka die Tatsache betonte, dass während der Veranstaltung auch die aktuellen Forschungsaufgaben aufgezeigt wurden, was ein tragfähiges, wissenschaftliches Fundament für weitere Diskussionen bildet. Den Teilnehmern

wurde zudem die Möglichkeit gewährt, ihre zu diesem Anlass angefertigten Beiträge nach positiver Begutachtung entweder in den wissenschaftlichen Zeitschriften „Kwartalnik Neofilologiczny“ oder „Studia Translatorica“ zu veröffentlichen.

Karolina Kazik
(Universität Wrocław, Wrocław)
ORCID: 0000-0002-0040-4510

Karolina Kazik, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: karolina.kazik@uwr.edu.pl.

Received: 26.09.2021, accepted: 29.03.2022

Cassandra: Krisenfrüherkennung durch Literaturoswertung. Ein Projektbericht

<https://doi.org/10.19195/0435-5865.147.16>

Die Idee des Projekts „Cassandra“¹ erwuchs aus der Notwendigkeit, für eine engagierte Literaturwissenschaft zu plädieren. Auch Literaturwissenschaftler*innen können handeln und einen praktischen Beitrag für die Gesellschaft leisten. Literarische Texte liefern sowohl ästhetische Werte als auch praktische Daten und Informationen über die Wirklichkeit. Die Projektteilnehmer*innen (Tübingen, Wrocław) teilen die Meinung, dass literarische Texte zahlreiche Möglichkeiten für die Analyse von gesellschaftlichen Entwicklungen und politischen Konflikten bieten. Was aber die größte Leistung des Projekts ist, ist die Erkenntnis, dass es produktiv ist, Literatur in der Krisenfrüherkennung als Ressource für das Erfassen dynamischer Faktoren einzusetzen. Erste Fallstudien des Projekts, durchgeführt von Jürgen Wertheimer und seinem Team (Tübingen), zeigen, dass „literarische Texte (1) früher und differenzierter als andere Medien auf Schlüsselthemen und Emotionen (Bedrohungsgefühle, nationalistische/separatistische Gefühle) verweisen und (2) auf Wahrnehmungen und damit das Verhalten von Konfliktparteien einwirken und so auch aktiv an der (Gewalt-)Dynamik einer Krise/eines Konflikts beteiligt sein können“. Auf diese Weise können literarische Texte für die politische Praxis erfasst werden. Gerade der Bereich der Krisenfrüherkennung könnte von der Arbeit dieses Projekts stark profitieren. Die Literatur vermag in ihrer ästhetischen Perspektive eine Distanzhaltung zu Diskursen des Wissens, die sich sehr oft aus politischen Konzepten entwickeln, zu bewahren. Krisen, Kriege, Traumata, Ängste und Fremdheit sind Phänomene, die in literarischen Texten zum Vorschein kommen und an Figuren durchgespielt werden. Die Literatur verweist differenzierter als andere Medien auf diese Schlüsselthemen, weil sie diese Erfahrungen an konkrete Figuren heftet, die in einer fiktiven Wirklichkeit agieren. Zum einen handelt es sich um ein dokumentierendes Potenzial, zum anderen lässt sich in literarischen Texten ein seismografisches und prognostisches Potenzial beobachten. In fiktiven Texten werden potenzielle Wirklichkeiten entwickelt, Problemstellungen konkretisiert und plastisch gemacht, Stö-

¹ Vgl. Wertheimer 2021. Seite des Projekts: <https://www.projekt-cassandra.net/>.

rungen hervorgerufen. Das Sichtbarmachen von Störungen führt in einer geraden Linie zu der Erkenntnis, dass literarische Texte für die gesellschaftliche Praxis im Bereich der Krisenprävention produktiv gemacht werden könnten. Jürgen Wertheimer schreibt in diesem Zusammenhang folgendes: Literatur ist „die primäre Quelle, um an dasjenige heranzukommen, das unter Zahlen, Daten, Fakten oft erschlagen und begraben wird – an den Faktor Mensch, an das Individuum“.² Als Beispiel könnte hierfür der Roman von Linus Reichlin „Das Leuchten in der Ferne“ angeführt werden.³

Das „Was“ des Erzählens ist schnell zusammengefasst. Moritz Martens, ein nicht mehr sehr gefragter Journalist Mitte 50, versucht in Berlin „sesshaft zu werden“. Im Arbeitsamt trifft Martens die vierzigjährige Halbfafghanin Miriam Khalili. Für den Abend verabreden sie sich bei Miriam zu Hause und Miriam berichtet Martens von einer Idee für ein brisantes Interview. Martens beschließt entgegen seiner eigenen Überzeugung, mit Miriam nach Afghanistan zu reisen und eine Reportage über *Bacha Posh* zu schreiben. Während des Aufenthalts wird er als Geisel genommen. Martens lebt monatelang mit den Geiselnern zusammen, er durchstreift die Geröllfelder, die Gebirgslandschaften am Hindukusch, isst mit ihnen, schläft in den von ihnen eingenommenen Höfen, ist Zeuge einer Steinigung. Er berichtet über das, was er sieht, ohne es zu bewerten.

Für einen westlichen Leser sind es verstörende Leseerfahrungen, denn das, was Martens erzählt, ist in der westlichen Welt unbekannt und fremd. Es deutet aber an, dass es kaum eine Möglichkeit gibt, diese Welt zu verstehen und einzuschätzen. Allmählich entwirft Martens anhand seiner Primärerfahrungen ein ‚gesellschaftliches Modell‘ der Gruppe. Dementsprechend verändert der Erzähler den *point of view* in eine mögliche kollektive Stimme der Dorfbewohner: „Sie kommen in ein Dorf. Sie sind bewaffnet und die Dorfbewohner haben Angst. Sie sagen: »Seid willkommen! Esst, nehmt euch alles, was ihr braucht, wir sind alle in Gottes Hand! [...] Aber was sollen wir mit dieser Frau tun, mit der Ehebrecherin [...] Aber jetzt, wo ihr hier seid, ihr tapferen Mudschaheddin, richtet sie nach dem Gesetz!«“ (Reichlin 2013: 260 f.). Der Erzähler kommentiert das Geschehen aus Martens Perspektive: „Der Name Gottes fiel so oft, wie jeder ihn hier hören wollte. Sie bekamen nicht genug davon, denn es gab hier keine andere Instanz außer Gott“ (Reichlin 2013: 260 f.). „Keinem der Männer konnte man etwas vorwerfen. Keiner hatte willkürlich einen Stein geworfen, sondern in Erfüllung des Gesetzes. Es war ein archaisches, rohes Gesetz, aber es war ein Gesetz und es hatte hier dieselbe Gültigkeit wie anderswo die Prinzipien des römischen Rechts“ (Reichlin 2013: 260 f.). Martens versucht die Situation aus dem Blickwinkel der Taliban zu begreifen und übersetzt sie in seine eigene Begriffssprache. Die Bedeutung der Gesetze der Taliban erhält durch den Vergleich mit der Gültigkeit des Römischen Rechts eine neue Bedeutung. Wenn man den Text genau liest, dann merkt man, dass ein europäisches Verständnis für Recht, Gerechtigkeit, für Bildung und Aufklärung in Afghanistan weitgehend fehlt. Solche Differenzen machen es deutlich, dass hier ein Konfliktpotenzial entsteht, das jederzeit aufbrechen wird, sobald die bestehende Ordnung in Frage gestellt wird. Sobald die ISTAF-Kräfte das Land verlassen, werden die Gesetze, die sie nur mit den Waffen durchsetzen und aufrechterhalten, ihre Gültigkeit verlieren und die Gesetze der ansässigen Bevölkerung erneut in Kraft treten. Der ISTAF-Einsatz in Afghanistan begann

² Ebd., S. 164.

³ Mehr dazu: Wolting 2019.

2001, der Band von Linus Reichlin erschien 2013, die blutige Rückkehr der Taliban-Regierung fand direkt mit dem Abzug der ISTAF-Kräfte 2021 statt.

In der Literatur werden viele Alternativmöglichkeiten durchgespielt. Die Erzähler schildern Vorgänge, schlagen Lösungen vor, suchen nach potenziellen Verläufen für ihre Geschichten. Diese Simulationen gewähren einen Einblick in unbekannte Welten und lassen daraus Schlüsse ziehen, die der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden können, um sich anbahnende Konflikte in den betroffenen Gesellschaften frühzeitig zu erkennen und mithilfe diplomatischer Prävention oder humanitärer Hilfe zu verhindern. Heutzutage leiden die Gesellschaften nicht an einem Mangel an Informationen, sondern werden vielmehr mit Fakten, Daten und Geschehnissen überflutet. Diese Überflutung und Überreizung machen eine Analyse und Einschätzung der Lage schwierig. Literatur dagegen bringt in der Diegese Phänomene in Zusammenhänge, schafft Kontexte, liefert ein ganzheitliches Bild der dargestellten Realität. Durch die Schilderung der Handlungen und der Gedanken der Figuren können latente Spannungen, Gewaltpotenziale oder sogar Störungen, die Systeme aufrütteln und zur Veränderung zwingen,⁴ offengelegt werden. Es heißt aber nicht, dass der Autor in die Zukunft sehen kann. Es geht um das „Etwas“, wie Jürgen Wertheimer schreibt, das in „einer Geschichte angelegt ist, ohne dass der Autor selbst es möglicherweise ahnt: sich allmählich aufbauende gesellschaftliche Nervosität und Verunsicherung, soziale Spannungen und Irritationen“.⁵ Da literarische Texte Wirklichkeit dokumentieren, lassen sich ihnen Informationen über die menschliche Psyche, über Lebensumstände, über vorherrschende und unterdrückte Denkweisen entnehmen. Gesellschaftliche wie psychische Systeme arbeiten sich an Störungen ab, da sie behindernd, aufstörend oder gar zerstörend wirken. Bestimmte aufstörende Geschehnisse entfalten eine Wirkung, die es unmöglich macht, über sie hinwegzugehen.⁶ In dem Projekt geht es also darum, Texte auf ihr Veränderungs- und Aufstörungspotenzial hin zu lesen und zu analysieren. Das Hervorheben der dem Text immanenten Störungen könnte ein Indiz für bevorstehende Konflikte sein. Denn das Projektteam begreift Literatur als ein Archiv, einen Speicher der kollektiven Erfahrung einer Kultur, in dem sich Unausgesprochenes, die Seelenzustände von Individuen aber auch die Mentalitäten von Klassen, von Regionen und Orten bis ins Detail manifestieren.

Kontakt:

Monika Wolting: monika.wolting@uwr.edu.pl

Jürgen Wertheimer: juergen.wertheimer@projekt-cassandra.net

Literatur

Gansel, Carsten (2013): *Zu Aspekten einer Bestimmung der Kategorie ‚Störung‘ – Möglichkeiten der Anwendung für Analysen des Handlungs- und Symbolsystems Literatur*. In: Gansel, Carsten / Ächler, Norman (Hrsg.): *Das Prinzip Störung*. Berlin. S. 31–56.

Luhmann, Niklas (2008): *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*. Wiesbaden.

Reichlin, Linus (2013): *Das Leuchten in der Ferne*. Köln.

⁴ Vgl. Luhmann 2008.

⁵ Wertheimer 2021: 166.

⁶ Vgl. Gansel 2013.

Wertheimer, Jürgen (2021): *Sorry Cassandra! Warum wir unbelehrbar sind*. Tübingen.

Wolting, Monika (2019): *Der neue Kriegsroman*. Heidelberg.

Monika Wolting
(*Universität Wrocław, Wrocław*)
ORCID: 0000-0002-2901-927X

Monika Wolting, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, pl. Nankiera 15b, 50-001 Wrocław, Polen, E-Mail: monika.wolting@uwr.edu.pl.

Received: 30.09.2021, accepted: 29.04.2022

Informacja dla Autorów

1. Redakcja przyjmuje niepublikowane wcześniej teksty naukowe z zakresu literaturoznawstwa i językoznawstwa. Redakcja nie zwraca tekstów niezamówionych.

2. Przesłanie przez Autora tekstu do redakcji czasopisma jest równoznaczne z: a) jego oświadczeniem, że przysługują mu autorskie prawa majątkowe do tego tekstu; że tekst jest wolny od wad prawnych oraz że nie był wcześniej publikowany w całości lub części ani nie został złożony w redakcji innego pisma, a także b) z udzieleniem nieodpłatnej zgody na wydanie tekstu w czasopiśmie „Germanica Wratislaviensia” oraz jego nieograniczone co do czasu i terytorium rozpowszechnianie, w tym wprowadzenie do obrotu egzemplarzy czasopisma oraz odpłatne i nieodpłatne udostępnianie jego egzemplarzy w Internecie.

3. Objętość: artykuł: max 15 stron, recenzja: max 5 stron, sprawozdanie: max 3 strony.

4. Wymagania formalne tekstu: czcionka Times New Roman 12, interlinia 1,5, przypisy dolne. Tytuły, nazwiska i imiona autorów opracowań powoływanych w kierowanych do wydania artykułach, które są w oryginale zapisane w alfabetach innych niż łacińskie, muszą być podane w tekstach w transkrypcji na alfabet łaciński.

5. Sposób przesłania pracy: artykuły należy przysyłać w wersji elektronicznej (dokument MS Word: DOC/DOCX lub tekst sformatowany RTF) e-mailem pod adresem: germanica.wrat@uwr.edu.pl do 30 września każdego roku. Teksty odbiegające od podanych standardów mogą nie być uwzględniane w procesie kwalifikacyjnym.

6. O przyjęciu tekstu do wydania w czasopiśmie „Germanica Wratislaviensia” Autor zostanie poinformowany za pośrednictwem poczty elektronicznej pod wskazanym przez niego adresem.

7. Artykuły są recenzowane poufnie i anonimowo (tzw. *double-blind review*). Lista recenzentów jest publikowana w każdym numerze czasopisma. Uwagi recenzyjne są przysyłane Autorowi, który zobowiązuje się do uwzględnienia zasugerowanych poprawek lub nadesłania uzasadnienia w wypadku ich nieuwzględnienia. Przy dwóch recenzjach negatywnych redakcja odmawia przyjęcia tekstu do druku.

8. Redakcja czasopisma przeciwdziała wypadkom *ghostwriting*, *guest authorship*, które są przejawem nierzetelności naukowej. Zjawisko *ghostwriting* oznacza sytuację, gdy ktoś wniósł istotny wkład w powstanie publikacji bez ujawnienia swojego udziału jako jeden z autorów lub bez wymienienia jego roli w podziękowaniach zamieszczonych w publikacji. Z *guest authorship* (*honorary authorship*) mamy do czynienia wówczas, gdy udział autora jest znikomy lub w ogóle go nie było, a mimo to osoba taka jest autorem/współautorem publikacji. Zaporą dla wymienionych praktyk jest jawność informacji dotyczących wkładu poszczególnych autorów w powstanie publikacji (podanie informacji, kto jest autorem koncepcji, założeń, metod itp., wykorzystywanych przy przygotowaniu publikacji).

9. W przesłanym tekście w lewym górnym rogu strony tytułowej powinny być zapisane dane autora/autorów publikacji (adres poczty elektronicznej oraz numer telefonu, miejsce pracy autora publikacji; w wypadku pracowników naukowych należy podać afiliację). Zaleca się również stworzenie profilu ORCID (*Open Research and Contributor ID*), umożliwiającego śledzenie dorobku naukowego autora w sieci, oraz wskazanie nr ORCID pod danymi autora/autorów.

10. Do tekstu należy dołączyć streszczenie w języku angielskim i w języku niemieckim. Streszczenie powinno określać temat, cele oraz główne wnioski opracowania. Do każdego streszczenia należy dołączyć 6–8 słów kluczowych.

11. Wydawnictwo zastrzega sobie prawo dokonywania w tekstach poprawek redakcyjnych.

12. Autor jest zobowiązany do wykonania korekty autorskiej w ciągu 7 dni od daty jej otrzymania. Niewykonanie korekty w tym terminie oznacza zgodę Autora na wydanie tekstu w postaci przesłanej do korekty.

13. Przesyłając tekst, Autor wyraża zgodę na umieszczenie w internetowej bazie Czasopisma Naukowe w Sieci (CNS) i innych bazach, z którymi współpracuje Wydawnictwo, oprócz samego tek-

stu także podstawowych danych o artykule, m.in. jego streszczenia w języku angielskim wraz z danymi personalnymi autora (imię i nazwisko, miejsce zatrudnienia, adres e-mail) i słowami kluczowymi.

14. Autor nie otrzymuje honorarium autorskiego za artykuły.

15. Po opublikowaniu artykułu autor otrzymuje nieodpłatnie 1 egzemplarz drukowany czasopisma „Germanica Wratislaviensia”.

Wszystkie udostępniane przez Wydawnictwo artykuły, w formacie PDF, znajdują się na stronie czasopisma: <https://wuwr.pl/gwr>.

Information for Authors

1. The Editorial Board accepts previously unpublished scholarly papers in Literary Studies and Linguistics. The Editorial Board does not return non-commissioned submissions.

2. By submitting their articles to the journal's Editorial Board the authors a) state that they hold the copyright rights to the articles, that the articles are free from any defects of title and that they have not been previously published elsewhere in their entirety or in part nor have they been submitted to any other journal, and b) grant their consent, free of charge, to have their articles published in „Germanica Wratislaviensia“ and disseminated without any limitation as to the time and territory, including by marketing copies of the journal as well as making them available on the internet free of charge and in exchange for a fee.

3. Length: article: max 15p., review: max. 5p., report: max 3p.

4. Formal requirements: font – Times New Roman 12, line spacing – 1.5, footnotes. The titles, names and surnames of authors cited in the submissions originally written in alphabets other than the Latin alphabet must be transliterated into the Latin script.

5. Manner of submission: articles should be sent in electronic form (MS Word document: DOC/DOCX or RTF) via e-mail sent to: germanica.wrat@uwr.edu.pl up to 30th Sep. Submissions not conforming to the required standards may not be taken into account in the selection process.

6. The authors will be informed about whether their articles have been accepted for publication in „Germanica Wratislaviensia“ via e-mails sent to the addresses provided by them.

7. Articles submitted for publication are reviewed, and the reviews are confidential and anonymous (double-blind review). A list of reviewers is published in every issue of the journal in a given year. The reviewers' comments are sent to the author who is obliged to take into account the corrections suggested by the reviewers or to send an explanation if he or she decides not to take them into account. The Editorial Board refuses to accept an article for publication in the case of two negative reviews.

8. The Editorial Board seeks to prevent cases of ghostwriting and guest authorship, which are manifestations of scholarly dishonesty. Ghostwriting is a situation when someone has made a significant contribution to an article without revealing his or her role as one of the authors or without being mentioned in the acknowledgements. We are dealing with guest authorship when an individual's contribution is very limited or non-existent and yet he or she is listed as the author/co-author of an article. Such practices are combatted by making open the information about the contributions of the various authors to an article (information about the author of the concept, assumptions, methods, protocol etc. used when writing the article).

9. The top left-hand side corner of the title page of the submission should contain details concerning the author/authors (e-mail addresses and telephone numbers, work place, affiliation in the case of academics). What is also recommended is an ORCID (Open Researcher and Contributor ID) profile making it possible to follow the author's work online. The ORCID number should be indicated under the author's/authors' details.

10. Texts should be accompanied by summaries in English and German (each summary max. 8 sentences). The summaries should specify the subject matter, aims and main conclusions. Each summary should be accompanied by 6-8 key words in English and in German.

11. The publishing house reserves the right to introduce editorial changes into submitted articles.

12. Authors are obliged to make corrections to their articles within 7 days of receiving the relevant comments. A failure to make the corrections within the deadline signifies that the author agrees to have his or her article published in the form submitted for proofreading.

13. By submitting the article, the author agrees for it as well as its basic data, including its summary in English and the author's details (name and surname, institution, e-mail address) and key words to be included in the online database *Czasopisma Naukowe w Sieci (CNS)* [Academic Journals on the Web].

14. Authors do not receive any fee for their articles.

15. After an article has been published, its author receives one printed copy of „Germanica Wratislaviensia“ free of charge. All articles made available by Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego in PDF format can be found on the homepage: <https://wuwr.pl/gwr>



Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego sp. z o.o.
Plac Uniwersytecki 15
50-137 Wrocław
sekretariat@uwur.com.pl

sklep.uwur.com.pl
[Facebook/wydawnictwouwr](https://www.facebook.com/wydawnictwouwr)

Germanica Wratislaviensia 147, 2022
© for this edition by CNS

